

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## Der «Tagi»-Chefredaktor und die Terroristen

Die irritierende Nähe des Journalisten Res Strehle (Polizeibild) zu Bombenlegern und linken Extremisten. *Von Philipp Gut*

## Doris Leuthard, was nun?

Die beliebte Energieministerin unter Druck der Wirtschaft. *Von Markus Schär*

## Ohne Lenin kein Hitler

Ein Gespräch mit dem grossen amerikanischen Historiker Richard Pipes. *Von Markus Somm*



# *Was einem wichtig ist, muss man nicht immer selbst tun. UBS Strategy Funds.*

## **Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.**

Mit UBS Strategy Funds bieten wir Ihnen die Möglichkeit, weltweit von unseren Markteinschätzungen und Empfehlungen zu profitieren. Die unterschiedlichen Varianten dieser professionell und effizient bewirtschafteten Anlagefonds ermöglichen attraktive Renditen, die in Einklang mit Ihrem persönlichen Risikoprofil stehen. Lassen Sie sich von unseren Anlagespezialisten individuell und fundiert beraten.

**Jetzt informieren und investieren:**  
[www.ubs.com/strategyfunds](http://www.ubs.com/strategyfunds)

Best Bank in  
Switzerland



*Wir werden nicht ruhen*



## Intern

Er war lange Jahre der rührigste, engagierteste und inspirierendste Kinobetreiber Zürichs. Sein Geschmack war das Eichmass, an dem die Kritiker ihre Werturteile ausrichteten. Matthias «This» Brunner war aber über die Schweiz hinaus bestens vernetzt und bekannt. Er ist es noch heute. Der Künstler Andy Warhol war bei Brunner in den Ferien, Hollywoodgrössen nannten ihn schon vor Jahren einen Freund. Es gibt US-Filme, in denen This Brunner anspielungsreich verewigt wurde, zum Beispiel als Tis Brooke in Paul Schraders «Light Sleeper». Einen Glücksmoment verschaffte der Umtriebige einem damaligen Zürcher Filmkritiker, als er ihn im örtlichen Restaurant «Kronenhalle» mit der in jeder Hinsicht umwerfenden Filmemacherin Kathryn Bigelow zusammenführte. Die US-Regisseurin hatte



*Vernetzt und bekannt:* Bigelow, Brunner.

eben einen Thriller abgedreht und berichtete bei einem Wiener Schnitzel davon, wie sie jeweils vierzehn Stunden täglich in Los Angeles arbeite, plus zwei Stunden joggen, ebenfalls täglich. Inzwischen ist Bigelow zu einer der erfolgreichsten Regisseurinnen Hollywoods herangereift. Ihr jüngster Film «Zero Dark Thirty» über die Liquidierung des Top-Terroristen Osama Bin Laden wurde eben für fünf Oscars nominiert. Wir haben This Brunner für diese Ausgabe gebeten, ein Porträt seiner langjährigen guten Freundin Kathryn Bigelow für uns zu schreiben. Dass Brunner zwischen den Stationen Samedan und Berlin Zeit fand, den Auftrag auszuführen, erfüllt uns mit Freude und grosser Dankbarkeit. Brunner ist vielbeschäftigt. Derzeit präsentiert er an der Berlinale als Co-Produzent den Film «Paul Bowles: The Cage Door is Always Open». Zudem beginnt am nächsten Sonntag, ebenfalls in

Berlin, Brunners Ausstellung «Magnificent Obsession – The Love Affair Between Movies and Literature» in der Galerie Nolan Judin (Potsdamer Strasse 83). **Seite 42**

Im Berner Café «Walter» traf Andreas Kunz den ehemaligen Berner CVP-Nationalrat Norbert Hochreutener, der 2007 mit einer parlamentarischen Initiative den Familienartikel in die Wege geleitet hat, über den am 3. März abgestimmt wird. Trotz des heissen Abstimmungskampfs wurde Kunz das Gefühl nicht



*Familienartikel und Krimi:* Hochreutener.

los, dass der pensionierte Politiker und Hobby-schriftsteller lieber über sein neuestes Buch reden würde. Tatsächlich führte er unseren Redaktor nach dem Gespräch in eine nahegelegene Buchhandlung, wo er ihm eine Ausgabe seines mit Heinz Ramstein zusammen verfassten Kriminalromans «Dubach am Berg. Kampf um die Jungfrau» kaufte, 40 Prozent Autorenrabatt inklusive. **Seite 26**

Hitler oder Lenin? Wer war der grösste Verbrecher des 20. Jahrhunderts? Es mag sein, dass diese Frage fast geschmacklos wirkt, da die beiden Diktatoren sich wohl nur in Graden der Kriminalität unterschieden haben – schlimm waren beide. Was aber sicher scheint: Ohne Lenin und dessen gewaltsame Revolution in Russland hätte es Hitler als historisches Monster kaum je gegeben, wie Richard Pipes im Gespräch mit Markus Somm erklärt. Pipes, einer der besten Kenner der russischen Revolution, lehrte jahrelang als Historiker in Harvard, er beriet Präsidenten und gehörte dem berühmten Team B an, das in den 70er Jahren die allzu optimistischen Prognosen der CIA über das sowjetische Nukleararsenal widerlegte. Unser Autor hat Pipes, der im Juli neunzig Jahre alt wird, in Cambridge, Massachusetts, besucht. **Seite 38**

*Ihre Weltwoche*



## Wissen Sie, was morgen ist?

Wir wissen es nicht. Deshalb denken wir in Szenarien, um Ihr Vermögen zu schützen.

Erfahren Sie mehr zu den Notenstein Szenarien unter [www.notenstein.ch/szenarien](http://www.notenstein.ch/szenarien).



**NOTENSTEIN**  
PRIVATBANK



# «Rock the Ballet» Die neue Show

Seit 2009 begeistert «Rock the Ballet» Zürich und sorgt regelmässig für ausverkaufte Theater auf der ganzen Welt. Nun kommt die New Yorker Compagnie endlich mit ihrer neuen Show vom 2. bis 14. April 2013 zurück in die Maag-Halle.

Angesichts des beeindruckenden Erfolges von mittlerweile fast 500 000 begeisterten Zuschauerinnen und Zuschauern weltweit und ausverkauften Tourneen in Europa, Australien und Asien ist längst offensichtlich, dass Rasta Thomas und seine Bad Boys of Dance mit ihrer spektakulären Tanz-Show genau den Zeitgeist getroffen haben.

Nun kommen die Bad Boys of Dance mit der neuen Produktion des Ausnahmetalents Rasta Thomas, «Rock the Ballet», in die Maag-Halle zurück.

Die Truppe zeigt neue Choreografien und aussergewöhnliche Videoprojektionen zu den besten Rock- und Popsongs aller Zeiten und wird die Maag-Halle erneut zum Kochen bringen.

Neben den akrobatischen Höchstleistungen auf der Bühne gelingt den Tänzern dabei ein ganz besonderes Kunststück: gleichermassen Liebhaber des klassischen Balletts wie Popmusikfans zu begeistern.

«Energie, Lust und getanzte Lebensfreude.»  
NZZ

«Tänzerisches Können und pure Lebensfreude.»  
Züritipp

«Die Show erobert die Welt im Flug.»  
Sonntagszeitung

Profitieren auch Sie vom 2. bis 14. April 2013 von 25 Prozent Rabatt. Es sind maximal sechs Tickets buchbar. Der Rabatt ist nicht mit anderen Vergünstigungen kumulierbar.

Weitere Informationen zur Show finden Sie unter: [www.rocktheballet.ch](http://www.rocktheballet.ch)

## Weltwoche-Spezialangebot

«Rock the Ballet»  
25 % Rabatt auf verschiedene Vorstellungen vom 2. bis 14. April: Di-Do 19.30, Sa 15.00, So 14.00 und 18.00 Uhr

Tickets mit Vorzugskondition: 25 % Rabatt auf alle Kategorien. Die reduzierten Preise variieren zwischen Fr. 44.25 und Fr. 74.25. Die nicht reduzierten Preise zwischen Fr. 59.- und Fr. 99.- (exklusive Vorverkaufs- und Bearbeitungsgebühr).

**Veranstaltungsort**  
Maag-Halle Zürich

**Bestellung**  
Rabattierte Tickets erhalten Sie über [www.rocktheballet.ch/angebot](http://www.rocktheballet.ch/angebot) mit dem Stichwort Platin-Club oder über die Ticketportal-Hotline 0900 101 102 (Fr. 1.19/Min. ab Festnetz) ebenfalls mit dem Stichwort Platin-Club.

**Veranstalter**  
[www.bymaag.ch](http://www.bymaag.ch)

**Offizieller Ticketverkauf**  
Tickets über [www.rocktheballet.ch](http://www.rocktheballet.ch) und an allen Ticketportal-Vorverkaufsstellen

# Krippen

Woher eigentlich nehmen wir die Gewissheit, dass Kinderkrippen Kindern gut tun? Von Roger Köppel

Ich kann mich dunkel erinnern. Meine Eltern mussten beide arbeiten in der Baufirma des Vaters. Die einen Grosseltern waren gestorben, die anderen hatten nicht immer Zeit. So kam es vor, dass mich mein Vater manchmal am Morgen in seinem rötlichbraunen «Toyota Crown» in einen Zürcher Kinderhort fuhr, um mich dort der kundigen Obhut wildfremder Frauen anzuvertrauen, die ausserdem damit beschäftigt waren, unzählige andere Kinder in Schach zu halten.

Einmal abgesehen davon, dass es für mich als damals Vier- bis Fünfjährigen eine gewaltige narzisstische Kränkung bedeutete, dass ich fortan nur noch als einer unter vielen um die Aufmerksamkeit des mit Schürzen bewehrten Personals buhlen musste, war der Hort die Hölle. Ich hasste das Spielen in der Gruppe. Mich nervten die anderen Kinder mit ihrem Gezänk und ihrem Geschrei, der gleichgeschaltete Mittagsschlaf, das kollektive Aufstehen. Aus meiner beschränkten Sicht waren die Aufseherinnen, obwohl sie ihre Sache objektiv sicher recht machten, uniformierte Schreckschrauben, vor denen man nur flüchten wollte. Zu essen gab es Brote mit flüssigem Honig, der alles verklebte.

Kinderhort war Lagerhaft, Verbannung, Exil.

Vielleicht ist heute alles anders. Höchstwahrscheinlich bin ich der Geisterfahrer, ein verhätscheltes Einzelkind, schon damals besserwischerisch, verzogen, und alle anderen sind bis heute dankbar für die Kollektivbetreuung in der Krippe. Möglicherweise hatten meine Eltern einfach den falschen Hort erwischt, oder womöglich waren die Krippen damals noch nicht auf dem ihnen heute allseits bescheinigten hohen, staatlich zertifizierten Qualitätsniveau. Was ich hier sage, ist subjektiv geprägt. Trotzdem bleibt es für mich eine gültige Erkenntnis: Ich empfand die Krippe als Enttäuschung und Bedrohung, als – wie mir erst später klar wurde – unselige Form des Abgeschobenwerdens, denn die Krippe erlaubt es den Eltern, sich der Illusion hinzugeben, sie würden ihre Verantwortung wahrnehmen, indem sie ihre Kinder der Verantwortung Unbekannter überlassen. Nichts ist einem fremder als die aufgezwungene Nähe von Personen, mit denen man nichts zu tun haben möchte.



«Lagerhaft, Verbannung, Exil.»

Das ist der Punkt, der in der Diskussion um den Familienartikel vom 3. März bisher noch nicht berührt wurde. Wie gut sind die Krippen und Horte eigentlich für die Kinder? Meinungsführer und Politiker sehen den flächendeckenden Ausbau staatlicher Betreuungsangebote als genialen Befreiungsschlag. Dank den Krippen würden die letzten grossen Widersprüche und Gegensätze des Abendlandes aufgehoben. Endlich könne versöhnt werden, was sich bisher in die Quere kam: Kinder und Karriere, Frauen und Wirtschaft, AHV und Überalterung, Ausländer und Integration, Selbstverwirklichung und Dienst an

## Familienpolitik ist die Kunst, dem Egoismus den Anschein des Allgemeinwohls zu verleihen.

der Gemeinschaft. Wer Zweifel an der gesellschaftspolitischen Wunderwaffe anmeldet, wird in die Ecke der Rückständigen geschoben. Die Frage, ob es wirklich sinnvoll ist, wenn der Staat massiv subventionierte Anreize schafft, damit Eltern ihre Kinder im Vorschulalter nicht mehr selber erziehen, gilt als unanständig.

Familienpolitik ist wie jede Politik die Kunst, die eigenen egoistischen Wünsche mit dem Anschein des Allgemeinwohls zu verkleiden. Im aktuellen Fall lässt sich das modellhaft zeigen: Einerseits wollen sich Eltern von der Last befreien, die volle Verantwortung für ihre Kinder zu vollen Kosten zu tragen. Andererseits wartet eine professionelle Industrie an staatlichen Kinderbetreuern darauf, ihre neusten pädagogischen Theorien in der Wirk-

lichkeit auszuprobieren. Der Egoismus der einen nährt das Eigeninteresse der anderen, auf Kosten von Dritten, die das Treiben über Steuern finanzieren müssen. Wird der Familienartikel angenommen, zahlen Leute, die keine Kinder haben oder ihre Kinder selber erziehen, für Paare und Familien, die nicht genügend Geld oder Zeit haben, sich selber um ihre Kinder zu kümmern. Die Pflicht der Eltern, sich durch Arbeit mühselig den Lebensunterhalt zu verdienen, damit es für die Familie reicht, soll durch einen Rechtsanspruch ersetzt werden, wonach Eltern, denen es an Zeit oder am Geld mangelt, die fehlenden Mittel auf Kosten der Steuerzahler geschenkt bekommen. Das ist nicht nur gegenüber den Steuerzahlern ungerecht, sondern auch gegenüber den Kindern. Sie sollen von der Familie weg in bequeme Subventionskrippen dirigiert und um die notwendige elterliche Zuwendung gebracht werden.

An den Pflichten der Familie zerbricht der Wunsch nach grenzenloser Selbstentfaltung. Wer Kinder haben will, muss sich einschränken und Verantwortung übernehmen. Wie sich die Eltern organisieren, ist Privatsache, und der Staat hat sich nicht als Übermutter aufzuspielen, die den Leuten vorgaukelt, dass eidgenössisch anerkannte Betreuungsangebote ein Realersatz für elterliche Liebe seien. Wer lieber arbeitet und Karriere macht, muss sich überlegen, ob er nicht besser auf Kinder verzichtet. Wer materiell nicht in der Lage ist, aus eigener Kraft für eine Familie zu sorgen, muss zuerst sparen, bevor er eine Familie gründet. Es gibt kein Grundrecht darauf, auf Kosten anderer zu leben. Vor allem aber irritiert die Leichtfertigkeit, mit der Eltern ihre Kinder in Krippen abschieben, kaum sind sie geboren. Wenn die Krippen auch noch staatlich verbilligt oder gar gratis angeboten werden, wird sich diese Flucht aus der Verantwortung noch verstärken. Ich wage die Vermutung: zum Schaden der Kinder.

Dass vor allem Frauen ungehalten bis aggressiv reagieren, wenn man sie auf dieses Problem anspricht – man möge es mir verzeihen –, macht deutlich, dass hier ein wunder Punkt vorliegt. Auch die genialsten Kinderpsychologen, die den Nutzen der Krippen in gelehrten Beweisführungen zweifelsfrei herausarbeiten, können das schlechte Gewissen nicht beruhigen, weil man eben doch im Innersten ahnt, dass Kinder, vor allem, wenn sie klein sind, am liebsten bei den Müttern wären. Der Familienartikel will uns vormachen, dass alles möglich ist und auch noch wenig kostet. Das konkrete Leben zeigt uns, dass diese Rechnung niemals aufgeht. «Ideologien sind Märchen für Erwachsene», schreibt der amerikanische Ökonom Thomas Sowell. Menschen lieben Märchen. Vermutlich wird der verheerende Familienartikel angenommen.



*Polit-Poetin:* Beraterin Clare Foges. Seite 34



*Mega-Hacker:* Kim Dotcom. Seite 58



*Doppelleben:* Der Fall eines Managers. Seite 24



*Kinderbetreuung als Staatsaufgabe.* Seite 26

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Perpetuum mobile im Asylwesen
- 9 **Im Auge** Scheich Hamad Bin Khalifa Al Thani
- 10 **Kommentar** Abschied vom schönen Geschlecht
- 11 **Personenkontrolle** Küttel, Rütsche, Brunetti, Condrau, Mörgeli, Perler
- 11 **Nachruf** König Richard III. (1452–1485)
- 12 **Propaganda-Walze über dem Bündnerland**  
Olympia-Promotoren greifen tief in die Trickkiste
- 14 **Die Deutschen** Öko-Krieger
- 14 **Wirtschaft** Risiko im System
- 15 **Ausland** Hagel – eine schwache Nummer
- 16 **Mörgeli** Dank Olympia zum Armeeabbau
- 16 **Bodenmann** Das Opium der Rechten
- 17 **Medien** Anschläge gegen das Publikum
- 18 **Leserbriefe/Darf man das?**

## Hintergrund

- 20 **Doris Leuthard, was nun?**  
Die Bundesrätin und die Energiewende
- 23 **Fernsehen** Blamage um fehlende Quoten
- 24 **Doppelleben eines Managers**  
Der Manager, der sich auf dem Strich als Polizist ausgab

## 26 «Sonst sterben die Schweizer aus»

Norbert Hochreutener (CVP), der Vater des Familienartikels

## 28 Res Strehle und die Terroristen

Die linke Vergangenheit des *Tages-Anzeiger*-Chefredaktors

## 32 Sie schaufelte den Weg frei

Hillary Clintons Kampf für Frauen in der Politik

## 34 Grossbritannien

 Die Souffleuse von Premier David Cameron

## 36 Timbuktu

 Der malischen Stadt droht eine Abrechnung

## 42 Action! – und sie wird zum Napoleon

Hollywoods Kult-Regisseurin Kathryn Bigelow

## 44 «Ich verschluckte fast meine Zunge»

Patrick Aebischers Erfolg mit seinem EPF Lausanne

## 46 Wenn die Joints verglimmen

SVP-Politikerin kämpft für eine drogenfreie Schweiz

## 47 Cannabis

 Negative Wirkungen des Kiffens

## 48 Der alte Ullmann und das Monopol

Ungeklärter Unfall der Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft

## 50 Bis auf die Unterhosen

Das Internet als Sex-Falle für Politiker und Privatpersonen

## 52 Geld vom Staat: Die besten Methoden

Staatliche Zuwendungen kassieren – leicht gemacht

## 54 «Wie in einem Teufelskreis»

Ex-Sonova-CEO Valentin Chapero über Insider-Vorwürfe

## 57 Zeitgeschichte

*Weltwoche*-Lebenshilfe aus dem Jahr 1937

## 58 Internet

 Kim Dotcoms Kampf gegen Obamas Justiz (Teil 2)



«Es bleibt ein Vorurteil bestehen»: Historiker Pipes, der vor den Nazis nach Amerika floh. Seite 38

## Interview

### 38 «Lenin war autoritär und machtlüstern»

Der 89-jährige Historiker Richard Pipes über den Totalitarismus und die russische Geschichte

## Stil & Kultur

- 64 Stil & Kultur Manet – Portraying Life
- 66 Bestseller
- 66 Literatur Das neue Buch «Schweizen» von Charles Lewinsky
- 67 Pop Carla Bruni-Sarkozy: vom Elysée-Palast in die Charts
- 67 Jazz Chris Potter
- 68 Top 10
- 68 DVD Italowestern-Raritäten
- 69 Fernseh-Kritik «Sternstunde Philosophie»
- 70 Namen Evelyne Binsack, Gipfelstürmerin in Hollywood
- 71 Hochzeit Christina Surer und Martin Tomczyk
- 71 Thiel Spieglein, Spieglein
- 72 Wein Château Lalaudey Moulis 2009 Cru Bourgeois
- 72 Die Besten In sind Grünflächen
- 73 Auto Opel Mokka 1.4 Turbo 4x4 Cosmo
- 73 Zu Tisch Massimo Bottura im «Badrutt's Palace»
- 74 MvH trifft Ignacio «Nacho» Figueras, Unternehmer

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch  
**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** David Schnapp

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,  
Andreas Kunz, Christoph Landolt,  
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
Florian Schwab, Lucien Scherrer,  
Mark van Huissing

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Markus Gisler, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,  
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,  
Franziska K. Müller, Daniele Muscunico,  
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),  
Verena Tempelmann, Nadja Schmid (*Assistentin*)  
**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),  
Silvia Ramsay  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger und  
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,  
Gregor Szyndler, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger  
**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),  
Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),  
Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,  
info@adextra.ch  
**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,  
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt  
auf Recyclingpapier, das aus  
100 % Altpapier hergestellt ist.  
Es schont damit Ressourcen,  
Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel  
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte  
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





# Lyons kulinarische Tradition

Kulinarikreise für Weltwoche-Leser: Bouchon-Küche und Weinkultur in der Metropole des Genusses – vom Mittwoch, 29. Mai, bis zum Sonntag, 2. Juni 2013.

Nirgendwo sonst in Frankreich dreht sich alles so um den Genuss wie in Lyon. Erleben Sie die Essenz der traditionellen Lyoner Bouchon-Küche. Ob Pasteten, Poularde mit Flusskrebseben oder Coq au Vin – es erwartet Sie sinnlicher Genuss. Sie erkunden das reizvolle Vieux Lyon, und in den Halles de Lyon degustieren Sie fromage, charcuterie, vin, etc. Im Norden Lyons geniessen Sie exquisite Gamay-Weine und in der südlichen Côte-Rôtie inmitten eines Rebbergs edle Syrah-Gewächse mit lokalen Spezialitäten.

## Mittwoch, 29.5.2013

Abflug am Morgen ab Zürich mit Ankunft am Mittag in Lyon und Check-In im Hotel. Danach Zeit zur freien Verfügung für individuelles Flanieren. Am frühen Abend Aperitif in der Hotelbar. Später Genuss der von den berühmten Köchinnen, den mères lyonnaises, überlieferten Kochkunst in einem authentischen Bouchon.

## Donnerstag, 30.5.2013

Am Morgen besichtigen Sie die Halles de Lyon mit ihren Marktständen mit Käse, Charcuterie, Wein und degustieren die lokalen Spezialitäten. Individuelles Mittagessen. Danach erfahren Sie bei einer Stadtführung mehr über das zum Weltkulturerbe gehörende Vieux Lyon. Am Abend geniessen Sie traditionelle französische Küche bei der Notre-Dame de Fourvière mit spektakulärer Sicht auf Lyon.

## Freitag, 31.5.2013

Fahrt ins nördliche Beaujolais und Besuch eines hervorragenden Winzers mit Besichtigung der Rebberge und Weinkeller. Das Mittagessen nehmen Sie in einem Schloss aus dem 15. Jahrhundert ein. Danach erfahren Sie auf Château Thivin, wie dort die hauseigenen Gewächse gekeltert werden. Rückfahrt nach Lyon.

## Samstag, 01.6.2013

Transfer ins Weinbaugebiet Côte-Rôtie und Besuch eines Weinproduzenten. Inmitten seiner Reben geniessen Sie seine Weine mit lokalen Spezialitäten. Weiterfahrt nach Vienne und Besuch des Archeologiemuseums. Rückfahrt nach Lyon und Abendessen bei «Daniel et Denise», deren Gänseleberpastete zu einer der weltbesten gekürt wurde.

## Sonntag, 02.6.2013

Zeit zur freien Verfügung für individuelles Erkunden der Stadt. Nach dem Mittag Abflug nach Zürich.

## Spezielle Erlebnisse im Preis inbegriffen

- Stadtrundgang mit einem Experten
- 3 Abendessen in ausgezeichneten Restaurants
- 1 Mittagessen in einem Schloss
- 1 Mittagessen im Rebberg eines Winzers
- Degustationen in den Halles de Lyon
- Winzerbesuche in der Côte Rôtie und dem Beaujolais
- Genuss gegensätzlicher Lyoner Küchen

## Weltwoche-Spezialangebot

### Kulinarikreise für Weltwoche-Leser

Lyons kulinarische Tradition:  
Mittwoch, 29. Mai bis Sonntag 2. Juni 2013

### Reisearrangement/Preis

Weltwoche-Abonnent/-in: Fr. 2880.–  
Nicht-Abonnent/-in: Fr. 3080.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 600.–  
Teilnehmerzahl: max. 16 Personen  
(Flüge mit Swiss)

### Detailprogramm

Detaillierte Informationen zum Reiseprogramm finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### Anmeldung/Anmeldeschluss

Direkt bei Seventh Heaven:  
[info@seventhheaven.ch](mailto:info@seventhheaven.ch)  
oder Telefon 044 777 70 70  
Anmeldeschluss bis 22. 2. 2013

### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Kulinarikreisen spezialisierte Boutique-Reiseagentur Seventh Heaven Switzerland Ltd. in Zürich, [www.seventhheaven.ch](http://www.seventhheaven.ch)

# Perpetuum mobile im Asylwesen

Von *Andreas Kunz* — Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) markiert in der Asylpolitik Tatendrang. Neu sollen Asylbewerber Schweizer Gratisanwälte zur Verfügung gestellt werden.



*Gegenoffensive:* SP-Bundesrätin Sommaruga.

**K**aum musste das Bundesamt für Migration (BfM) bekanntgeben, dass im letzten Jahr die Rekordzahl von 28 631 Flüchtlingen in die Schweiz gereist ist, startete Justizministerin Simonetta Sommaruga eine Gegenoffensive. Am letzten Donnerstag referierte sie am 5. Asylsymposium in Bern vor Vertretern von Nichtregierungsorganisationen (und den Kameras der «Tagesschau») über «Wege zu einer glaubwürdigen Asylpolitik». Am Freitag verkündete ihr Departement, dass in Zürich ein neues Verfahrenszentrum für 500 Flüchtlinge entstehen soll. Über das Wochenende weilte sie in Nigeria, um «weitere Optimierungen» in der gemeinsamen Migrationspartnerschaft «anzustreben». Und am Montag unterzeichnete die Bundesrätin in Kinshasa ein neues Abkommen mit der Republik Kongo, das die «freiwillige Rückkehr» der Flüchtlinge «fördern und unterstützen» soll.

Die Botschaft der letzten Woche ist klar: Sommaruga zeigt Tatendrang. Tatsächlich hat die Justizministerin mit der «Neustrukturierung des Asylwesens», bei der die Flüchtlinge nach dem niederländischen Modell auf vier grosse Bundeszentren verteilt werden sollen, die richtige Richtung eingeschlagen. Die Verfahren – die bisher durchschnittlich 1400 Tage gedauert haben – werden dadurch vereinfacht. Ob der Zürcher Kreis 5 für ein Bundes-Test-

zentrum der richtige Standort ist, wird sich zeigen. Der Quartierverein sorgt sich um die Sicherheit der Bewohner. Die Hausbesitzer und Investoren fürchten um den Wert ihrer Immobilien, mit denen sie in den letzten Jahren das Quartier zum Boomen gebracht haben. Nur wenige hundert Meter von der geplanten Unterkunft entfernt befinden sich die Zürcher Partymeile sowie die Drogenszene. Die Erfahrung aus anderen Asylzentren zeigt, dass eine Ausgehsperrung vor allem Nordafrikaner nicht davon abhält, ihr Glück im Land auch nachts zu suchen.

## Beschwerdequote von 95 Prozent

Allen neuen Ankündigungen zum Trotz bleibt der grösste Missstand ungeklärt: die zahlreichen Rekurs- und Beschwerdemöglichkeiten, die den Flüchtlingen auch unter dem neuen System offenstehen sollen. Als Ausgleich zu den Verschärfungen im Asylrecht hatte Sommaruga angekündigt, den Rechtsschutz der Asylanten sogar ausbauen zu wollen. Neu sollen Flüchtlingen, die illegal die Grenze überschreiten, Anwälte gratis zur Verfügung gestellt werden. In den Niederlanden führte die unentgeltliche Rechtsberatung zu einer Beschwerdequote von 95 Prozent. Neunzehn von zwanzig Flüchtlingen ziehen ihren Entscheid

»» Fortsetzung auf Seite 10

# Der Perlenfischer



*Scheich Hamad Bin Khalifa Al Thani.*

**D**er blaue Diamant in der goldenen bayerischen Königskrone der Wittelsbacher, die in der Münchner Residenz in einem gläsernen Schaukasten thront, ist ein Imitat. Der echte Edelstein irrlichterte seit 1921 durch klandestine Verkaufskanäle, bis er 1966 als Hochzeitsgeschenk des Kaufhauskönigs Helmut Horten an seine Ehefrau Heidi wieder auftauchte. Der Londoner Juwelier Laurence Graff verkaufte den «Blauen Wittelsbacher» zuletzt für 80 Millionen Dollar an einen Unbekannten, dessen Inkognito jetzt gelüftet scheint: der Emir von Katar.

Sein voller offizieller Name lautet (gemäss Wikipedia) Scheich Hamad Bin Khalifa Bin Hamad Bin Abdullah Bin Jassim Bin Mohammed Al Thani, und die Liste seiner Reichtümer ist noch viel länger. Der grossgewachsene, übergewichtige, etwas kränkelnde 60-jährige Emir ist auch Vater von 27 Kindern und thront als absoluter Monarch über dem Wüstenstaat mit 1,7 Millionen Einwohnern – davon achtzig Prozent ausländische Arbeitskräfte – und den drittgrössten Erdgasvorkommen der Erde. Er wurde in Belgien erzogen und vertraut bis heute belgischen Beratern, durchlief die Offiziersausbildung an der britischen Militärakademie Sandhurst und stürzte 1995 unblutig seinen Vater, der gerade in Genf Ferien machte.

Auffallend an der Strategie des Geldausgebens des Emirs ist eine Methode des Verschwendens mit Präsenz- und Prestigegewinn, nicht unbedingt der schnelle Profit. Der Nachrichtensender Al-Dschasira ist so ein Projekt, auch die Fussball-WM 2022, überhaupt das Engagement im Sport, das Sponsoring des FC Barcelona, die Übernahme von Klubs wie Paris St-Germain und Manchester City. Die Katarer waren drei Jahrtausende lang Perlenfischer und Perlenhändler, bis die Japaner in den 1930er Jahren den Markt mit Zuchtperlen ruinierten. Die Ölfunde von 1938 waren die Rettung. Der Emir setzt heute auf touristische Preziosen, in der Schweiz etwa auf den Bürgenstock, die Hotels «Schweizerhof» in Bern und «Royal Savoy» in Lausanne. Letzte Woche erwarb er den Smaragd aller Smaragde: die magische Costa Smeralda auf Sardinien.

*Peter Hartmann*

durch alle Instanzen weiter, auch wenn der Fall aussichtslos ist.

Bereits heute stehen den Asylanten in der Schweiz Rekursmöglichkeiten offen, von denen Normalbürger nur träumen können. Wird ein Asylgesuch abgelehnt, kann eine Beschwerde eingereicht werden. Kommt es erneut zu einem negativen Bescheid, kann ein Flüchtling ein Revisionsgesuch stellen. Erhält er immer noch kein Aufenthaltsrecht, darf er ein Wiedererwägungsgesuch einreichen, bei dem die ganze Prozedur von vorne anfängt: Rekurs, Revisionsgesuch, Wiedererwägungsgesuch, Rekurs et cetera. Man schaffe damit ein «Perpetuum mobile», bei dem man «nirgendwohin komme», sagt ein Insider aus dem Bundesverwaltungsgericht. «Weder im Steuerrecht noch im Arbeitsrecht stehen Schweizern die gleichen Möglichkeiten offen.»

#### «Unterschiedliche Interessenlage»

Deutliche Kritik an diesen Plänen äusserte letzte Woche auch der parteilose Bundesverwaltungsrichter Walter Lang. «Ein solches System schafft falsche Anreize», sagte er in einem Interview mit der *Berner Zeitung*. Lang, der aufgrund von Sicherheitsbedenken auf ein Foto verzichtete, sparte nicht mit Kritik an den Neuerungen. «Was heute angedacht ist, ist nicht praxistauglich. Bleibt es dabei, wird die Einhaltung der Fristen die Ausnahme sein.» Um die Vorgaben gewährleisten zu können, forderte Lang ein neues «Asylverfahrensrecht». Nur damit könne auf die «unterschiedliche Interessenlage» der Flüchtlinge eingegangen werden. «Jemand, der verfolgt wird, hat ein Interesse daran, schnell zu erfahren, ob er bleiben kann. Wer aus wirtschaftlichen Gründen kommt, ist daran interessiert, sich so lange wie möglich hier aufzuhalten.» In einem neuen Verfahrensrecht – das alte stammt aus dem Jahr 1969 – könnten auch die «Beweiserhebung und die Mitwirkungspflicht» der Betroffenen «besser geregelt» werden, sagte Lang.

Dass sich zum ersten Mal seit Jahren ein Bundesverwaltungsrichter ausführlich zu Wort meldet, war vielleicht das positivste Signal der letzten Woche. Denn Lang sparte auch nicht mit Selbstkritik. Seine Kollegen, die unter anderem wegen der langen Verfahren regelmässig in der Kritik stünden, müssten «aktiver kommunizieren». Das Bundesverwaltungsgericht könne «nicht so tun, als ginge uns das nichts an». Justizministerin Sommaruga reagierte umgehend: «Wir sind jetzt in der Phase, in der wir auf genau solchen Input angewiesen sind», sagte sie am Asylsymposium zur Kritik der Richter.

Es tut sich etwas im Schweizer Asylwesen. Abzuwarten bleibt, wie sich die vielen Neuerungen auf die Flüchtlingszahlen auswirken.

## Kommentar

# Abschied vom schönen Geschlecht

Von Georg Gafron — Wenn es so weitergeht, werden irgendwann humorlose Gender-Milizen das erotische Knistern verbieten.

Man mag es drehen und wenden, wie man will. Die Menschheit besteht nun mal aus zwei Geschlechtern – Männern und Frauen. Rein biologisch gesehen, ist deren Daseinszweck ausschliesslich die Erhaltung der Art. Eine Gemeinschaft, die sich nicht fortpflanzt, stirbt aus. Der Vater der Psychoanalyse, Sigmund Freud, hat es einmal so formuliert: «Der Sexualtrieb in uns ist der letzte animalische Urinstinkt, der dem zivilisierten Menschen erhalten geblieben ist.» Dass der sich nicht frei und gewalttätig austoben kann, dafür sorgen ethische Normen und letztendlich strafbewehrte Gesetze.

Unbestritten ist aber auch, dass sich die eschlechter durch bestimmte Reizmuster anziehen. Dazu gehören auch die Attribute des weiblichen Körpers. Die Begegnung von Mann und Frau birgt immer ein leises erotisches Knistern in sich. Warum wohl legen die meisten Frauen so viel Wert auf ihre äussere Erscheinung? Warum spielt die Erotik der Frau in der Werbung trotz jahrzehntelanger kritischer Debatten immer noch eine zentrale Rolle? Warum ist der Umsatz von Dessous in den vergangenen Jahren stets angestiegen? Deren Käuferinnen können doch nicht alle Opfer männlicher Macht sein. Warum auch gehört das Flirten seit Menschengedenken, sozusagen das spielerische Florettieren und Balzen, zu den schönsten Formen der Kommunikation zwischen Mann und Frau? Ist das wirklich Sexismus? Und wer legt eigentlich fest, wann

und wo Sexismus beginnt oder aufhört? Es gibt viele Frauen, die sich über ein Kompliment, auch ihre Erscheinung betreffend, freuen. Eine Belästigung ist das noch lange nicht.

Auch finde ich es merkwürdig, wenn in der aufgebauchten Kampagne gegen den FDP-Politiker Rainer Brüderle das fortgeschrittene Alter des «Angeklagten» als besonders belastend («alte Böcke») im Umgang gegenüber der 29-jährigen Journalistin des *Sterns* gewertet wird. Wieso eigentlich haben ein älterer Mann und eine jüngere Frau nicht das Recht auf eine sexuelle Beziehung? Ist es verboten, dass ein Älterer einer Jüngeren ein Kompliment macht?

Es gibt zahllose Beispiele gutfunktionierender Beziehungen trotz erheblicher Altersunterschiede. Und – ist es wirklich die Meinung der Mehrheit der Frauen in Deutschland, die in den Talkshows von immer den gleichen Feministinnen ausgebreitet wird, oder ist das Ganze vielleicht Ausdruck jener Gender-Ideologie, die letztlich die Geschlechterdifferenzen aufheben will und auf dem Weg dorthin den feminisierten Mann und die maskuline Frau auf ihre Fahnen geschrieben hat? Droht gar ein neuer Totalitarismus, bei dem am Ende eine Art Pasdaran-Miliz durch die Strassen streift und sich umarmende Paare aufgreift?

Ohne das Knistern zwischen den Geschlechtern wäre unsere Gesellschaft freudloser und humorloser, als sie aufgrund der vielen Regeln der Political Correctness ohnehin schon ist.



Tatwaffe Dirndl.

## Personenkontrolle

### Küttel, Rüttsche, Brunetti, Condrau, Mörgeli, Perler

Die Steuerverwaltung des Kantons Thurgau gleicht einem Familienbetrieb, und das schon seit Jahr und Tag (*Weltwoche* Nr. 29/12). Unter **Peter Küttel**, Amtschef bis 2004, erhielten beide Söhne eine Beamtenstelle, wobei der eine, Oliver, noch immer bei der Steuerverwaltung arbeitet. Unter Küttels Nachfolger **Jakob Rüttsche** ergatterten mit Ciril, Ivan und Ronny Rüttsche gleich drei Söhne einen Steuerexperten-Job. Nachdem Ronny sich selbständig gemacht hatte, wurden die Rüttsches jedoch auf ein Trio dezimiert. Nun jedoch ist das Familienquartett auf der Steuerverwaltung wieder vollzählig: Ramona



*Familienquartett vollständig:* Jakob Rüttsche.

Rüttsche-Kägi heisst die Vierte im Bunde. Das Pfarreiblatt der Region Toggenburg hat ihre Hochzeit mit Ivan am 18. August 2012 vermeldet. Wurde da aus Liebe am Arbeitsplatz eine Ehe? Oder verschaffte Familienoberhaupt Jakob seiner neuen Schwiegertochter einen Posten? «Angaben zu den persönlichen Verhältnissen unserer Angestellten können wir aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes und des Amtsgeheimnisses nicht machen», bedauert **Mario Brunetti**, Generalsekretär des Departements für Finanzen und Soziales. (*cal*)

Als Institutsdirektor ist Professor **Flurin Condrau** nach der Entlassung von **Christoph Mörgeli** zwar suspendiert. Allerdings kündigt er fürs Frühjahrssemester dennoch Vorlesungen an. So ist Condrau beim Blockkurs «Notfall- und Intensivmedizin» für Medizinstudenten bei den nichtalphabetisch aufgeführten Dozenten der erstgenannte und wichtigste. Was den Sozialhistoriker Condrau genau befähigt, künftige Ärzte für Notfälle und Intensivbehandlungen auszubilden, bleibt sein Geheimnis. Für Notfälle zeigte er sich durch sein monatelanges Abtauchen jedenfalls nicht als besonders geeignet. Vielleicht aber ist diese Sichtweise falsch. Man



«Notfall»: Institutsdirektor Condrau.

könnte ja auch argumentieren, dass Condrau auf diesem Gebiet ein erfahrener Fachmann sei. Schliesslich hat er sein Medizinhistorisches Institut durch den Wegfall der vier führenden Wissenschaftler tatsächlich zu einer Art Notfall gemacht. (*gut*)

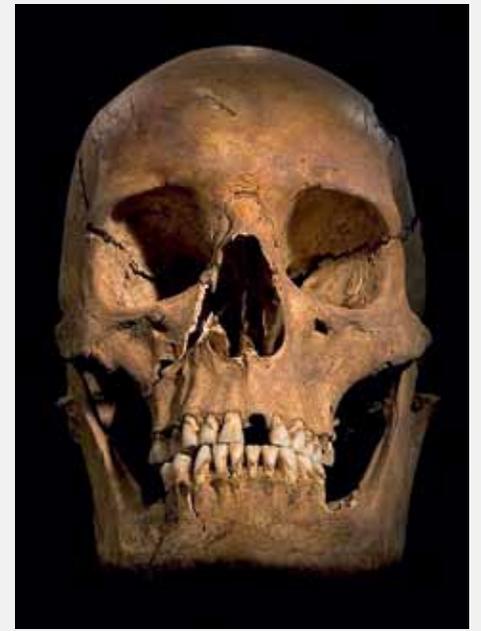
Am Anfang war eine Notiz in dieser Rubrik in der Ausgabe vom 1. Juli 2010. **Michael Perler**, der damalige Chef der Bundeskriminalpolizei (BKP), hatte sich in offizieller Mission zu einem Kongress über die Mafia nach Sankt Petersburg von seiner russischen Freundin begleiten lassen, was in Polizeikreisen Irritationen ausgelöst habe. Zumal Perler die Reisekosten für seine Herzdame aus eigener Tasche beglichen hatte und der Kalte Krieg bekanntlich seit zwei Jahrzehnten zu Ende ist, war die Angelegenheit aus der Sicht der *Weltwoche* mit der Kurzmeldung angemessen erledigt.

Nicht so für die Bundesverwaltung, die, gestützt auf ein Urteil des Bundesgerichtes, Perler als «Sicherheitsrisiko» einstufte und entliess. Dabei hatte der BKP-Chef seine Freundin vor dem Russland-Trip doch heimlich einer Sicherheitsprüfung unterzogen. Genau das hätte er nach Ansicht des Bundesrichters aber gerade nicht tun dürfen. Und schon folgt die nächste Unbill: Die Russin klagt von Perler, von dem sie sich zwischenzeitlich getrennt hat, 25 000 Franken Schmerzensgeld ein – erstens, weil er sie illegal habe überprüfen lassen, und zweitens, weil sie wegen der Russland-Reise ihren Job als Sekretärin verloren habe. Die Verhandlung findet nächste Woche vor dem Bezirksgericht in Meilen statt. (*axb*)



*Nächste Unbill:* ehemaliger BKP-Chef Perler.

## Nachruf



*Er ist's!* Richard III.

**König Richard III. (1452–1485)** — Eigentlich ist unser Toter schon seit 527 Jahren tot. Doch so sicher war man sich nicht. Sein Gerippe jedenfalls galt als verschollen. Gewiss war einzig, dass König Richard III., der letzte York auf Englands Thron, 1485 in der Schlacht bei Bosworth Field durch eine Streitaxt niedergemacht wurde. Letzten Sommer plötzlich fanden Forscher unter einem Parkplatz zu Leicester ein Skelett, welches verblüffende Ähnlichkeiten mit Richard III. aufwies. Ein beispielloser Analyseparcours wurde veranstaltet. Seit Montag ist es offiziell: Er ist's!

Wer nun meint, Richard III. sei die letzte Ruhe vergönnt, irrt. Die Richard III Society will seine Ehre wiederherstellen. Hatte doch Tudor-Hofpoet William Shakespeare, seinen Gebieter zum Wohlgefallen, Richard zu einem blutrünstigen Dämon entstellt. Auch das Volk macht Druck. Der Wunsch nach einem Staatsbegräbnis wird laut. Schliesslich hatte Jelzin den letzten Zaren auch noch einmal mit Pomp beerdigen lassen, obwohl von ihm kaum ein ganzer Knochen übrig war.

Ohne unsere Wenigkeit aufzublasen, dürfen wir hier vermerken, dass der *Weltwoche* die Identität des Skeletts seit geraumer Zeit bekannt war. Anlässlich einer Recherche (Nr. 50/2012) hatte ein Forschermitglied das Geheimnis im Vertrauen gelüftet. In Ehrfurcht vor dem Toten haben wir bis dato treu geschwiegen. Umso frenetischer rufen wir jetzt: «Eure Exzellenz Elisabeth II., lasst Westminster Abbey schmücken und die Glocken läuten!» Unser Frack hängt frisch gestärkt fürs Jahrtausendfest bereit. *Urs Gehrig*

# Propaganda-Walze über dem Bündnerland

Von Christoph Landolt — Die Schweizer Olympia-Promotoren beherrschen die Kunst der politischen Kommunikation. Um den Bündnern ein Ja zu den Olympischen Spielen in St. Moritz und Davos abzurufen, greifen sie tief in die Trickkiste. Sogar Bundespräsident Maurer trommelt heftig mit.



*Einst erklärter Gegner von Behördenpropaganda, heute oberster Olympia-Werber: Bundespräsident Maurer (links) und Sportdirektor Gilli.*

Klein, bescheiden und so natürlich wie der blaue Engadiner Himmel sollen sie sein, die Olympischen Spiele 2022 in St. Moritz und Davos. Dieses Bild, das einem Tourismusprospekt entspringen könnte, zeichnen die Olympia-Promotoren um Direktor Gian Gilli, die in diesen Wochen durch die Täler des Kantons Graubünden tingeln.

Zunächst aber wird dick aufgetragen. 60 Millionen Franken, davon die Hälfte vom Bund, stehen zur Verfügung, um die Bündner und später das Internationale Olympische Komitee (IOC) von den Vorzügen der Kandidatur zu überzeugen. «Allein die Kandidaturphase kostet fast so viel wie die ganze Ski-WM St. Moritz 2017», sagt der St. Galler SVP-Nationalrat Roland Rino Büchel. «Bescheidenheit? Nein. Megalomanie? Eher.»

Die Rede von den bescheidenen Spielen ist nur einer von vielen Marketingtricks, deren

sich die Olympia-Promotoren bedienen. Es gilt, am 3. März die Abstimmung über den 300-Millionen-Kredit des Kantons zu gewinnen. Davor wird ein sorgfältig orchestriertes Propagandafeuerwerk abgebrannt.

## Oberländer einseifen, Unterländer...

Bündner Politbeobachter können sich an keinen derart aufwendigen Abstimmungskampf erinnern. Unter dem Titel «Viadi 2022: Unsere Reise durch Graubünden» besuchen die Olympia-Promotoren das Hundeschlittenrennen bei der Viamala, die Fasnacht von Chur, den Rotary-Club Thusis oder das Altersheim Guggerbach in Davos. Kaum ein Tag vergeht ohne eine Olympia-Werbeveranstaltung. Finanziert wird «Viadi 2022» vom offiziellen Bewerbungskomitee, dessen Budget bis zum Abstimmungstermin vom 3. März Ausgaben von 5,4 Millionen Franken vorsieht. Obwohl «Viadi 2022»

praktisch ausschliesslich mit öffentlichen Geldern finanziert wird, fliessen gemäss Mediensprecher Christian Gartmann keine Steuern in die Propaganda. «Alles wird vollumfänglich durch Sponsoren bezahlt.» Die Namen will Gartmann nicht verraten.

Von den Gewinnen würde gemäss Wirtschaftlichkeitsstudie vor allem der Kanton Graubünden profitieren. Die Kosten sollen aber hauptsächlich die Miteidgenossen aus dem Unterland tragen. Sie dürfen zahlen, mitreden jedoch nicht. Obwohl der Bund eine Milliarde Franken plus Hunderte Millionen für einen Armeeeinsatz bezahlen muss, wird der Beitrag nach dem Willen des Bundesrats von einem Referendum ausgeschlossen.

## Gewinne herbeireden

«Die Schweiz als hochentwickelte Nation mit einem gesättigten Markt in Wintersport

würde ökonomisch kaum von Olympia profitieren.» Zu diesem Schluss kam der Exekutivrat von Swiss Olympic vor fünf Jahren. Er stützte sich dabei auf eine Studie der Universität Lausanne, an der fünfzig Experten mitwirkten. Heute ist alles anders. Die Wirtschaftlichkeitsstudie für «Graubünden 2022» bescheinigt allen lauter Vorteile: eine Bruttowertschöpfung von rund 4 Milliarden Franken, ein jährliches Bruttoinlandsprodukt-Wachstum von 0,1 Prozent, 33 000 neue Arbeitsplätze. Die Werte erstaunen. Studienautor Jürg Stettler, Tourismusprofessor an der Hochschule Luzern, hat bereits die Wirtschaftlichkeit von «Berne 2010» errechnet. Wie die *Handelszeitung* schreibt, ging Stettler damals von weniger als halb so vielen durch die Spiele erzeugten Arbeitsplätzen aus. Die Wertschöpfung für die ganze Schweiz wäre kleiner gewesen, als sie heute allein für das Bündnerland prognostiziert wird.

Nachdem Sportminister Ueli Maurer (SVP) den Verpflichtungskredit von einer Milliarde zuvor als «Defizitgarantie» bezeichnet und ausgeschlossen hatte, dass weitere Bundesgelder fließen werden, musste er zugeben: Die Milliarde ist ein Verpflichtungskredit und ist fix eingeplant. Da das IOC aber eine staatliche Defizitgarantie verlangt und die Vorlage, über welche im Bündnerland nun abgestimmt wird, eine kantonale Defizitgarantie ausschliesst, bleibt das Risiko beim Bund. Beim Sportdepartement VBS heisst es dazu: «Der Bund würde ein Defizit übernehmen, aber es wird kein Defizit geben.» So etwas hätte die SVP früher «finanzpolitisch verantwortungsvoll» genannt.

### Kreativ rechnen

300 Millionen fehlten im Budget von «Graubünden 2022» – zu viel für die Finanzkommission des Nationalrats. Also begann das Kandidaturkomitee zu rechnen. Schnell waren die 376 Millionen aus dem Betriebsbudget getilgt. Ausgaben von 2,464 Milliarden stehen nun Einnahmen von 2,464 (davon 1 Milliarde vom Bund) gegenüber, das Defizit ist weg. Wichtigste Sparmassnahme (225 Millionen) ist die Verlegung des olympischen Dorfs in Davos, das ursprünglich als temporäre Anlage am Hang über dem Davosersee geplant war, nun aber zentraler liegen soll und mit weniger provisorischen Bauten auskommt. Wie das? Die Athleten sollen in bestehenden Ferienwohnsiedlungen sowie einigen hundert wiederverwendbaren Containern unterkommen. Das bringt entweder zusätzliche Infrastrukturausgaben oder aber hohe Mietkosten mit sich – weder das eine noch das andere wurde im neuen Budget berücksichtigt. Für Bundespräsident Maurer bleibt ein Defizit dennoch eine «rein hypothetische Frage».

Mit Sportfans allein ist eine Abstimmung nicht zu gewinnen. Um die 300-Millionen-

Pille auch dem Rest des Volks schmackhaft zu machen, überboten sich die Olympia-Promotoren mit schönen Worten: Sie führen einen «Innovationsdialog», der «neue Ideen» hervorbringt, welche «Graubünden und die Schweiz weiterbringen». Sie erfinden ein «NIV-Konzept» samt «NIV-Ausschuss» und eine «NIV-Charta», wobei die Abkürzung für «Nachhaltigkeit x Innovation = Vermächtnis» steht. Wohl die kühnste Behauptung ist aber, dass die sechzehn Tage Olympia «nur die Spitze in einem 20-jährigen Entwicklungsprozess» seien. Tatsächlich ist der Spuk nach sechzehn Tagen nicht vorbei. Einige Tage nach der Schlussfeier beginnen nämlich die Paralympics. Ein Bündner Sportfunktionär nennt sie «eine Strafaufgabe, welche das IOC allen Veranstaltern aufbürdet und die Veranstaltungsorte nochmals für etwa zehn Tage blockiert».

Elf Mal weilte Bundespräsident Maurer in den letzten Wochen im Bündnerland, und jedes Mal sprach er von Olympia. Ob an der Tour de Ski im Val Müstair, am WEF und am Spengler-Cup in Davos, an der Bob-WM in St. Moritz – immer trommelte der Sportminister für die Olympiakandidatur. Maurer war früher ein erklärter Gegner der «Behördenpropaganda». Als SVP-Parteipräsident gehörte er zu den Erstunterzeichnern der Maulkorb-Initiative, die vom Bundesrat verlangte, sich vor Abstimmungen aus der Debatte herauszuhalten. Fünf Jahre später absolviert der oberste Sportfan des Landes eine eigentliche Werbetour durch den Kanton Graubünden. «Für eine kantonale Abstimmung ist das Engagement des Bundespräsidenten wirklich auffällig hoch», sagt SP-Nationalrätin Silva Semadeni, eine der grössten Olympia-Kritikerinnen im Bündnerland.

### Ringier einbinden

Von Anfang mit an Bord war der Ringier-Konzern. Sven Zehnder, ein Angestellter der Sportvermarktungsagentur Infront Ringier, amtiert gleichzeitig als Generalsekretär des Bewerbungskomitees. Dort bestreitet man, dass Steuergelder zu Ringier fließen. «Der Verein <Graubünden 2022> unterhält keine Geschäftsbeziehung mit Infront Ringier», sagt Sprecher Gartmann. Anders tönt es bei Infront Ringier. Ein Sprecher sagt, der Verein beziehe «bei Bedarf weitere Dienstleistungen bei Finanzen, Recht und Administration».

Politik und Ringier verhandeln auf allerhöchster Ebene: Wie die *Sonntagszeitung* letzte Woche enthüllte, trafen sich Maurer und Ringier-CEO Marc Walder während des WEF in Davos zu einem Arbeitsfrühstück. Thema: Wie kann ein Fiasko bei den Abstimmungen im Kanton Graubünden abgewendet werden? Maurer und Walder riefen daraufhin die «Freunde von Graubünden 2022» ins Leben, eine Gruppe von hundert Prominenten. Prak-

tisch: Langlaufstar Dario Cologna, neben Simon Ammann und *Blick*-Kolumnist Bernhard Russi einer von drei Erstunterzeichnern, lässt sich von Infront Ringier managen.

### Die Geschichte klittern

Mit einem anderen Schachzug scheiterte Ringier: Die Zeitung *Blick*, die durch eine besonders euphorische Olympia-Berichterstattung auffällt, schrieb per Ende Januar eine Lesereise nach Norwegen aus. Die *Blick*-Leser sollten sich in Lillehammer ein Bild vom Vermächtnis der Winterolympiade 1994 machen. Mangels Interesse musste die Reise abgesagt werden. Das Beispiel zeigt aber, wie die Olympia-Werber mit den Erfahrungen früherer Jahre umgehen: Das Positive wird hochgejubelt, das Negative relativiert. Auf der Website von «Graubünden 2022» erklären sie, dass «seit 1994 vier von fünf Winterspielen mit einem ausgeglichenen oder positiven Resultat abgeschlossen haben». Das stimmt – solange die Betriebskosten isoliert betrachtet werden. Fakt ist, dass die Ausgaben seit 1960 kein einziges Mal im vorgesehenen Budget blieben.

Die Olympia-Befürworter haben also alles Erdenkliche unternommen, um Bündnervolk und Parlament von ihrer Kandidatur zu überzeugen. Die Schlacht um Olympia kann in der Schweiz indes nur verlorengehen – gewonnen wird sie auf jeden Fall in Kuala Lumpur, wo das IOC über die Vergabe entscheidet. Sion ist trotz überzeugender Kandidatur und Akzeptanz im Volk zweimal in der Schlussphase gescheitert. Der Zuschlag ging nach Salt Lake City (2002) und Turin (2006). In beiden Fällen kam später Korruption ans Licht. Ist «Graubünden 2022» für das finale Hauen und Stechen gerüstet?

Das IOC hat sich seither nicht wesentlich verändert. Immer noch entscheiden rund hundert Funktionäre, unter ihnen: der Sportberater Wladimir Putins, ein nachweislich korrupter Senegalese und ein ebenso käuflicher Kameruner. Oder der Sohn des bestechlichen Ex-IOC-Präsidenten Juan Antonio Samaranch.

Unter dem Titel IOC sind im Kandidaturbudget lediglich 600 000 Franken reserviert. Nur 1 Prozent für die Entscheidungsträger. Reicht das? Zweifel sind angebracht. Um das IOC zu überzeugen, braucht «Graubünden 2022» keinen Gian Gilli als Olympiadirektor, sondern einen wie René Fasel. Drei Gründe sprechen für den Freiburger: Erstens ist er als Präsident des Eishockey-Weltverbands langjähriges IOC-Exekutivmitglied, er kennt die Verhältnisse. Zweitens hat Fasel Erfahrung mit dem Einfädeln von undurchsichtigen Deals. Er vermittelte millionenschwere Geheimverträge zwischen einem seiner Jugendfreunde und einer Sportagentur namens Infront. Drittens würde Fasel vielleicht einen Verwandtschaftspreis machen: Sein Sohn Pierre ist Mitarbeiter bei Infront Ringier. ○

# Öko-Krieger

Von Henryk M. Broder — Deutsche Tankflugzeuge sind vom TÜV noch nicht abgenommen.



Am letzten Wochenende gedachten die Russen der Schlacht von Stalingrad, die am 2. Februar 1943 mit der Kapitulation der 6. Armee unter General Friedrich Paulus,

der von Hitler noch im letzten Moment zum Generalfeldmarschall befördert worden war, zu Ende ging. Die blutigste Schlacht des Zweiten Weltkrieges tobte fast ein halbes Jahr und kostete 700 000 Soldaten auf beiden Seiten das Leben, dazu eine unbekannte Anzahl Zivilisten.

Auch in Deutschland fanden Gedenkfeiern statt, bei denen vor allem daran erinnert wurde, dass von den 90 000 deutschen Soldaten, die in sowjetische Gefangenschaft geraten waren, nur etwa 6000 nach Hause zurückkehrten.

Aus dem Abstand von siebzig Jahren betrachtet, ist die Schlacht um Stalingrad nicht nur ein «Stahlgewitter» der Superlative, das an Sinnlosigkeit kaum zu übertreffen ist, seltsam mutet auch an, dass die Deutschen überhaupt so weit kamen. Von Berlin nach Stalingrad sind es immerhin 2220 Kilometer. Noch weiter ist der Luftweg von Paris nach Timbuktu, nämlich 3600 Kilometer, wo die französische Armee gerade der Regierung Malis hilft, sich aus dem Würgegriff der Islamisten zu befreien. Deutschland unterstützt den Einsatz der Franzosen in dem westafrikanischen Wüstenstaat – mit der Bereitstellung zweier Transall-Transportmaschinen der Bundeswehr. Die sollen aber nur Gummibärchen, Toilettenpapier und Tütensuppen nach Mali bringen, auf keinen Fall aber französische Soldaten befördern, denn dafür gäbe es kein Mandat – weder des Bundestages noch des Uno-Sicherheitsrates, sagen die Experten des Verteidigungsministeriums.

Es gibt aber nicht nur rechtliche Bedenken. Die Bundesluftwaffe wäre in der Lage, französische Kampffjets in der Luft zu betanken, darf es aber nicht, weil die Tankflugzeuge vom TÜV noch nicht abgenommen wurden. Und in Afghanistan mussten Bundeswehr-Fahrzeuge stillgelegt werden, weil der Abgastest abgelaufen war. Die Öko-Krieger achten bei ihren Einsätzen auch auf den CO<sub>2</sub>-Ausstoss.

Das ist der Stoff, aus dem Komödien geschrieben werden. «Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass.» Eher lacht sich ein Talib tot, als dass er von einem Schützenpanzer ohne TÜV-Plakette erwischt wird.

# Risiko im System

Von Silvio Borner — Die Minder-Initiative wird an den Managerlöhnen nichts ändern. Stattdessen nährt sie gefährliche Illusionen und verschleiert die wahren Probleme der Wirtschaftspolitik.

Die Minder-Initiative, aber auch der Gegenvorschlag sind fast schon als tragisch zu bezeichnen. Zum einen ist es ein politisches Signal, dass unsere direkte Demokratie aus emotionalen Empörungswellen die Wirtschaftsfreiheit auf Verfassungsstufe willkürlich in Frage stellen kann. Das wirft die Frage auf, wer der Nächste ist: abzockende Vermieter, Hausverkäufer oder Fasnachtsbeizer?

Überrissene Managerlöhne mögen durchaus eine – latent vorhandene – feindselige Haltung gegenüber dem Kapitalismus auslösen oder verstärken. Trotzdem ist die Höhe dieser Löhne ebenso wenig ein wirtschaftspolitisches Problem wie andere Spitzenverdienste im Sport, Film oder in der Kunst. Denn in all diesen Fällen sind offensichtlich die erbrachten Leistungen so viel wert, dass die Firmeneigentümer oder das breite Publikum eine entsprechende Zahlungsbereitschaft an den Tag legen. Wenn das bei einem Top-Manager nicht der Fall sein sollte, muss ihn der Verwaltungsrat ersetzen.

Man könnte solche Eingriffe rechtfertigen, wenn sie diejenigen Firmen betreffen, die systemrelevant sind und daher im Krisenfall mit staatlicher Unterstützung rechnen können. Hier besteht der *moral hazard*: Manager werden dazu verleitet, zu hohe Risiken und dadurch eine Art Wette einzugehen: entweder mit einer fünfzigprozentigen Wahrscheinlichkeit einen Supergewinn zu erzielen oder aber mit derselben Wahrscheinlichkeit die Firma und sich selbst an die Wand zu fahren. Im ersten Fall kommt der *top shot* gross heraus, im zweiten Fall wird der Steuerzahler zur Kasse gebeten. Diese falschen Anreize verleiten auch dazu, den Informationsfluss an die Märkte so zu manipulieren, dass die Kurse zumindest kurzfristig nach oben tendieren.

## Boni in Form von Aktien

Daraus folgt die Erkenntnis, dass es nicht um die Höhe der Kompensation geht, sondern um die Struktur. Und dass nur wenige Grossfirmen davon betroffen sind. Das *moral hazard*-Problem kann aber nicht durch die Abstimmung an der Generalversammlung (GV) über die Höhe der Bezüge gelöst werden, sondern allenfalls mit der Genehmigung eines Entschädigungsreglements. Dieses besteht aus folgenden Eckpunkten:

1 — Die Ausrichtung der Boni sollte nicht in Form von Optionen, sondern von Aktien erfolgen, weil bei den Optionen im obigen Beispiel der Wert auch ohne Inkaufnahme des zu hohen Risikos ebenso wie im Falle des Scheiterns gleich null ist. Es besteht ein krasses Missverhältnis zwischen Ausnahmeerfolg und Misserfolg.

2 — Diese Aktien sind auf drei bis fünf Jahre oder allenfalls gar bis zum Ausscheiden aus dem Unternehmen unverkäuflich, so dass die Aktien selber und die Dividenden vorerst im Eigentum der Gesellschaft verbleiben.

3 — Für den Fall absichtlicher oder fahrlässiger Fehleinschätzungen der Risiken und vor allem der Fehlinformationen darüber verfallen diese Ansprüche.

Ich selbst hatte das Privileg, während vieler Jahre den Entschädigungsausschuss der Helvetia-Versicherungen zu präsidieren, wo diese Prinzipien in einem Reglement festgehalten sind. Zu wissen, wie das Top-Management be-

lohnt (und allenfalls gestraft) wird, ist für den Aktionär viel wichtiger als das formelle Mitbestimmungsrecht über das Wieviel. Zu den Glanzzeiten der UBS hätte der von der angeblich so kritischen Finanzpresse zum Unternehmer des Jahres gekürte CEO wohl in der Generalversammlung noch mehr herausholen können als im Verwaltungsrat. Entscheidend sind die richtigen positiven und negativen Anreize und nicht die Summen. Eine Aktiengesellschaft muss effizient und innovativ geführt sein. Falsche Parallelen zwischen politischer Demokratie und Aktionärsdemokratie sind für die direkte Demokratie die grösste Bedrohung. Die GV einer börsenkotierten Aktiengesellschaft hat rein gar nichts mit einer Landsgemeinde oder Vollversammlung gemein.

Die akuteste Gefahr für unsere Marktwirtschaft sind deshalb nicht «abzockende» Manager, sondern die Direktoren wichtiger Bundesämter wie des Bundesamts für Energie oder des Bundesamts für Umwelt. Sie entwickeln Planungsillusionen für die nächsten Jahrzehnte. Durch sie werden Fehlinvestitionen programmiert und milliardenschwer subventioniert, die volkswirtschaftlich sehr schnell viel schädlicher werden können als die angebliche «Abzockerei». Die Minder-Initiative lenkt so nur ab von den wahren Systemrisiken, indem sie das Marktvertrauen untergräbt und die Staatsgläubigkeit verstärkt.



# Hagel – eine schwache Nummer

Von Hansrudolf Kamer — Der Auftritt des designierten Pentagon-Chefs im Senat war ein Fiasko. Chuck Hagel wirkte stümperhaft und musste mehrmals korrigiert werden.



Politik ist auch Theater. Grosse Schauspielkunst ist zu sehen, wenn in Washington Senatoren die Anwärter auf hohe Ämter unter die Lupe nehmen. Innerhalb weniger Tage hatte die amerikanische Hauptstadt das Vergnügen, Hillary Clinton, John Kerry und Charles Timothy «Chuck» Hagel zu bewundern.

Für die Aussenministerin war es eine Abschiedsgala, obwohl sie zur Terrorattacke im letzten Jahr befragt wurde. Der amerikanische Botschafter Chris Stevens war in Bengasi umgebracht worden. Recht ungewöhnlich: Er war der erste Botschafter seit 1979, dem solches widerfuhr!

Schlamperei bei den Sicherheitsvorkehrungen, die Lage war falsch eingeschätzt worden, das Krisenmanagement hatte versagt. Schlagzeilen erntete aber nur Clintons Schlusskommentar, bei dem sie mit den Fäusten auf den Tisch hieb: «Was für einen Unterschied macht es nun eigentlich?» Es war eine postmodernistische *bravura*-Vorstellung. Sämtliche Fehler und Unterlassungen ihrer Amtsführung wurden souverän unter den Tisch gewischt. Ihre Präsidentschaftskandidatur 2016 ist erfolgreich angelaufen.

Senator Kerry, Clintons Nachfolger, segelte unbehelligt über die Wellen. Als distinguiert und Ostküsten-adeliger Vorsitzender des ausserpolitischen Ausschusses fühlte er sich im Element, war auf das Testverfahren bestens vorbereitet. Und dann kam Chuck Hagel aus Nebraska, Verteidigungsminister in spe.

Seine Nummer war ein Debakel. Während acht Stunden hätte er Rede und Antwort stehen sollen. Er tat weder das eine noch das andere, sondern versuchte, frühere Ansichten zu glätten und zu vernebeln, um seine Peiniger günstig zu stimmen.

Wäre es nur gekonnt gewesen! Doch er wirkte unvorbereitet, stotterte und stammelte, machte falsche Aussagen, die korrigiert werden mussten. Als es um seine künftige Kernaufgabe ging, nämlich das wuchernde Pentagon gesundzuschumpfen, musste er passen. Er hatte keine Ahnung.

Er hätte aber eine haben müssen. Der ehemalige Senator sass während zwölf Jahren als

Republikaner in der kleinen Kammer. Jedermann weiss, dass Bestätigungshearings selten der Sache, sondern vor allem der persönlichen Profilierung der Volkstribunen dienen.

## Unklar trotz Klarstellung

Hagels zur Schau gestellte Inkompetenz war peinlich. Mit Überzeugung erklärte er, die starke Position Präsident Obamas bei der Eindämmung des Irans sei richtig. «Eindämmung» (*containment*) bedeutet: Man versucht nicht mehr zu verhindern, dass der Iran Atomwaffen herstellt, sondern nachher deren Auswirkungen zu begrenzen. Das hat bei der Sowjetunion funktioniert. Warum nicht beim Iran?

Darüber wird seit mehr als zehn Jahren diskutiert. Das Dumme war, dass Obamas Strategie eindeutig ist, zumindest die erklärte. Nur Tage vorher hatte Hillary Clinton versichert: «Unsere Politik ist Verhinderung, nicht Eingrenzung.»

Fünf Minuten nach seiner emphatischen Aussage wurde Hagel ein Zettel gereicht. «Mir wurde soeben eine Notiz gegeben, dass ich mich falsch ausgedrückt habe. Falls ich das gesagt habe, so meinte ich eigentlich, wir haben keine Position bezüglich Containment.»

Das war selbst für Carl Levin, den linksdemokratischen Vorsitzenden des Verteidigungsausschusses und treuen Parteisoldaten,

zu viel: «Wir haben eine Position bezüglich Containment. Wir sind dagegen! Ich wollte nur die Klarstellung klarstellen.»

Trotz Klarstellung blieb unklar, wo Hagel politisch verankert ist. Er selber bezeichnet sich als Eisenhower-Republikaner und ist der Ansicht, seine Partei habe Politik und Ideale früherer Zeiten verraten. Vor dem Hearing gerierte er sich als harter Realist, dem neokonservative Schwärmereien zuwider sind.

Hagel meint jenen Eisenhower, der wegen seiner «Warnungen» vor dem militärischen Komplex bei der Linken populär geworden ist. Er bewundert Ikes Politik in der Suezkrise 1956, als Israel, Frankreich und Grossbritannien zum Rückzug gezwungen wurden. Er hofft, dass Obama Israel ebenfalls zum Rückzug, das heisst, zu einem Frieden mit den Palästinensern, zwingen wird.

Dabei übersieht er das nicht ganz unwichtige Faktum, dass Eisenhower wenig später Suez als grössten ausserpolitischen Fehler seiner Präsidentschaft bezeichnete und seine Politik komplett umstellte.

So stolperte Hagel durch sein Hearing. Er räumte entwaffnend ein, er verstehe nichts von der iranischen Politik. Er wisse zu wenig über das amerikanische Verteidigungsbudget und die Waffensysteme, die er vor dem Kongress begründen muss – und dies recht bald, denn es «drohen» automatische Budgetkürzungen.

Das Weisse Haus war bemüht, den Eindruck zu verwischen, man habe Hagel ins offene Messer laufen lassen. Auf Berichte angesprochen, der Mann sei schlecht vorbereitet gewesen, hiess es, er sei intensiv gecoacht worden. Obama erhält nun jedenfalls nach Robert Gates und Leon Panetta endlich den Verteidigungsminister, mit dem er vollständig kompatibel ist.



Intensiv gecoacht: designierter Verteidigungsminister Hagel.

## Dank Olympia zum Armeeabbau

Von Christoph Mörgeli

Als SVP-Präsident richtete sich Ueli Maurer mit deutlichen Worten an den Bundesrat: Es sei Zeit, sagte Maurer vor der Uno-Vorlage, «mit der fragwürdigen Einmischung in Abstimmungskämpfe endlich aufzuhören» (*Neue Luzerner Zeitung*, 20. 8. 2001). Gut gebrüllt. Aber schnell vergessen. Heute preist Bundespräsident Ueli Maurer die Kandidatur für Olympische Spiele in Graubünden und «mischt sich in den kantonalen Abstimmungskampf ein» (*NZZ am Sonntag*, 30.12.2012). Am WEF in Davos. Im «Hirschen» in Jenaz. Im Schulhaus Grevas in St. Moritz. Beim Verein «Graubünden 2022».

Aus Spielen wird oft Ernst. Vor allem dann, wenn es um Geld geht. Statt gespielt, wird vorderhand gestritten. Die Bündner Kandidatur entwickelt sich zum Gemetzel zwischen Chur und Bern. Regierungspräsident Hansjörg Trachsel meint, der Bund müsse das Defizit decken. Die Finanzkommission meint, Graubünden müsse das Defizit decken. Bundespräsident Maurer meint, er wolle ein Defizit über die Milliarde Verpflichtungskredit verhindern.

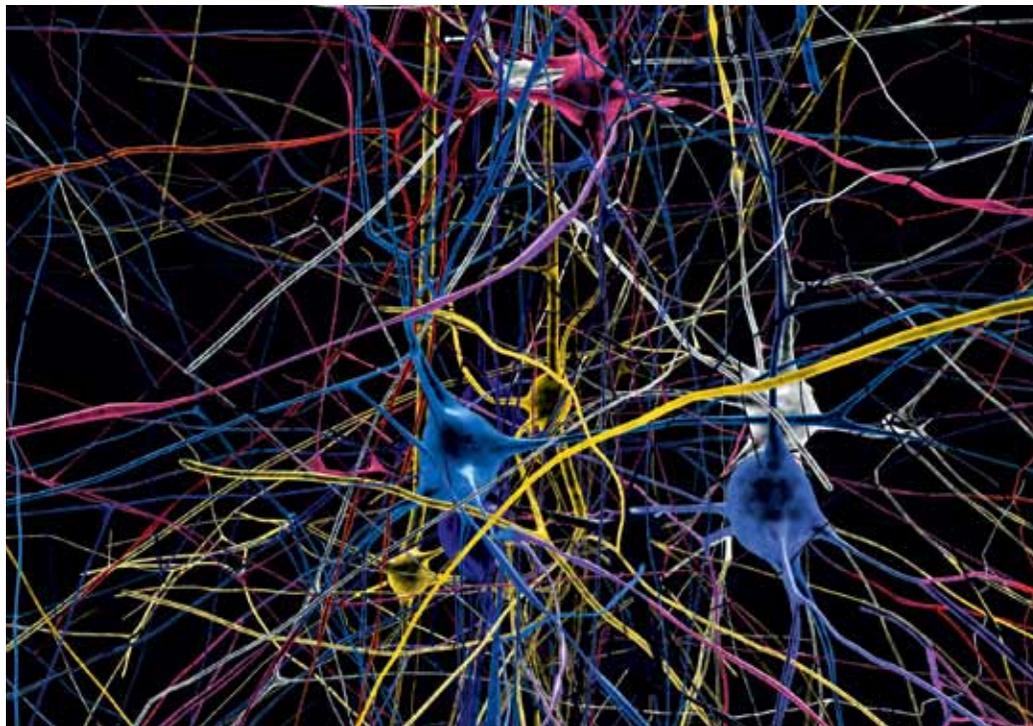
Misstrauen bleibt Bürgerpflicht. Einst versprach Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz für die Expo 01: «130 Millionen inklusive Defizitgarantie und keinen Rappen mehr.» Eröffnet wurde ein Jahr zu spät – und für eine Milliarde. Die Uno-Mitgliedschaft kostete 60 bis 70 Millionen Franken, prophezeite der Bundesrat im Abstimmungsbüchlein. Tatsächlich bezahlt die Schweiz heute über eine halbe Milliarde ans Uno-System. Schengen sei für 7 Millionen zu haben; dabei verschlingt der Leerlauf mittlerweile 135 Millionen. Die Neat sei 8 Milliarden teuer, wurde dem Souverän beschieden. Nun rechnen wir mit vollen 24 Milliarden. Das Parlament befand ursprünglich über 3,5 Millionen für die Fussball-Europameisterschaft, um schliesslich 82,5 Millionen zu bewilligen.

Ueli Maurer ist ein populärer Bundesrat. Und ein verlässlicher Garant einer bürgerlichen Politik. Wegen Olympia wird der Spagat zwischen Verteidigungs- und Sportministerium für ihn allerdings zur Zerreihsprobe. Nicht Bern, St. Moritz oder Davos bestimmen nämlich den Aufwand, sondern das Internationale Olympische Komitee. Die Linken reiben sich bereits die Hände. Die fast schon garantierten Defizitkosten werden sie vom Armeebudget abzwacken. Notfalls sind ihnen auch die olympischen Ringe recht, um der Landesverteidigung die Luft abzuwürgen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Das Opium der Rechten

Von Peter Bodenmann — Können Forscher in Lausanne erklären, wie hirnverbrannte Zürcher ETH-Hirne auf Entzug funktionieren?



Eine halbe Milliarde für die Wissenschaft: Computersimulation eines Hirns an der ETH Lausanne.

Die ETH Lausanne bekommt von der EU eine halbe Milliarde Euro für die Erforschung des Gehirns. Die ETH Zürich ging leer aus. Das tut weh, ist aber irgendwie verständlich, wie das Beispiel Energiepolitik belegt.

Die Schweiz verbraucht heute deutlich mehr als 200 Milliarden Kilowattstunden Energie pro Jahr. Davon 60 Milliarden Strom. Wir dürften mittelfristig – wegen Zuwanderung und Wirtschaftswachstum – 130 Milliarden Kilowattstunden Strom verbrauchen. Da Öl und Gas wegen Wärmepumpen und Elektromobilität durch Strom ersetzt werden.

Nach dem Abstellen der Atomkraftwerke müssten wir deshalb zusätzlich 100 Milliarden Kilowattstunden Strom vorab aus Sonne und Wind produzieren. Dies entspricht – in Minerergie-Äquivalent umgerechnet – zwar nicht einer 2000-Watt-Gesellschaft, aber immerhin einer 3500-Watt-Gesellschaft.

Bereits 2016 kann man in den Schweizer Alpen eine Kilowattstunde Solarstrom für deutlich weniger als zehn Rappen herstellen. Und dies mit einem Winteranteil von über vierzig Prozent. Das heisst: Die Vollversorgung der Zehn-Millionen-Schweiz mit erneuerbaren Energien wird pro Jahr lächerliche zwei bis drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) beanspruchen. Weit weniger als heute. In ihren Szenarien kommen die ETH-Forscher für das Jahr 2050 auf mögliche Verluste von bis zu 25 Prozent des BIP.

Die Preise für Solarmodule, Wechselrichter und Aufständungen befinden sich im freien Fall. Dies wegen des technischen Fortschritts und weltweiten Überkapazitäten. Viele Solarunternehmen müssen Insolvenz anmelden. Andere – wie etwa Siemens – steigen aus. Bosch nimmt einen Abschreiber von einer Milliarde Euro in Kauf, um im Geschäft zu bleiben. Überleben werden – wie in der Autoindustrie – nur wenige Hersteller. Vermutlich vorab in China. Das gleiche Drama für viele Unternehmen spielt sich bei der Windenergie ab.

Ist das gut oder schlecht? Der Kapitalismus ist, wie er ist: Verdammt zerstörerisch und verdammt innovativ zugleich. Und spätestens 2020 ist die Kilowattstunde aus Wind und Sonne günstiger als Strom aus Atom-, Gas- oder Kohlekraftwerken. Und dies ohne hohe CO<sub>2</sub>-Abgaben.

Atomstrom war, ist und bleibt in Politik, Forschung und Wirtschaft das Opium der Schweizer Rechten. Sie werden von der Physikerin Angela Merkel und der ihr nachhinkenden kleinen Schwester Doris Leuthard auf Entzug gesetzt. Die Forscher der ETH Lausanne haben deshalb viel Arbeit vor sich, wenn sie erklären wollen, wie hirnverbrannte Zürcher ETH-Hirne auf Entzug funktionieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Mehr zum Thema: Seite 44

## Anschläge gegen das Publikum

Von Kurt W. Zimmermann — Soll Journalismus dünn und vorschnell sein? Nicht unbedingt, nur bei der SRG.

Heute beginnen wir mit einer journalistischen Quizfrage. Aber Vorsicht, es handelt sich um eine komplexe journalistische Quizfrage.

Die Frage lautet: Wie viele Anschläge braucht es, um über den neusten Konflikt zwischen Syrien und Israel zu berichten?

Mit «Anschläge» sind hier Anschläge auf der Tastatur des Computers gemeint.

Braucht es zur Information über den neusten Konflikt zwischen Syrien und Israel 2000 Anschläge, braucht es 1000 Anschläge, oder braucht es nur 600 Anschläge?

Damit Sie sich vorstellen können, wie viel 600 Anschläge sind, können Sie diesen Artikel als Masstab nehmen. Genau – genau jetzt – sind in diesem Lauftext, ohne Vorspann, die 600 Anschläge erreicht.

Über die Frage der Zeilenlänge tobt ein ebenso erbitterter wie grotesker Streit zwischen der SRG und den Zeitungsverlegern. Es geht darum, was dem Staatssender künftig im Internet erlaubt ist und was nicht. Dazu braucht es eine Ergänzung der SRG-Konzeption.

Die Verleger wollen dem staatlichen Radio und TV auf deren Websites keine Berichterstattung erlauben, die länger als 600 Anschläge ist. Achtzig Prozent der 600 Zeichen müssen zudem einen Bezug zu einer SRG-Sendung haben. Die 600 Zeichen dürfen erst dreissig

Minuten vor Sendebeginn online geschaltet werden. Die 600 Zeichen müssen natürlich von einer Art Medienpolizei überwacht werden.

Interessant daran ist, was für ein abwegiges Verständnis von Journalismus die Zeitungsverleger haben. Für sie ist Journalismus eine kartellistisch geregelte Buchstabenproduktion mit gesetzlich vorgeschriebenen Abfüllmengen und Verfalldaten.

Für einmal schlagen wir uns darum voll auf die Seite der SRG. Wir schlagen uns nicht nur auf die Seite von SRG-Präsident Raymond Loretan, der diese Ideen höflich als «nicht nachvollziehbar» bezeichnet. Wir schlagen uns primär auf die Seite des Journalismus.

Auch bei der SRG arbeiten Journalisten, die wie viele seriöse Journalisten die Öffentlichkeit und ihre Informationspflicht ernst nehmen. Es ist hanebüchen, von einem anständigen Journalisten zu verlangen, dass er – von Fukushima bis Bankenkrise – nach 599 Anschlägen den verfrühten und verkürzten Schlusspunkt setzt. Es wäre Publikumsverarschung.

Es ist klar, warum die Verleger diese Absurdität wollen. Sie wollen ein Konkurrenzverbot für die SRG. Ein Konkurrenzverbot will man immer dann, wenn man im Wettbewerb verliert.

Die Verleger verlieren jedoch nicht nur, weil die SRG über Gebührengelder verfügt. Sie verlieren, weil sie es selber nicht können und mangels Publikum darum nicht an die Werbegelder herankommen, die im Netz konkurrenzlos zu holen wären. Der SRG ist Onlinewerbung verboten.

Es gibt in der Schweiz nur zwei Medienhäuser, die im Netz journalistisch attraktive Newsportale anbieten. Das sind Tamedia und Ringier. Alle anderen liefern Durchschnitts- und Ausschussware.

Dem Präsidenten der Zeitungsverleger beispielsweise gehört die Zeitung *Südosstschweiz* mit ihrem Onlineauftritt. Sie ist artentypisch für Regionalblätter. Gnadenlos wird die Site mit billigen Agenturmeldungen, Pressemitteilungen und PR abgefüllt. Damit ein grösseres Publikum diesen Käse liest, müsste der Verlegerpräsident nicht nur die Websites der SRG verbieten, sondern auch alle anderen Websites dieses Planeten.

Was versuchen letztlich unsere Zeitungsverleger? Sie versuchen, Journalismus staatlich zu reglementieren.

«Wenn ihr das wirklich wollt», müssen wir ihnen sagen, «dann wandert doch nach Kuba aus. Syrien wäre auch nicht schlecht.»



«Nicht nachvollziehbar»: SRG-Präsident Loretan.

Ja zu mehr Haar.  
Ja zu mehr Natur.  
Ja zu RAUSCH.



Nutzen Sie die Kraft der Kräuter bei Haar- ausfall – mit dem starken RAUSCH Trio. RAUSCH Original HAARTINKTUR sorgt für eine Zunahme der Haardichte um bis zu 30,6% in nur drei Monaten. RAUSCH Weidenrinden SPEZIAL-SHAMPOO verbessert dank antiseptischen und desinfizierenden Stoffen den Zustand der Kopfhaut. Und mit den wertvollen RAUSCH SCHWEIZER KRÄUTER VITAL KAPSELN sorgen Sie für Schönheit von innen. Spüren Sie den Unterschied. In Apotheken/Drogerien/Warenhäusern.

[www.rausch.ch](http://www.rausch.ch)



Klettenwurzel  
(Arctium lappa L.)



### «Ist der Erfolg von Novartis nicht eher das Verdienst von Chemikern, welche potente Medikamente entwickeln?» Hanspeter Killer



«Fehlen von Selbstkritik»: Manager Vasella.

#### Eine Zahl mit sechs Nullen

Nr. 5 – «Dr. Vasellas globale Apotheke»; René Lüchinger über den abtretenden Novartis-Chef Daniel Vasella

Die Frage, ob Dr. Vasella sein Salär verdient oder nicht, ist unlösbar verknüpft mit der Frage, ob der Erfolg von Novartis auf Dr. Vasella zurückzuführen ist. Aber diese Frage der Kausalität ist nicht trivial. Ist der Erfolg von Novartis nicht eher das Verdienst von Chemikern, welche potente Medikamente entwickeln? Die Frage nach dem Kausalzusammenhang zwischen Firmenerfolg und CEO kann nie schlüssig beantwortet werden, da es sich um ein Komplexitätsproblem handelt. Zu viele Faktoren sind involviert, um eine lineare Korrelation herstellen zu können. Die Sicherheit, mit der Dr. Vasella die Frage beantwortet, erscheint mir unangemessen und undifferenziert. Ewas mehr Bescheidenheit und Distanz zu sich selber wären meines Erachtens wünschenswert. Sie würden die Glaubwürdigkeit von Dr. Vasella eher erhöhen. Das Fehlen von Selbstkritik mehrt die Glaubwürdigkeit keinesfalls.

Hanspeter Killer, Suhr

Sicher hat Vasella für die Novartis Bemerkenswertes geleistet. Er wurde aber auch grossartig (über-)bezahlt – mit weit über 200 Millionen Franken während seiner Novartis-Zeit. Und das Spiel geht mit dem verheimlichten Beratervertrag weiter, jetzt allerdings diskreter.

War seine Leistung so viel Geld wert? Kaum, denn es sind die Angestellten, Chemiker, Wissenschaftler, Facharbeiter, Laboranten und so weiter, die ganz massgeblich zu diesem Erfolg beigetragen haben. Die verdienen vielleicht nicht schlecht, bedienen sich aber nicht derart ungeniert und uneinsichtig beim Gewinn. Schliesslich auch zu Lasten der Aktionäre. Das ist der Unterschied, und dies meine ich als durchaus Bürgerlicher!

Peter Kuhn, Regensdorf-Adlikon

292 Millionen Franken hat Herr Vasella in den letzten zehn Jahren verdient. Auf den ersten Blick sagt diese Zahl noch nicht besonders viel aus. Es ist einfach eine Zahl mit sechs Nullen und, wie der Autor des Artikels schreibt, ein Bruchteil der Wertschöpfung des Pharmagiganten Novartis. Doch darum geht es überhaupt nicht. Einen solchen Vergleich anzustellen, zeugt sogar von geringem Respekt gegenüber dem Normalverdiener. Eine differenziertere Betrachtung der 292 Millionen zeigt, dass Herr Vasella in den letzten zehn Jahren in den Genuss eines Tageslohnes (!) – 240 Arbeitstage pro Jahr – von 121 667 Franken kam. Wird diese Summe in Gold umgerechnet, so hat Herr Vasella gemäss heutigem Goldkurs über zehn Jahre täglich 2,5 Kilogramm Gold erhalten. Auf das Körpergewicht von Herrn Vasella umgerechnet – gehen wir von 70 Kilo aus –, liess er sich während dieser Zeit ungefähr 87-mal vergolden. Um den Tageslohn von Herrn Vasella zu verdienen, müssen die am

schlechtesten bezahlten Arbeitnehmer in der Schweiz – und die gibt es zuhauf – drei Jahre arbeiten. Nein, geschätzter Autor, auch wenn Herr Vasella Ausserordentliches geleistet hat: Kein Mensch auf dieser Welt ist dermassen viel Geld wert. Derartige Honorare sind jenseits der Realität, keinesfalls zu rechtfertigen und schaden der Wirtschaft und der schweizerischen Gesellschaft enorm.

Daniel Rohrbach, Kloten

#### Kinder selber erziehen

Nr. 5 – «An der Nabelschnur des Staates»; Andreas Kunz über Kinderhorte

Die Einfügung des Familien-Paragrafen in das Grundgesetz (Ähnliches hat bereits in zwei Schweizer Kantonen zu finanziellen Schwierigkeiten geführt) – was soll sie ausser der Steuerbelastung eigentlich bringen? Nur die steuerliche Entlastung der Familien, die selbst ihre Kinder erziehen, ist sinnvoll!

Peter Kazil, Oberdiessbach

#### Frauen sollen Initiative übernehmen

Nr. 5 – «Herr Brüderle, entschuldigen Sie sich»; Claudine Esseiva über sexuelle Belästigung

Als intelligente Frau antwortet man flexibel auf dumme Sprüche, und zwar so intelligent, dass der Spassvogel selber dämlich dasteht.

Frau B. Grob, Mellingen

Männer sind mit Unterstützung der Medien zum Freiwild von Frauen geworden, was Macht und moralische Demütigung angeht. Vorwürfe der sexuellen Belästigung sind weibliche Kampfinstrumente, um Männer zu ruinieren. Damit mutieren Männer zu Menschen zweiter Klasse und zum hilflosen Spielball und Prügelknaben der Frauen. Stellt sich heraus, dass die Anschuldigungen nicht stimmen, hat die Klägerin nichts zu befürchten. Der Beschuldigte jedoch ist erledigt und gebrandmarkt. Der Tenor lautet seit Jahren, Frauen seien die besseren Menschen. Wir leben im Matriarchat, in dem allein Frauen die Regeln bestimmen. Bei Bedarf setzen sie ihre weiblichen «Reize» ein, um ihre Ziele auf einfachste Weise zu erreichen. Diese sind jedoch selbstverständlich nicht einklagbar. Das zeigt: Den Frauen werden keine Grenzen mehr gesetzt, es herrscht Narrenfreiheit, und wenn immer möglich beanspruchen sie den Sonder- oder Opferstatus. Für den Mann auf Partnersuche ist das weibliche Geschlecht zu einem grossen Minenfeld verkommen. Die Chance, es der «Begehrten» recht zu machen, ist sehr gering.

Vorschlag: Frauen müssen die Initiative übernehmen und sich um Männer bemühen, aber auch die daraus entstehenden negativen Situationen und Erniedrigungen aushalten.

Heinz Hofer, Winterthur

Brüderle wollte, wie zumindest dem veröffentlichten Dialog unschwer zu entnehmen ist, spätabends an der Bar ganz offenbar kein offizielles Journalistengespräch mehr führen, was Frau Himmelreich, die *Stern*-Journalistin, vielleicht einfach nicht akzeptiert hat. Nach eigenem Bekunden fühlte sie sich auch nicht sexuell belästigt von Brüderle – also auch aus dieser Sicht kein zwingender Grund, damit in einer solchen Art und Weise an die Öffentlichkeit zu gehen. Beide Gesprächspartner stehen zudem nicht in einem Abhängigkeitsverhältnis wie zum Beispiel Chef und Angestellte oder, im Hotel, Gast und Servicepersonal, wo dann ein Sexismuskorollar auch bei unflätigen Sprüchen schon mal angemessen wäre.

Robert Kolb, Stuttgart

### Freude am Flugzeugbau

Nr. 5 – «Es gibt den souveränen Alleingang»; Interview mit Pilatus-Chef Oscar Schwenk

Als begeisterter Pilot war es eine Freude, über den Erfolg eines Produzenten von «kleinen» Flugzeugen zu lesen. Auch schön, dass es noch Leute gibt, die Freude am Flugzeugbau haben. Ausser in den USA (da vor allem Alaska) wird die Privatfliegerei durch Neid und Regulierungswut abgewürgt, so dass der beste Kunde jetzt nur noch das Militär ist. Es wird nicht so lange dauern, bis es ausser Drohnen keine kleinen Flugzeuge mehr gibt. Es war nett, zu hören, dass dieser Betrieb fair und mit Würde arbeitet, aber ein bisschen Realität gehört doch dazu, denn ohne Schmierer in der Dritten Welt läuft nichts. Wer dort gut schmiert, verkauft auch gut.

Peter Goldstern, Lessoc

### Verzweifelte Argumente

Nr. 5 – «Die Sonne schwächelt»; Markus Schär über die Temperaturentwicklung

Es wird eng für die Atomstrombefürworter, und je enger es für sie in ihrer Situation wird, desto verzweifelter wird nach positiven Argumenten gesucht. Schon lange ist bekannt, dass sie den heutigen Stand der Technik der erneuerbaren Energien nicht mitverfolgt haben oder bewusst ausblenden wollen; denn längst ist aus dem «Hobby für Hausbesitzer», wie Journalist Schär die Fotovoltaikinstallationen nennt, eine vernünftige Investition für die gesamte Volkswirtschaft geworden. So schalten beispielsweise Maschinen oder Geräte über intelligente Energiemanager erst dann ein, wenn auch genügend Strom vom Dach vorhanden ist, etwa die Waschmaschine; heute ist es sogar möglich, über eine Batterie – aufgeladen notabene über Sonnenstrahlen – sechs Tage autonom zu haushalten. Kommt hinzu, dass solche Insellösungen den dringend zu erweiternden und kostenintensiven Netz-

ausbau nicht belasten. Dank der Eigenstromverbrauchssteuerung wird der Netzstrombezug sogar im zweistelligen Prozentbereich zurückgehen.

Interessant ist es immer wieder, zu verfolgen, wie die Effizienz der Atomkraftwerke herausgestrichen wird, aber im gleichen Zusammenhang nichts zur Sicherheit und noch weniger zu den über Generationen belastenden, radioaktiven Abfällen gesagt wird, die übrigens monetär leider überhaupt nie beziffert werden (können).

Befürworter dieser untragbaren Energie sitzen auf einem sinkenden Schiff; die Politiker müssen deshalb weitsichtigere Entscheidungen treffen. In nur wenigen Jahren wird niemand mehr den Atomkraftwerken nachtrauern, denn schon bald wird ein neuer Energieträger auf den Markt kommen, bei dem es überraschenderweise Solar- und Biogasanlagen braucht.

Wir wünschten uns von den Atomstrombefürwortern einen besseren Informationsstand zu erneuerbaren Energien, damit sie die spannende Energiefrage ganzheitlich diskutieren und nicht über ein gezieltes Lobbying den Erhalt einer veralteten Energietechnik vertreten müssen.

H. Schmid, Buchs AG

### Tiefe, wohltuende Ruhe

Nr. 4 – «Weinen mit Oprah»; Beatrice Schlag über Oprah Winfrey

Frau Winfrey ist wirklich ein Ausnahmetalent als Fernsehmoderatorin. Die Autorin hätte auch noch erwähnen können, dass Oprah jeden Tag am Morgen und am Abend die Technik der Transzendentalen Meditation ausübt. Sie ist von der tiefen, wohltuenden Ruhe, die sie durch die Meditation erfährt, hell begeistert. Auch ihre Mitarbeiter meditieren regelmässig.

Otto Odermatt, Seelisberg

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einen Kinofilm, der auch von der *Weltwoche* mit der Maximalpunktzahl bewertet wurde, in der Pause verlassen, weil er einem überhaupt nicht gefällt?

Sarah Aepli, Herisau

Auf gar keinen Fall. Denn hinter der Pause, die nur scheinbar den Nachschlag mit Getränken und Knabberzeug bezweckt, steckt ein anderes, perfides Konzept: Weil das Publikum aus Individuen besteht, die schon Mühe haben, einander zu verstehen und bei Geschmacksfragen nur durch wundersame Manifestationen zu Übereinstimmungen kommen, wurde die Kinopause eingeführt. Sie bietet jedem, der der (positiven) Meinung aufgesessen ist, die Möglichkeit, zu verschwinden – ohne aufzufallen. Mutig ist das nicht, und es dürfte Sie nicht stolz machen (schliesslich haben Sie bezahlt). Vergessen Sie also die Pause, zeigen Sie Haltung. Setzen Sie sich in die Mitte einer Reihe, warten Sie, bis der Film wieder beginnt, und stehen Sie dann auf. Unruhe und Respekt sind Ihnen gewiss, und Sie werden ihren individuellen Standpunkt in vollen Zügen geniessen. *Wolfram Knorr*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

---

# Was nun, Frau Leuthard?

---

Umweltministerin Doris Leuthard drängt die Schweiz, aus der Atomkraft auszusteigen und den Stromverbrauch einzuschränken. Damit erntete sie in der Vernehmlassung zur «Energiestrategie 2050» viel Kritik. Und die Frage stellt sich: Warum eigentlich eine Energiewende? *Von Markus Schär*



«Sie zieht das durch»: Bundesrätin Doris Leuthard (CVP).

Über fünfzig Kilo Post, gegen 3000 Seiten Papier von 427 Absendern, ging letzte Woche bei Bundesrätin Doris Leuthard ein. Zuvor bekam die Energieministerin auf allen Kanälen etwas Lob und vor allem Tadel zu hören. Vernehmlassungen führen in der konkordanten Schweizer Demokratie immer zu Papierkrieg; diese aber löste Gezänk und Getöse aus wie noch kaum eine zuvor. Denn gefragt waren Stellungnahmen zur «Energiestrategie 2050», also Lösungen für das Problem, wie die Schweizer die Atomkraftwerke abstellen, den Verbrauch von Öl und Gas einschränken und auf die Versorgung durch Wasser, Wind und Sonne umstellen wollen – ohne dass die Schweiz schmerzlich an Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstand verliert. Was soll die Bundesrätin mit diesem Papierwust anfangen?

Es geht um eine Frage, die den Alltag aller Einwohner dieses Landes prägt: Wie ist in der

Schweiz die Energiewende zu schaffen? Und ein bisschen auch um eine fast vergessene: Warum eigentlich? «Die Frage nach diesem Warum ist nicht trivial», sagte Thomas Held, der frühere Direktor von Avenir Suisse, kürzlich am jährlichen Stromkongress der Schweizer Energiewirtschaft. «Sie drängt sich umso mehr auf, als die Energiewende, insbesondere der Ausstieg aus der Kernenergie, nicht dem Gang der Dinge entspricht, den man eigentlich in der langsamen, besonnenen Schweiz erwarten würde.»

## Subventionen als Schmiermittel

Die Politik will die Schweizer Energieversorgung im Eiltempo komplett umbauen. Nach der Tsunami-Katastrophe in Fukushima im März 2011 peitschten Bundesrat und Parlament innerhalb eines halben Jahres den Beschluss durch, die bewährte, vom Volk mehr-

fach bestätigte Energiepolitik – mit einer weltweit einzigartigen, fast CO<sub>2</sub>-freien Stromerzeugung – zu entsorgen: nämlich die Atomkraftwerke abzustellen und nicht zu erneuern. Und die Landesregierung stellte bereits im April 2012 die Massnahmen vor, wie sie die Hälfte der Stromproduktion ersetzen und gleichzeitig den Ausstoss von Klimagasen verringern will. Dieses Massnahmenpaket schickte sie in die Vernehmlassung – und sie erntete eine Kakophonie der Stimmen.

Die Grünen aller Parteien freuen sich zwar über das viele Geld für unrentable Solaranlagen, Windturbinen oder Biomasse – und sie fordern noch mehr davon. Aber die Umweltschützer wehren sich gegen Kolonnen von Windrädern auf immer mehr Hügeln und gegen Staumauern bei jedem Rinnsal. Und die Klimabesorgten wenden sich dagegen, dass der Bundesrat den fehlenden Strom mit viel

CO<sub>2</sub> ausstossenden Gaskombikraftwerken erzeugen will.

Diese Widersprüche liessen sich mit helvetischen Kompromissen – und mit noch mehr Subventionen als Schmiermittel – lösen, in der Wirtschaft aber stösst die Energiestrategie auf prinzipiellen Widerstand. Der Verband der Elektrizitätsunternehmen schimpft über «fundamentale Schwächen, Mängel und Widersprüche». Der Gewerbeverband wehrt sich gegen Gebrauchsvorschriften, Technologieverbote und Zwang. Und Economiesuisse lehnt die Vorlage gar rundweg ab: «Wir betrachten den ganzen politischen Mix von Regulierung, Subventionen, Planungseingriffen und Bürokratie als nicht zielführend.» Der mächtige Dachverband der Wirtschaft warnt: «Diese Strategie würde die Schweiz wirtschaftlich in eine Sackgasse führen.»

### Merkels Sponti-Politik als Vorbild

Was nun, Doris Leuthard? Ausgerechnet die Bundesrätin, die bisher am wirtschaftsfreundlichsten und marktgläubigsten auftrat, steht unter Beschuss der Wirtschaft. Und ausgerechnet der Politstar, der schwierige Probleme wie Fluglärm, Verkehrskollaps und Zersiedelung energisch, aber pragmatisch und konsensfähig anpackt und mit viel augenaufschlagendem Charme und Biss voranbringt, mutet sich mit diesem unschweizerisch grossen Wurf wohl zu viel zu. Deshalb die Frage, die Thomas Held aufwirft: Warum eigentlich will Doris Leuthard, dass die Schweiz die Energiewende vollzieht?

«Sie will in die Geschichte eingehen», sagen Insider unisono. Als die deutsche Bundeskanzlerin im März 2011 den Ausstieg aus der Atomkraft befahl, wollte die Schweizer Landesmutter nach dieser Interpretation Klein Merkel spielen. Dabei gehe es Doris Leuthard wie ihrem Vorbild nur um Machterhalt und Nachruhm, nicht um irgendwelche Prinzipien. Deshalb konnte die Politikerin aus dem Atomkanton Aargau und Ex-Verwaltungsrätin der europaweit wichtigen Stromhändlerin EGL, die am AKW Leibstadt beteiligt ist, den Verzicht auf Atomkraftwerke durchdrücken: «Sie stand gar nie für eine Haltung, ihr Programm ist sie selbst», heisst es aus ihrem Umfeld.

Führt dieses Programm zum Erfolg? Die deutsche Energiewende erweist sich als Desaster; deutsche Parlamentarier warnen inzwischen ihre Schweizer Kollegen, Deutschland in der Energiepolitik nur hinsichtlich dessen zum Vorbild zu nehmen, wie es nicht geht. Aber Angela Merkel erreichte mit ihrem Schachzug immerhin ihre zwei persönlichen Ziele. Sie spürte einerseits das Bauchgefühl der grossen Mehrheit und setzte es in Sponti-Politik um. Und sie brach andererseits als gewieftete Strategin die deutsche Politlandschaft auf: Mit dem Atomausstieg fiel das letzte Hindernis für eine Zusammenarbeit mit den Grü-

nen (und nahm der Partei gleichzeitig das grösste Thema) – das dürfte nach der Bundestagswahl im September über die Regierungsbildung entscheiden.

Für Doris Leuthard, der ähnliche Motive unterstellt werden, führten aber schon diese taktischen Züge ins Desaster. Einerseits legten sich die Ängste vor der Atomkraft im Volk schnell: Gemäss einer aktuellen Umfrage von Demoscope halten 61 Prozent den Verzicht auf AKW für unmöglich (*Weltwoche* vom 31. 1. 2013). Deshalb fordern FDP und SVP, Gewerbeverband und Economiesuisse so selbstbewusst, die Energiestrategie solle auf Technologieverbote verzichten und müsse in ihren Grundzügen in die Verfassung eingehen, also obligatorisch vors Volk kommen.

Sogar die CVP, noch immer fest im Griff ihrer ehemaligen Präsidentin Leuthard, hält sich alle Optionen offen: «Forschung im Bereich der Kernkraft soll weitergeführt werden», empfiehlt sie. Und: «Bestehende Kernkraftwerke sollen als Übergangstechnologie weiter am Netz bleiben dürfen, solange die Sicherheit gewährleistet und das Restrisiko verantwortbar ist.» Beznau 1 und 2 sowie Mühleberg nach einer Laufzeit von fünfzig Jahren (also zwischen 2019 und 2022) vom Netz zu nehmen, sei «weder sicherheitstechnisch noch wirtschaftlich sinnvoll».

---

### «Sie will in die Geschichte eingehen», sagen Insider unisono über Leuthards Beweggründe.

---

Andererseits schadet Leuthards Energiepolitik der CVP massiv. Ihre Wende legten die Christdemokraten schon zwei Monate vor Fukushima hin. Bis 2010 hielten sie an den laufenden Kernkraftwerken fest und forderten ein weiteres dazu. Bei einem Seminar in Brig im Januar 2011 wandten sie sich aber von der Atomkraft ab – um die Partei nach Rot-Grün zu kippen und gegen die neue Konkurrenz von Grünliberalen und BDP zu kämpfen.

### Vom Wahlschlager zur Belastungsprobe

Die CVP-Bundesrätin persönlich verhöhnte danach in der Fraktion gestandene Kollegen, die an der Atomkraft festhielten, als «Auslaufmodell». Die CVP-Wähler machten das «links-umkehrt» allerdings nicht mit. Bei den Nationalratswahlen 2011 büsste die CVP Aargau – also die Partei von Doris Leuthard – gleich zwei ihrer drei Sitze ein. Und bei den Grossratswahlen 2012 sackte sie nochmals um zwei Prozentpunkte auf ein historisches Tief ab, im Bezirk Zurzach mit Beznau und Leibstadt gar um fünf Punkte.

Diente die Energiewende einfach dazu, die buntscheckige Rot-Grün-Mitte-Koalition unter eine Decke zu zwingen, also im Dezember 2011 die Wiederwahl von Bundesrätin Eveline

Widmer-Schlumpf und damit die Mehrheit in der Landesregierung zu sichern? Wenn der Schachzug so gemeint war, hat er wenig gebracht. Der Atomausstieg bewährte sich zwar als Wahlschlager, aber seither belastet die Energiestrategie das Verhältnis der Koalitionäre nur noch. Doris Leuthard kann heute mit mutigen Visionen punkten, Eveline Widmer-Schlumpf muss später in mühsamer Detailarbeit für die Finanzen sorgen, so mit einer ökologischen Steuerreform, die Leuthard vehement ablehnt. «Aus dem Finanzdepartement hört man derzeit fast real, wie die Beamten unter ihrer Last stöhnen», schrieb kürzlich die *Basler Zeitung*. Und die beiden Bundesrätinnen mit den wichtigsten Dossiers «könnten sich Gift geben».

### Liaison mit dem Weltverbesserer

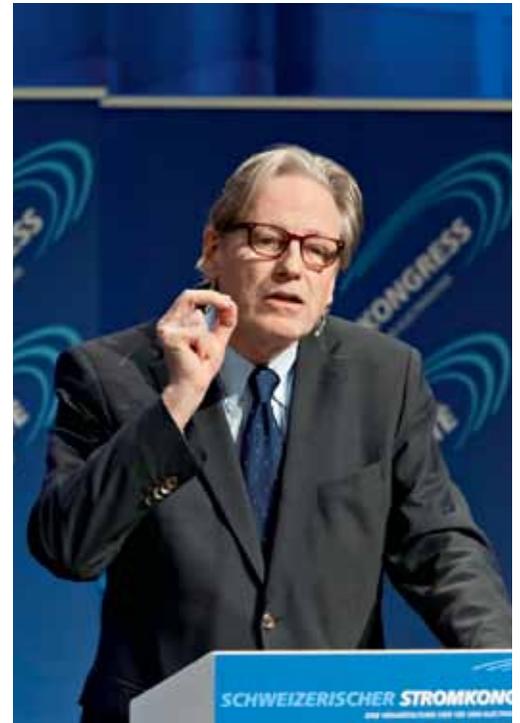
Hält Doris Leuthard trotz Misserfolgen und Widerstand an ihrer Energiestrategie fest? «Sie zieht das durch», meinen die Leute, die sie gut kennen. Die «neue Helvetia» (*Schweizer Illustrierte*) ist auf historischer Mission. Dafür legt sie sich auch mit der Wirtschaft an, nachdem sie noch als Bundesrätin mit einer Karriere als besser bezahlte Unternehmenschefin geliebäugelt hat: In ihrer Antwort auf die Vernehmlassung beklagt Economiesuisse, leider habe es das Departement verpasst, «konstruktive Beiträge der Wirtschaft zu berücksichtigen, gar zu prüfen».

«Warum solche ökonomischen Verrenkungen, warum dieses Jahrhundertprojekt, warum die gewaltige Anstrengung, wie wenn man im Krieg wäre?», fragte Thomas Held am Stromkongress. Und er gab Antworten, vor allem eine politökonomische: In den hochentwickelten Staaten könnten die Politiker aufgrund von Demografie, Globalisierung und Finanzkrise nicht mehr walten wie bisher, aber der Klimawandel und damit die Energiefrage öffne «ein grosses neues Feld staatlicher Legitimation für Umverteilung, insbesondere für die Industriepolitik». Doris Leuthard also nicht als Liberale, sondern als Etatistin, die der Schweiz aufgrund besseren Wissens die Zukunft weist.

Hier stellt sich die Frage, wer ihr dabei einflüstert. Da ist der Historiker Daniel Büchel, der am 1. April 2011 vom persönlichen Berater der Departementschefin zum Vize-Direktor des Bundesamts für Energie, zuständig für Ressourceneffizienz, aufstieg. Da ist der 2011 abgewählte Zürcher CVP-Nationalrat Urs Hany, der sich rühmt, ein enger Freund der Bundesrätin zu sein, mit gemeinsamem Ferienhaus im Tessin. Der Unternehmer im Spezialtiefbau führt den Fachverband der (vom Staat abhängigen) Infrastrukturbauer, und dieser unterstützt selbstverständlich die Energiestrategie stramm: «Neue Projekte sollten auch in Landschaften und bei Naturdenkmälern von nationaler Bedeutung realisiert



«Eine nachhaltige Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung aufbauen»: AKW Leibstadt.



«Halt, sichern!»: Ex-Avenir-Suisse-Chef Held.

werden können.» Und da ist vor allem Nick Beglinger, der mit seinem Lobbygrüppchen Swisscleantech grünschillernden Schaum schlägt. Auch die Liaison von Doris Leuthard mit dem Weltverbesserer dank «sauberer» Energie reicht vor die Zeit der Havarie in Fukushima zurück.

Schon als Volkswirtschaftsministerin begeisterte sich die Bundesrätin für das fantastische Projekt Masdar: Ausgerechnet der Ölstaat Abu Dhabi wollte die nachhaltige Stadt der Zukunft bauen – mit einem Swiss Village samt Schweizer Botschaft. Es sollte als Pilotprojekt für den «Masterplan Cleantech» der Schweizer Industrie dienen, für den Nick Beglinger missionierte, und den Doris Leuthard freigiebig mitfinanzierte. Auf der Homepage von Swisscleantech schwärmt die Bundesrätin heute noch von diesem «zukunftsweisenden Projekt».

### Schwierige Suche nach dem Konsens

Allerdings zeichnete sich bereits Anfang des Jahres 2011 ab, dass sich die Sponsoren von CS über Swiss Re bis Implenja zurückzogen. Inzwischen herrscht, wie die NZZ kürzlich schrieb, um das Prestigeprojekt beredtes Schweigen: «Die ganze Geschichte böte den Stoff, um grüne Visionäre aller Art in die Pfanne zu hauen.» Und zur gleichen Zeit wiesen Politik und Wirtschaft den «Masterplan Cleantech» schroff zurück – der Bundesrat stufte deshalb die weltverbesserischen Pläne zur «Strategie für mehr Ressourceneffizienz» hinunter, ausdrücklich ohne Industriepolitik.

Doch dann kam Fukushima – und seither bewegt sich Nick Beglinger im Departement von Doris Leuthard wie ein Fisch im über-

düngten Seewasser; und seither predigt die Wirtschaftsführerin in spe als Industriepolitikerin gemäss den Glaubenssätzen von Swisscleantech. Das zeigte sich nie so deutlich wie im Juli 2011, als Doris Leuthard in die USA reiste, in Washington den US-Sondergesandten für Klimawandel Todd Stern traf und an der Top-Hochschule MIT in Cambridge, Massachusetts, eine Rede hielt. «Wir sollten darauf bauen, für die brennenden Energie- und Klimaprobleme technologische Antworten zu finden», sagte sie in der Diktion von Nick

### Seit Fukushima predigt sie die Glaubenssätze von Nick Beglingers Swisscleantech.

Beglinger. «Ich bin überzeugt: Hinter eine solche Politik stellt sich auch die Wirtschaft. Innovative Unternehmerinnen und Unternehmer haben ein Interesse, zu investieren.»

Alles bestens also, doch der Markt kann es für die Bundesrätin halt nicht richten. Um die Katastrophe zu verhindern, müsse die Politik «kontinuierlich eine nachhaltige Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung aufbauen», lehrte Doris Leuthard, und dafür müsse sie «gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen, einen Bewusstseinswandel fördern».

Doch jetzt muss sich die Energie- und Umweltministerin ganz profan durch fünfzig Kilo Papier kämpfen und in der Katzenmusik der Stimmen einen mehrheitsfähigen Konsens erkennen. Dabei wenden sich die lautesten Stimmen dezidiert gegen ihren Lehrplan. «Die Vorlage ist stark von staatlicher Lenkung, Beeinflussung und Umerziehung in weiten Bereichen der Lebens- und Arbeitsgestaltung

geprägt», wirft Economiesuisse der Bundesrätin vor. «Zudem sollen neue umfangreiche Subventionen den erwünschten Wandel in Gang setzen, was vor allem neue finanzielle Abhängigkeiten vom Staat und damit wirtschaftlich nicht nachhaltige Lösungen zur Folge hat.» Deshalb fordert der Dachverband der Schweizer Wirtschaft: «Diese Vorlage muss grundlegend überarbeitet und in Einklang mit unserer liberalen Wirtschaftsordnung gebracht werden.»

Was nun, Doris Leuthard? Es wird nicht mehr reichen, dass die Bundesrätin widerspenstigen Parteifreunden eine Abreibung verpasst, wie es vor der Abstimmung über den Atomausstieg im Parlament geschah. Und dass sich Nick Beglinger mit Swisscleantech (nur noch 200 Mitglieder; die ABB ist ausgetreten) als Kontrahent von Economiesuisse (100 Branchenverbände mit 30 000 Unternehmen) aufspielt. «Wirtschaft uneins über Energie-wende», titelte ein NZZ-Redaktor in der letzte Woche etwas ahnungslos, als Nick Beglinger auf allen Kanälen lauthals Economiesuisse widersprach. In der parlamentarischen Tretmühle aber werden sich die wahren Kräfte durchsetzen.

### Einsicht im Ernstfall

Und es wird wohl die Einsicht einkehren, auf die Thomas Held kaum noch zu hoffen wagt. Gerade wenn es zutrefte, dass der globale Umbruch unseren Wohlstand gefährde, wie viele meinten, müsste doch die Parole «Halt, sichern!» gelten, sagte er im Januar am Stromkongress. «Auf jeden Fall würde in einem solchen Ernstfall niemand einen Totalumbau in jenem Teil des Schweizer Hauses beginnen, der ziemlich gut funktioniert.» ○

# Quote: null

Seit Anfang Jahr funktioniert in der Schweiz die Messung der Fernsehquoten nicht mehr. Die fehlenden Zahlen sind für die Branche eine Katastrophe, für die SRG eine Blamage. Der Ausfall kommt nicht unerwartet. *Von Rico Bandle*

«Nachdem das Bankgeheimnis weggefallen ist, haben wir nun immerhin das Zuschauergeheimnis», spottete der Satiriker Viktor Giacobbo in seiner letzten Sendung. Seit der Einführung der elektronischen Fernsehmessung in der Schweiz im Jahr 1985 war die Erhebung keinen Tag ausgefallen, nun wartet man schon über einen Monat auf die Zahlen.

Die Fernsehquoten sind mehr als bloss ein Gradmesser für die Beliebtheit von Sendungen und Sendern. Sie sind die Währung der gesamten Branche: Die Quoten bestimmen die Werbetarife, je nach Quote werden Sendungen weitergeführt, angepasst oder abgesetzt. Weder Senderchefs noch Werbekunden, noch Vermarktungsfirmen können ohne die sekunden-genaue Erhebung arbeiten. Doch seit dem 1. Januar 2013 liefert sie für alle Sender nur noch einen Wert: null.

Wie bei jeder Währung gilt auch bei den Quoten: Vertrauen ist alles. Kein Werbekunde gibt Geld aus, wenn er nicht sicher ist, ob die Botschaft das Publikum erreicht. Um das Vertrauen zu gewährleisten, hat man in der Schweiz mit Mediapulse eine unabhängige Stiftung und deren gleichnamige Tochterfirma, eine Aktiengesellschaft, mit der Quotenmessung beauftragt. Alle wichtigen Vertreter der Branche sind bei Mediapulse eingebunden, was auch der Grund ist, weshalb der Aufschrei bei den vom Ausfall betroffenen Firmen moderat geblieben ist.

## Vorgespurter Weg ins Desaster

Zu ersten Misstönen kam es Anfang 2010, als beschlossen wurde, das bisherige, zuverlässige Messsystem auszuwechseln, um auch das zeitversetzte Fernsehen und den Konsum am Computer erheben zu können. Die Ausschreibung war nicht öffentlich, das Verfahren intransparent. Die Bewerber beklagten, der Anforderungskatalog sei schludrig und unklar formuliert, ein Vergleich der Offerten dadurch gar nicht möglich gewesen. Der bisherige Anbieter GfK Telecontrol unterlag zugunsten der britischen Kantar Media.

Branchenkennner bezweifelten, dass eine Firma, die die Eigenheiten des Landes nicht kennt, so rasch eine repräsentative Anzahl Testhaushalte finden könne. Ein Panel einzurichten, das erlaubt, die Zuschauerzahlen für jede Sprach- und Altersgruppe zuverlässig hochzurechnen, ist eine komplexe Angelegenheit. Tatsächlich geriet Kantar schon zu Beginn in Verzug. Dies bestätigt auch Manuel

Dähler, der Chef von Mediapulse: «Am Anfang gab es Verzögerungen, Kantar hat es aber doch noch rechtzeitig geschafft.» Dass schon in der Einführungsphase einiges schief lief, zeigt auch die Tatsache, dass die Projektleiterin für die Einführung des Messsystems per Ende Dezember 2012 kündete – just auf den Tag hin also, an dem die Messung hätte zum Laufen kommen sollen. Nun arbeitet sie doch noch auf Mandatsbasis bei Mediapulse weiter, bis das System funktioniert.

## Was wusste Roger de Weck?

Nachdem das Startdatum mehrmals verschoben worden war, vermeldete Mediapulse letzten Freitag, die Probleme seien behoben, die ersten Zahlen würden in der Woche vom 18. Februar publiziert. Warum nicht sofort? Der lange Zeitraum zwischen der Lösung des Problems und der Publikation der Zahlen wirkt verdächtig: Bestehen doch noch Unsicherheiten? Die Nervosität jedenfalls ist bei jedem Gespräch mit Beteiligten spürbar.

Das Desaster dürfte nicht ohne Konsequenzen bleiben. Der Verwaltungsrat hat bereits beschlossen, den Ausfall durch internationale Fachpersonen untersuchen zu lassen. Aber auch das Aufsichtsgremium macht keine gute Figur. Ein Mitglied des Verwaltungsrats, das ungenannt bleiben möchte, sagt, es habe bis

zum Ausfall der Messdaten von den Problemen gar nichts mitgekriegt. Das eidgenössische Departement Uvek, das die Oberaufsicht über die Stiftung wahrnehmen sollte, will die Angelegenheit nun ebenfalls überprüfen.

Das stärkste Interesse an einer funktionierenden Quotenerhebung hat die SRG. Als grösste Kundin steuert sie zwei Drittel des 20-Millionen-Franken-Budgets von Mediapulse bei. Wie aus dem Umfeld der SRG zu erfahren ist, wurde Generaldirektor Roger de Weck vor einem halben Jahr explizit auf die Risiken des neuen Messsystems aufmerksam gemacht, er habe sich aber nicht zuständig gefühlt. De Wecks Pressesprecher Iso Rechsteiner stellt dies in Abrede: Der Generaldirektor sei weder von einer «internen noch externen Person in dieser Thematik angegangen» worden. Auch das wäre kein gutes Zeichen für den SRG-Chef.

«Noch ist es zu früh, Schuldige zu nennen. Zuerst wollen wir die Probleme lösen und das Vertrauen wiederherstellen», sagt Verwaltungsrats- und Stiftungspräsident Marco de Stoppani. Der Chef von Mediapulse, Manuel Dähler, und de Stoppani schliessen nicht aus, selbst Konsequenzen zu ziehen. Beide sagen der *Weltwoche*, sie wären zu einem Rücktritt bereit, «sollte dies der Sache dienen».

Bis es so weit ist, wird das Quotenchaos noch einigen Stoff für Pointen liefern. ○



Stoff für Pointen: Mediapulse-Chef Dähler.

# Doppelleben eines Managers

Der Fall eines Managers, der als falscher Polizist am Zürcher Sihlquai Roma-Prostituierte missbrauchte, sorgt für Kontroversen. Hat die Strafjustiz das Recht, die Identität des Täters zu verheimlichen? Werden Reiche bevorzugt? Überhaupt: Was ist das für ein Mensch? Was hat ihn dazu getrieben? *Von Alex Baur*

Hier sitzt er also, der grosse Unbekannte: ein sportlicher, jovialer und zuvorkommender Herr, der den Blickkontakt nicht scheut. Auch wenn es peinlich wird, redet er überlegt und sachlich, geht er ohne zu zögern auf die Fragen ein. Prostituierte, versichert Mister X, seien an sich nicht seine Sache. Die Idee, sich mit Strassendirnen einzulassen, sei in ihm herangereift, während er mit seiner Limousine am Sihlquai im Stau gestanden habe. Weniger der Sex habe ihn gereizt, sondern vielmehr das Fremde, das Ungewöhnliche – die «Faszination des Verruchten». Irgendwann sei das Ganze zu einer Art Sucht geworden, wurden Grenzen überschritten. Dafür habe er gebüsst, in vielen schlaflosen Nächten. Er könne nur noch eines hoffen: dass seine Identität nie publik werde.

Die schriftliche Order von Bezirksrichterin Kathrin Bretschger zuhanden der akkreditierten Presse war ein unverhohlener Zensurbefehl: Im Fall des Managers X, der auf dem Strassenstrich am Zürcher Sihlquai als falscher Polizist sechs Prostituierte sexuell genötigt hatte, wurden die Gerichtsreporter nicht bloss zur üblichen Anonymisierung angewiesen; sie durften auch nichts schreiben, was im engeren Umfeld des Angeklagten Rückschlüsse auf dessen Identität erlaubt hätte: keine Initialen, kein Alter, keine Funktion, keinerlei Bilder. Berichterstatlern, die sich über den richterlichen Ukas hinwegsetzten, wurden der Entzug der Zulassung sowie eine Geldstrafe von bis zu 10 000 Franken angedroht. Die Öffentlichkeit war vom Prozess ausgeschlossen.

## Ein Kontrast, der kaum zu überbieten ist

Dabei ist schon fraglich, ob überhaupt von einem Prozess die Rede sein kann. Verteidigung und Staatsanwaltschaft hatten das Urteil (21 Monate Gefängnis bedingt) in einem geheimen Schnellverfahren längst unter sich ausbaldowert. Das Gericht konnte das Verdikt nach einer summarischen Prüfung nur noch absegnen oder an den Ankläger retournieren, wobei Letzteres höchst selten vorkommt. Dem Angeklagten – und nicht etwa seinen Opfern – blieb damit die Peinlichkeit eines öffentlichen Verfahrens erspart, wie es in der Bundesverfassung an sich vorgesehen wäre.

Für die Zensur spricht im vorliegenden Fall lediglich ein Argument, allerdings eines, über das man sich nicht leichtfertig hinwegsetzen kann: Wäre der Mann identifizierbar, wäre seine berufliche Existenz unwiderruflich zerstört – und damit wohl auch seine Familie. Bislang

hatte er es geschafft, das Strafverfahren dem Arbeitgeber und den Angehörigen zu verheimlichen. Nach Ansicht des Gerichtes käme sein «Outing» einer im Gesetz nicht vorgesehenen «Nebenstrafe» gleich, die ihn ungleich härter träfe als die gesetzliche Strafe.

Während die akkreditierten Gerichtsreporter sich dem Schweigegebot murrend fügten und beim Publikum um Verständnis warben, brauste ein Sturm der Entrüstung durch die Internetforen. Von den 63 Kommentaren, die etwa auf der Website des *Tages-Anzeigers* publiziert wurden, drückten lediglich 13 Verständnis für die Haltung des Gerichtes aus. «Strafen ist Sache des Staates und nicht des Stammtischs», war da etwa zu lesen, «fordern wir doch gleich die Scharia oder den mittelalterlichen Pranger.» In allen anderen Zuschriften überwogen Unverständnis und Ablehnung: «Gericht schützt Doppelleben», «Kuscheljustiz igelt sich ein», «Täter werden geschützt», «Eine Prostituierte ist

## Eine Justiz, deren Verfahren mehr gefürchtet werden als ihre Strafen, gibt zu Zweifeln Anlass.

nichts, ein Manager unantastbar», «Die Öffentlichkeit hat ein Recht, die Wahrheit zu erfahren» – oder schlicht: «Gerechtigkeit existiert nicht.»

Die Verbannung der Öffentlichkeit aus dem Strafverfahren ist seit vielen Jahren im Gange. Dass den Berichterstatlern gleich noch vorgegeben wird, was sie schreiben dürfen und was nicht, eröffnet allerdings eine neue Dimension. Dabei schreit der vorliegende Fall förmlich nach einer Erklärung: Ein Mann, der zuoberst im Machtgefüge unserer Gesellschaft steht, beutet Roma-Prostituierte aus, die sich am untersten Ende der Skala bewegen – ein Kontrast, der kaum noch zu überbieten ist.

Der Manager X präsentiert sich gleichsam als Karikatur des verhassten Abzockers, der zurzeit in aller Munde ist. Für Typen seines Schlages, die sich in ihren steueroptimierten Vorstadtvillen langweilen und mit ihrem grenzenlosen Egoismus die freiheitlichen Werte der Schweiz strapazieren, baut die Stadt Zürich zurzeit die unsäglichen «Verrichtungsboxen». Liest man die Leitsätze, die Manager X in firmeninternen Schriften predigte, kann einem schwindlig werden. Von ethischer Verantwortung ist da die Rede, Nachhaltigkeit und Gleichstellung – die üblichen Phrasen, wie man sie heutzutage in jedem Geschäftsbericht findet, wirken nur mehr

zynisch. Und man fragt sich: Ist es die Aufgabe der Justiz, einen solchen Mann zu decken, der auch Tausende von Angestellten unter sich hat? Die Richter sahen es andersherum: Gerade bei einer Konstellation, die derartige Emotionen weckt, sei besondere Zurückhaltung angezeigt.

## Die «Fürsorgepflicht» der Richter

Das Bundesgericht rechtfertigte in einem analogen Fall die Anonymisierung eines Täters mit der «Fürsorgepflicht» der Justiz gegenüber einem Angeklagten, der sein Intimleben vor dem Richter in der Regel nicht freiwillig ausbreitet. Tatsächlich ist es nicht Aufgabe der Strafjustiz, über gelebte Ethik und Doppelmoral von Managern zu richten. Und, ja, es stimmt: Im Rudel können Medienschaffende, vorsätzlich oder aus Gedankenlosigkeit, grausam sein und leichtfertig Existenzen vernichten. Der Kampf um Aufmerksamkeit ist im Online-Zeitalter härter geworden, die Sitten rüder.

Dagegen gibt es allerdings Zivilklagen, nicht nur für Millionäre. Erst kürzlich musste das Haus Ringier einen Sozialarbeiter mit einer fünfstelligen Genugtuungssumme und einer Entschuldigung auf der Titelseite des *Blicks* rehabilitieren. Letzte Woche entschuldigte sich der *Tages-Anzeiger* unter dem Druck einer Klagedrohung in aller Form für seine überdrehte Berichterstattung gegen einen bis dahin völlig unbekanntem Lokalpolitiker. Wenn Strafrichter jedoch vorsorglich und letztlich auch in eigener Sache zensierend eingreifen, stellen sie auch ihre Unbefangenheit in Frage: Haben sie etwa selber etwas zu verbergen?

Mister X gabelte seine Opfer jeweils auf der Strasse auf und chauffierte sie nach Vereinbarung des üblichen Tarifs (50 bis 100 Franken) auf einen abgelegenen Parkplatz. Dort gab er sich unvermittelt als vermeintlicher Zivilpolizist aus, wobei er den jungen Frauen jeweils kurz den Badge seiner Firma unter die Nase hielt. Die Masche funktionierte immer, missratene Versuche sind nicht bekannt. Die verängstigten Roma-Mädchen folgten seinen Befehlen, sie zogen sich aus und liessen eine «Leibesvisitation» bis in den Intimbereich über sich ergehen. Der Spuk dauerte jeweils einige Minuten, danach liess er sie ziehen. In zwei Fällen soll er Prostituierte mit Ohrfeigen gefügig gemacht haben, in einem Fall nötigte er das Opfer gemäss Anklage zu Oralsex.

Die Polizei wurde bereits Ende 2009 von Gassenarbeiterinnen auf die Übergriffe aufmerksam gemacht und ermittelte vorerst in



*Ist der anonyme Täter bloss ein harmloser Spieler – oder ein gefährlicher Psychopath?*

ihren eigenen Reihen. Bereits Anfang 2010 fiel der Verdacht auf den Manager. Er wurde am Sihlquai angehalten und einer Kontrolle unterzogen. Einen Beweis fanden die Ermittler trotz akribischer Untersuchung seines Autos nicht. Doch die Aktion war dem Mann offenbar eine Warnung. Jedenfalls blieben die Übergriffe nun während fast zweier Jahre aus. Als der unheimliche Täter 2012 wieder zuschlug, konnte er dank Videoaufzeichnungen relativ schnell identifiziert und verhaftet werden.

Man kann dem Mann zugutehalten, dass er sofort ein Geständnis ablegte. Hätte er alles bestritten, wäre seine Verurteilung zumindest

fraglich gewesen. Denn die betroffenen Roma-Frauen waren längst über alle Berge und als Zeuginnen kaum noch greifbar. Allerdings wendete der Manager mit seiner Kooperation auch eine langwierige Untersuchungshaft ab. Die bedingte Strafe, mit der er als Ersttäter rechnen durfte, war für ihn das weitaus geringere Übel. Denn für ihn stand nur das eine im Vordergrund: die Verheimlichung seiner Taten im privaten und geschäftlichen Umfeld.

Eine Justiz, deren Verfahren mehr gefürchtet werden als ihre Strafen, gibt zu Zweifeln Anlass. Was ist eine Aussage wert, die unter solchen Prämissen zustande kommt? Müsste

man in einem solchen Fall nicht auch einem Unschuldigen dringend raten, sich schuldig zu bekennen? Der Manager X kann wohl als überführt gelten. Doch anfänglich bestritt er, Frauen geohrfeigt und zum Oralsex gezwungen zu haben. Das sind zentrale Elemente für die Beurteilung seiner Übergriffe.

#### «Leichte Klapse mit der flachen Hand»

Haben wir es hier bloss mit einem relativ harmlosen Spieler zu tun, der die Grenze zum Strafbaren leichtsinnig überschritten hat – oder mit einem potenziell gefährlichen Psychopathen, der sich an die Grenzen des Machbaren herantastete? Staatsanwaltschaft und Verteidigung einigten sich auf «leichte Klapse mit der flachen Hand» und auf eine Art missratenen Oralverkehr. Beides riecht förmlich nach einem faulen Kompromiss, beides bringt uns der Kernfrage nicht näher: Was ist das für ein Mensch, der hinter einer solchen Tat steckt? Was hat ihn dazu getrieben?

Die hehren Ideale, die er in seiner Firma vertritt, versichert Mister X im Gespräch unter vier Augen, deckten sich durchaus mit seiner inneren Überzeugung. Auch wenn er in der Praxis immer wieder erfahren musste, dass sich hinter der makellosen Fassade der Geschäftswelt Abgründe öffneten. «Kompensation» nannte sein Verteidiger den Mechanismus. Vielleicht sei er auch schlicht übermütig gewesen. Männer in der Midlifecrisis tun manchmal unbegreifliche Dinge.

Eines Tages, als er mit einer Prostituierten vom Sihlquai zu einem abgelegenen Parkplatz gefahren sei, habe er das Gefühl gehabt, von einem Zuhälter verfolgt zu werden. Um sich selber zu schützen, habe er sich kurzerhand als Polizist ausgegeben. Der «Kick», den er dabei verspürte, habe ihn gereizt und ihn dazu verleitet, es wieder zu tun. Es sei ihm nie um den Hunderter gegangen, um den er die Frauen prellte. Sondern um das Gefühl, «etwas zu bekommen, was man nicht kaufen kann». Hätte er bezahlt, wäre der Reiz weg gewesen, hätte er sich wohl auch selber überführt. Dass er nicht nur die Prostituierten demütigte, sondern sich selber und seine Familie in eine existenzielle Gefahr brachte, sei ihm erst nach seiner Verhaftung richtig bewusst geworden. Diese Angst verfolge ihn bis heute in Alpträumen.

Es ist Mister X anzurechnen, dass er sich solchen Fragen ohne Vorbehalt stellt. Auch wenn vieles im Vagen bleibt. War ihm die erste Polizeikontrolle denn nicht Warnung genug? Wie wäre es weitergegangen, wenn man ihn nicht gestoppt hätte? Er kennt die Antwort wohl selber nicht. Immerhin scheint er begriffen zu haben, dass es bei einem nächsten Mal kein Pardon mehr gibt. Dass ihn die Justiz vor diesem Hintergrund geschützt hat, ist nachvollziehbar. Den Preis, den sie dafür zahlte, ist hoch. Auf die Dauer ist eine Justiz, die verschleiert statt aufzudecken, unglaublich. ○

# «Sonst sterben die Schweizer aus»

Der frühere CVP-Nationalrat Norbert Hochreutener gilt als Vater des Familienartikels. Warum will der konservative Berner die Kinderbetreuung zur Staatsaufgabe machen?

Von Andreas Kunz



Ein «richtiger Hitchcock»: ehemaliger Radio- und Fernsehjournalist Hochreutener.

Frisch geduscht kommt er aus dem Fitnessstudio ins Restaurant, bestellt ein Cola zero und sagt als Erstes, wie «überrascht» er sei über die «grosse Kontroverse» um den Familienartikel. «Ich begreife die Angst der Gegner nicht!», sagt Norbert Hochreutener und schüttelt den Kopf mit den noch feuchten Haaren.

Eigentlich würde der ehemalige Berner CVP-Nationalrat lieber den Ruhestand geniessen, doch für den Abstimmungskampf musste er nochmals ran: Bei über einem Dutzend öffentlicher Auftritte hat er sich im Januar ins Zeug gelegt für den Familienartikel, der ihm «am Herzen liegt», den er persönlich ins Rollen gebracht hatte und mit dem er nichts weniger als «die Schweiz vor dem Aussterben retten will».

Hochreutener – 66 Jahre alt, landesweit bekannt als ehemaliger Bundeshauskorrespondent von Radio und Fernsehen – gilt als Vater des Artikels 115a, über den am 3. März abge-

stimmt wird. Es ist eine Vaterschaft, die einigermassen überraschend ist, da er in seinen zwölf Jahren im Parlament nie zum etatistischen Flügel seiner Partei gehört hatte. Zwar will die Vorlage in bester christlich-sozialer Manier «die Bedürfnisse der Familie berücksichtigen». Doch aufgrund des «bedarfsgerechten Angebots an familien- und schulergänzenden Tagesstrukturen», für die der Bund bei einer Annahme des Artikels sorgen will, befürchten die Gegner einen milliardenschweren Ausbau des Sozialstaats und einen Eingriff in den Föderalismus und die Privatwirtschaft.

Ist es der Altersmilde anzurechnen, dass er als Konservativer die Verantwortung für die Kinder lieber an den Staat delegiert? Einige ehemalige Kollegen hätten ihn tatsächlich einen «verkappten Sozialisten» geschimpft, sagt Hochreutener und lacht. Andere – «vor allem Frauen!» – bewunderten seinen Einsatz

und schauten ihn seither «mit leuchtenden Augen» an. Was natürlich kein Argument sei, schiebt Hochreutener nach. Schliesslich gehe es ihm um die Sache. Und diese sei eigentlich «urkonservativ». Dass «ausgerechnet die SVP dies nicht wahrhaben will», könne er «nicht verstehen».

## «Mehr Ausländer oder mehr Kinder»

Hochreutener sorgt sich um die Zukunft der Schweiz. Er will die Geburtenziffer von aktuell 1,52 Kindern pro Frau auf «mindestens 2» erhöhen. Seit den 1960er Jahren sei über eine Million Kinder zu wenig geboren worden. Da es immer mehr hochqualifizierte Frauen gebe, die ihren Beruf wegen des Nachwuchses nicht aufgeben wollten, müsse man ihnen die nötigen Strukturen bereitstellen. Vorbilder seien Länder wie Frankreich oder Schweden, die mit ähnlichen Massnahmen den Geburtenrückgang stoppen konnten. In diese Richtung müsse sich auch die Schweiz bewegen. «Der Bund fördert alles Mögliche», sagt Hochreutener. «Warum soll er nicht das Wichtigste fördern, unseren Nachwuchs?» Wer Kinder habe, tue etwas für die Gesellschaft, und das solle vom Staat honoriert werden. «Will denn die SVP mehr Ausländer importieren oder mehr Kinder haben?»

Als Hochreutener im März 2007 seine parlamentarische Initiative einreichte, sei diese noch «sehr allgemein» formuliert gewesen. Ein «richtiger Hitchcock» sei die Umsetzung geworden, mehrfach sei die Vorlage auf der Kippe gestanden. Manchmal habe in den Kommissionen nur eine oder zwei Stimmen den Ausschlag gegeben, um eine benötigte Fristverlängerung zu erreichen oder den Artikel in die nächste Runde zu schicken. Bei den vielen Nachbesserungen sei «leider einiges auf der Strecke» geblieben, sagt Hochreutener. Neben einem Ausbau der Krippenplätze und der Tagesschulen hätte er sich auch ein Kindergeld gewünscht für die Mütter, die ihren Nachwuchs daheim aufziehen. Doch die «Herdprämie» sei nicht durchgekommen. Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach, habe er sich gesagt. Hauptsache, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie werde endlich in der Verfassung verankert. Die «Stunde der Wahrheit» komme dann erst bei der Erarbeitung der Gesetze, die aus dem Artikel abgeleitet werden können.

Genau hier liegt die Crux der Vorlage. Die Gegner befürchten, dass mit dem Familienar-

tikel ständig neue Massnahmen und Gesetze verabschiedet werden, die Mehrkosten von bis zu 12 Milliarden Franken jährlich verursachen. Rechnet man die Zahlen des Kantons Waadt hoch, der eine ähnliche Vorlage bereits umgesetzt hat, werden allein die Aufwendungen für eine flächendeckende Einführung von ausserschulischen Betreuungsangeboten für Fünf- bis Fünfzehnjährige 7,6 Milliarden Franken kosten. Hinzu kommen die Ausgaben für Krippenplätze für Kleinkinder bis vier Jahre, die jährlich 3,2 Milliarden Franken kosten.

Hochreutener glaubt nicht an diese Zahlen. Er rechnet mit Ausgaben von höchstens 500 Millionen Franken. Der Familienartikel allein koste ohnehin noch gar nichts, erst die daraus resultierenden Gesetze. Und hier würden seine ehemaligen Kollegen im Parlament schon «nicht überborden». Auch nicht seine CVP, die als Mittepartei bei den Abstimmungen den Ausschlag geben könnte.

#### «Noch keine beschlossene Sache»

Es ist, gelinde gesagt, ein Wagnis, das der bürgerliche Berner mit seinem Vorstoss eingegangen ist. Ist er sich bewusst, welche Flut an neuen Massnahmen und Regulierungen er mit seinem Familienartikel auslösen könnte? Hochreutener winkt ab. «Im Notfall» vertraue er auf die bürgerlichen Parlamentarier, die ge-

gen unnötige Gesetze und Massnahmen das Referendum ergreifen würden. Komme es dann zur Abstimmung, gehe er «von einem vernünftigen Volk aus».

Die Einführung eines Elternurlaubs von 24 Wochen beispielsweise, der jährlich 1,2 Milliarden Franken kosten würde, hätte an der Urne keine Chance, glaubt er. Auch der landesweite Ausbau von Krippenplätzen sei mit der Annahme des Familienartikels «noch keine beschlossene Sache». Wenn es nämlich tatsächlich nicht stimme, dass 150 000 Krippenplätze fehlten, wie die NZZ letzte Woche vor-

#### Seit den 1960er Jahren sei über eine Million Kinder zu wenig geboren worden.

gerechnet hatte, dann würde sich das Volk bei einem Referendum gegen einen geplanten Ausbau wehren, glaubt Hochreutener.

Trotzdem sei es wichtig, dass der Artikel jetzt in die Verfassung geschrieben werde. «Damit wird eine Türe geöffnet, durch die man hindurchschreiten kann – wenn es tatsächlich einmal nötig wird.» Bestehe dereinst ein akuter Handlungsbedarf, würden die Kompetenzen geregelt sein. In seinen zwölf Jahren als Nationalrat habe er zur Genüge erlebt, dass es viel zu lange gedauert habe, bis ein

dringend nötiges Gesetz verabschiedet werden konnte. Darum sei es gut, dass die «Streitereien» heute ausgetragen würden und danach der Grundsatz in der Verfassung stehe. «Später kann das Parlament in aller Ruhe die Massnahmen beschliessen, die tatsächlich nötig sind.» Auch die Mutterschaftsversicherung habe rund vierzig Jahre in der Verfassung gestanden, bevor sie umgesetzt worden sei.

#### Altes Familienmodell hat ausgedient

Ist seine Vorstellung nicht naiv, dass das Parlament eine Steilvorlage wie den Familienartikel nicht dazu nutzen wird, um ständig neue Gesetze zu erlassen? «Ich weiss, dass die Erfahrung eher das Gegenteil nahelegt», sagt Hochreutener. Deshalb müsse man sehr zurückhaltend sein und auch die «vielen unnötigen Vorschriften und Hürden» für private Betreiber von Kindertagesstätten «entschlacken». Es sei jedoch eine «Tatsache», dass das alte Familienmodell ausgedient habe. «Ich würde ja gern die konservative Gesellschaft heraufbeschwören, wie die SVP es macht.» Es sei aber halt nicht mehr wie früher, als seine Frau ihren Job im Verlagswesen aufgegeben habe, um sich um die beiden Kinder zu kümmern. «Die Zeiten haben sich geändert», sagt Hochreutener. Also müssten sich auch die Rahmenbedingungen ändern. «Sonst sterben die Schweizer tatsächlich noch aus.» ○

# Wir helfen Ihnen bei der Steuererklärung

Steuerexperten vom VZ Vermögenszentrum beantworten den Leserinnen und Lesern des Tages-Anzeigers telefonisch Fragen rund um die Steuererklärung.

Am 13. Februar stehen Ihnen die Berater am Steuertelefon unter 044 248 50 00 zur Verfügung. Eine Auswahl der Antworten finden Sie am nächsten Tag im Tages-Anzeiger.

#### 13. Februar 2013 mit Steuerexperten vom VZ Vermögenszentrum

Von 10.00 bis 13.00 Uhr und von 14.00 bis 16.00 Uhr



Martin Metzger



Petra Keller



Christoph Hilligardt



Remo Haudenschild

Dranbleiben und Steuern sparen.

Tages-Anzeiger

# Der süsse Duft des Terrorismus

*Tages-Anzeiger*-Chef Res Strehle, scharfäugiger Linienrichter des politisch Erlaubten und Korrekten, bewegte sich lange in irritierender Nähe zu Bombenlegern und linken Extremisten. Während er bei andern Transparenz einfordert, beschweigt er die eigene Vergangenheit. *Von Philipp Gut*



*Mittendrin:* Polizeibild nach Strehles Verhaftung am 12.1.1984.

Wie viel Verdrängung und Verklärung der Vergangenheit kann sich ein landesweit anerkannter Journalist und Chefredaktor leisten, der in seinem publizistischen Wirken nicht müde wird, Ehrlichkeit, Transparenz, Moral einzufordern? Mit welchem Mass an Ideologie darf einer geeicht sein, der von sich behauptet, neutral über den Parteien zu stehen? Wo liegen die Grenzen der Glaubwürdigkeit?

Am 31. Dezember 2012 verkündet Res Strehle, Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, auf der Frontseite seiner Zeitung einen «moralischen Wendepunkt». «Die Moral», schreibt Strehle, «wird bei der Lösung der weltweiten Probleme wichtiger als in früheren Jahren.» Und die Medien, so fordert er weiter, täten gut daran, diese – wie er es nennt – «Renaissance der Moral zu unterstützen». Voraussetzung sei allerdings, dass sie «zugleich ihre eigene Rolle kritisch hinterfragen». Denn: «Auch sie

können Existenzen an den Rand führen, zumindest sozial.»

## Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung

Strehle wusste, wovon er sprach. Genau einen Monat später, am 31. Januar 2013, bringt er ein zwei Seiten langes Interview unter dem Titel: «Ich erlebe seit letztem Sommer den sozialen Tod». Der Chefredaktor unterhält sich darin mit dem ehemaligen SVP-Schulpfeger Alexander Müller, den sein Blatt zuvor wegen einer unbedachten Twitter-Kurznachricht an den Pranger gestellt hatte. Der Fragesteller brilliert durch Empathie («Sie haben alles verloren. Wie fühlt sich das an?») und nachgereichtes Bedauern («Für den *Tages-Anzeiger* sind die Konsequenzen, die Alexander Müller wegen seines Tweets zu tragen hat, ungerechtfertigt»). Obwohl Strehle grobe Fehler der Berichterstattung einräumte, blieb er dabei: Der zu-

vor völlig unbekannte Lokalpolitiker habe «eine Grenze des gesellschaftlich Diskutierbaren» überschritten, so der *Tagi*-Chef.

Vielleicht hätte Strehle ein Interview mit sich selber führen sollen. Dem einfühlsamen Linienrichter der politischen «Moral», der so virtuos die Limiten des Erlaubten abzirkelt, würde sich ein ungleich ergiebigeres Feld öffnen als die aufgebauschte Twitter-Affäre. In seiner eigenen, verdrängten Biografie geht es nicht um hanebüchenes Zwitschern im Internet, sondern um Straftaten, die irritierende Nähe zu Terroristen und Bombenlegern.

Am 12. Januar 1984 wird der damals 32-jährige Strehle in Zürich verhaftet. Das zeigen Dokumente und Originalfotos der Polizei, die der *Weltwoche* vorliegen. «188 cm, dunkelblond, geboren am 25.3.1951», vermerkt die Akte. Es war die Zeit der sogenannten 80er Bewegung. Strehle hatte mit linken Gesinnungsgenossen

ein Gebäude an der Badenerstrasse 2 am Zürcher Stauffacher besetzt, in unmittelbarer Nähe zur *Tages-Anzeiger*-Redaktion, wo er heute im Chefsessel sitzt. Die Besetzer hatten sich verschanzt, die Eingänge waren verbarrikiert worden. Unterstützer versorgten sie via Seilwinde mit Nahrungsmitteln und Getränken. Rund achtzig Personen hatten sich illegal im Haus festgesetzt. Einen Räumungsbefehl missachteten sie. Drei Tage nach Ablauf des Ultimatums stürmte die Polizei in den Morgenstunden des 12. Januar 1984 das Gebäude. Es kam zu Anklagen und Verurteilungen wegen Hausfriedensbruchs und Sachbeschädigung. Ob auch Strehle verurteilt wurde, kann nur er selber sagen. Die Einträge im Strafregister sind mittlerweile gelöscht.

### Sie brüsten sich mit Anschlagserie

Die Besetzer, die sich groteske Vogelmasken umgebunden hatten, verbanden den Rechtsbruch mit Happenings und Kunstaktionen, sie tanzten zu dröhnender Rapmusik zwischen den blauen Züri-Trams hindurch; doch harmlos war die Sache nicht. Ein TV-Bericht sprach am Tag der Räumung von einem «städtebaulichen Guerillakrieg». Es war nicht übertrieben. Gewalt und Terror gehörten dazu – und Res Strehle war mittendrin. An den «Vollversammlungen» der «Bewegung» trat er regelmässig als Redner auf. Erstaunlicherweise hat sich der sonst so eloquente und feinsinnige Autor, dessen Blatt bei anderen stets vehement Transparenz einfordert, nie offen zu diesen Geschehnissen geäussert.

Es sind nicht übelwollende Beobachter von aussen, die ein Bild erstaunlicher Gewalt zeigen, sondern Zeugnisse der linken Szene selber. «Die Jugendbewegung der 1980er Jahre hat das damals neue Medium des Videofilms intensiv genutzt, um ihrem Protest und der kulturellen Aufbruchsstimmung Ausdruck zu verschaffen», schreibt das Zürcher Sozialarchiv. In dessen Beständen finden sich zahlreiche Bild- und Tonträger, auf denen Mitglieder der Bewegung ihr Tun und ihre Absichten dokumentieren. Sie stellen einen direkten Zusammenhang zwischen einer Serie von Gewaltakten und der erwähnten Hausbesetzung her, bei welcher der heutige *Tagi*-Chef verhaftet worden ist.

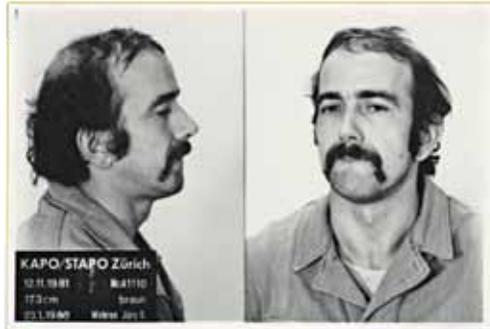
Im Vorfeld der Besetzung verübten «Aktivisten», wie sie bis heute verharmlosend genannt werden, einen Brandanschlag auf die McDonald's-Filiale am Stauffacher, wo Strehles Redaktionskollegen heute über Mittag ihren Hamburger holen. Das Lokal brannte vollständig aus. In ihrem Film «1 Lovesong» zeigen die Regisseure Christoph Schaub und Thomas Krempke die Besetzung vor und hinter den Kulissen. Der Videoclip ist Teil von politischer Aktion und Propaganda. Ohne Skrupel nennt er eine Reihe von Anschlägen, die mit der Besetzung einhergegangen seien:



*Experte für Explosives:* Daniel von Arb.



*Sieben Jahre Zuchthaus:* Claudia Bislin.



*«Besitz von Sprengstoff»:* Jürg «Jüre» Wehren.

«Erster Bombenanschlag auf Viktor Kleinert» [Immobilienbesitzer, die Red.], «Zweiter Bombenanschlag auf Viktor Kleinert», «Brandanschlag auf McDonald's», «Anschlag auf Dieter Bührl», dessen Holding das Bauprojekt von Kleinert übernahm. Bemerkenswert ist, wie beiläufig und selbstverständlich die Gewaltexzesse geschildert werden. Strassentänze oder Bombenwerfen: Das machte offensichtlich keinen Unterschied.

### «Wohllöblich aufgenommen»

Welche Rolle Strehle – von der unverdächtigen linken *Wochenzeitung* (WoZ) als «intellektueller Vordenker der Zürcher Autonomen» bezeichnet – dabei spielte, ist bis heute ungeklärt. Er stand im Zentrum des Geschehens, aber er schweigt beharrlich. Auch auf schriftliche Nachfragen der *Weltwoche* reagierte er nicht.

Fest steht: Zu Strehles Mitstreitern und Vertrauten, mit denen er teilweise sogar zusammen wohnte, gehörten international gesuchte Terroristen, darunter Experten für Explosives. Einer von ihnen war der Zürcher Daniele von Arb, der am 12. Januar 1984 gemeinsam mit Strehle aus dem Haus an der Badenerstrasse

geholt und verhaftet wurde («167 cm, schwarzbraun, 23. 7. 1959»). Von Arb hatte bereits 1970 als 16-Jähriger eine «revolutionäre Zelle» gegründet. Mit seinen Mitverschwörern plünderte er Depots der Schweizer Armee, um Terrororganisationen in halb Europa mit Sprengstoff zu beliefern. Zu den Abnehmern gehörten die deutsche RAF, die italienischen Brigade Rosse, griechische und palästinensische Untergrundkämpfer. Die CIA führte von Arb und seine Komplizen unter dem Codewort «Annebäbi».

1977, im Jahr des deutschen Terrorherbsts, wurde von Arb in der Schweiz zu fünfeinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Er sass die Strafe in der Haftanstalt Regensdorf ab. 1979 legte ein italienisches Gericht nach: Es verurteilte von Arb wegen Sprengstoffschmuggels zu vier Jahren Zuchthaus. Der Zürcher war per Interpol zur Verhaftung ausgeschrieben und wurde später im Ausland wiederholt festgenommen. 1987 stellte er sich den italienischen Behörden. Anders als Res Strehle, stellte sich von Arb im Dokumentarfilm «Do it» (2000) seiner Vergangenheit. Heute führt er eine Wahrsager-Praxis in der Zürcher Innenstadt.

Doch von Arb ist längst nicht der einzige überführte Terrorist, mit dem der heutige *Tages-Anzeiger*-Chef persönlich wie ideologisch verbunden war. Die «internationale Terrorprominenz» sei bei Strehle ein und ausgegangen, schreibt der Journalist und Autor Eugen Sorg (früher *Tages-Anzeiger-Magazin* und *Weltwoche*, heute *Basler Zeitung*). Er muss es wissen: Sorg veröffentlichte gemeinsam mit Strehle die Doppelbiografie «Mein Leben als 68er» (2008). Er kannte die Extremistenszene von innen und steht dazu.

Bereits seit den 1970er Jahren waren Strehle und seine militanten Freunde unter Beobachtung der Polizei und des Staatsschutzes – aus guten Gründen. An der edlen Neptunstrasse am Fuss des Zürichbergs hatten sie Ende der 70er Jahre eine Wohngenossenschaft eingerichtet. Strehle sass im Leitungsgremium, weshalb er schon allein durch seine Funktion jederzeit über die wechselnden Bewohner im Bild war. In seinem 68er-Bericht schreibt Strehle, sämtliche Gäste seien «wohllöblich aufgenommen» worden: «Mal waren es Flüchtlinge, mal (wie sich später herausstellte) ein Spitzel des Verfassungsschutzes, zwischendurch auch immer wieder solche, die auf der Kurve waren.» Einzige Ausnahme sei der Strafrechtler Peter Noll gewesen, der sich selbst für die freizügigen 68er zu offensiv an die Frauen herangemacht und deshalb ein «Hausverbot» auferlegt bekommen hatte.

### Links, aber lieb

Das klingt nach kunterbunter Folklore: Flüchtlinge, Drogensüchtige, Intellektuelle. Links, aber lieb. In Wahrheit fungierte die WG an der Neptunstrasse als Schaltstelle zwischen



**Gewalt ist Teil des Projekts:** zerstörte McDonald's-Filiale am Zürcher Stauffacher, Sommer 1982.



**Keine Antworten:** Journalist Strehle.

linker Szene und gewalttätigen Gruppen. Die Grenzen waren fließend. So wurde der Strehle-Mitbewohner und Grafiker Jürg Wehren («Jüre» genannt) 1983 vom Bezirksgericht Zürich wegen «Besitz von Sprengstoff in verbrecherischer Absicht im terroristischen Umfeld» zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Laut einem ehemaligen Staatsschützer waren die von Wehren und seinen Kollegen angelegten Sprengstofflager unter anderem für die Terroristen der deutschen RAF bestimmt. Wehren sass seine Strafe von 1983 bis 1988 in Witzwil ab. Aus dem Gefängnis heraus illustrierte er 1985 Strehles Buch «Damengambit». Das zeigt, wie nahe sich die beiden waren – auch nachdem Wehren rechtskräftig verurteilt worden war. Das Gleiche gilt für Wehrens Komplizin Claudia Bislin (ebenfalls sieben Jahre Zuchthaus). Zu beiden hielt Strehle die engen Kontakte aufrecht. Er musste von den Delikten gewusst haben und billigte sie offenbar. Sonst hätte er kaum weiter mit den Kollegen zusammengearbeitet.

### Carlos, «der Schakal»

Unter die Kategorie «Flüchtlinge» (Strehle) fiel der italienische Terrorist Nicola Bortone, ein Mitgründer der Brigade Rosse, die in Italien Bombenattentate bis hin zu Mord verübten. Auch er wohnte mit Strehle an der Neptunstrasse. Ein Römer Gericht verurteilte Bortone 2001 wegen «Förderung, Bildung und Organisation einer umstürzlerischen Vereinigung und einer bewaffneten Gruppe» in Abwesenheit zu fünfzehn Jahren Haft. Im März 2002 wurde er in Zürich verhaftet und einige Monate später an Italien ausgeliefert. In den 70er und 80er Jahren hielt sich Bortone illegal in der Schweiz auf, mit engsten persönlichen

Kontakten zur Führerin des Revolutionären Aufbaus, Andrea Stauffacher – sowie zu Res Strehle. Strehle kümmerte sich um Bortones Frau, als diese an Krebs erkrankt war. Eine ähnliche Familiensolidarität legte Andrea Stauffacher an den Tag: Während Bortone im Gefängnis sass, habe sie sich wie eine «Gotte» um dessen Kinder gekümmert, sagt ein Insider.

Die Linksextremisten um Stauffacher und den Anwalt Bernard Rambert waren mit italienischen und deutschen Terrorkreisen vernetzt und sympathisierten beispielsweise mit der Roten Armee Fraktion (RAF), der die Schweiz als Planungs- und Rückzugsgebiet diente. Eine Schlüsselfigur war der Tessiner Giorgio Bellini, der ebenfalls in Strehles Wohngemeinschaft an der Neptunstrasse Unterschlupf fand. Bellini soll Kontakte zu Topterrorist Carlos («der Schakal») gehabt und den Anschlag auf den Sender Radio Free Europe in München 1981 mit vorbereitet haben, wie die Strafverfolgungsbehörden vermuteten. Fünf Tage vor dem Anschlag wurde Bellini bei Lindau verhaftet.

Darauf geht eine berühmte Episode der Schweizer Fernsehgeschichte zurück: Am 3. Mai 1981 stürmten drei verummte «Autonome» die «Tagesschau», unterbrachen Sprecher Léon Huber und hielten ein Transparent mit der Aufschrift «Freedom and Sunshine for Giorgio Bellini» in die Kamera.

### Neues zum Fall Bellini

Der Vorfall ist bis heute nicht restlos aufgeklärt. Wer wirklich dahintersteckte, bleibe «wahrscheinlich für immer im Dunkeln», hiess es in einem DRS-3-Gespräch mit Léon Huber noch im Jahr 2008. Huber selber vermutet, ein Fernsehmitarbeiter müsse die Täter

hereingelassen haben. Einer, der es wissen müsste, ist Res Strehle – aber der schweigt, wie zu allen damaligen Vorgängen. Gemäss *Weltwoche*-Recherchen liegt Léon Huber mit seiner These richtig: Die Person, welche die Vermummten ins Fernsehstudio liess, heisst Marina Berta. Die Freundin von Giorgio Bellini arbeitete damals beim Schweizer Fernsehen und wurde 1994 gemeinsam mit diesem festgenommen – aufgrund mutmasslicher Kontakte zu Carlos.

«Der Schakal» liefert das Stichwort für eine weitere Gewaltspur ins Strehle-Umfeld: Auch der seit 1995 vermisste Schweizer Terrorist und Carlos-Komplize Bruno Bréguet verkehrte in den frühen 80er Jahren in den Zürcher Zirkeln. Schon als 20-Jähriger war er in Israel wegen Sprengstoffbesitzes zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt worden. 1977 wurde er vorzeitig entlassen, nachdem sich Geistesgrößen wie Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir und Noam Chomsky für ihn eingesetzt hatten.

Anfang der 80er Jahre schloss sich Bréguet, Autor eines Buchs mit dem sprechenden Titel «Die Schule des Hasses», der Carlos-Gruppe an. Mutmasslich wirkte er beim bereits erwähnten Anschlag auf den Sender Radio Free Europe mit. Zusammen mit der Ehefrau des «Schakals», Magdalena Kopp, wurde Bréguet im Februar 1982 in einer Pariser Tiefgarage verhaftet. Dabei versuchte er, einen Polizisten zu erschiessen – was nur deshalb misslang, weil der Abzug der Pistole klemmte. Im Auto fanden die Ermittler fünf Kilogramm Sprengstoff. Bréguet kam drei Jahre ins Gefängnis, worauf Carlos eine Anschlagsserie lostrat, um die Komplizen freizubomben.

Selbst von dieser spektakulären Episode der internationalen Terrorgeschichte führen –

über Bréguets Herkunft hinaus – Spuren in die Schweiz. Laut Akten der ostdeutschen Staatsicherheit soll sich der Zürcher Anwalt Rambert, der wie Strehle aus grossbürgerlichem Haus stammt und von der Stasi als «Duke» geführt wurde, mit Carlos in Ostberlin getroffen haben. Thema des Meetings: die Befreiung von Bréguet und Kopp.

Über all diese Dinge sagt Strehle in seiner flott geschriebenen 68er-Fibel kein Wort. Was wusste er von den Terrorverbindungen seiner Freunde und WG-Partner? Teilte er deren Ansichten und Ziele? Was denkt er heute darüber? Antworten bleibt er schuldig, Anfragen gehen ins Leere.

Die Quellen sprechen allerdings eine deutliche Sprache. Ein Streifzug durch die Archive zeigt: Strehle war noch als über 40-Jähriger ein glühender Anhänger des «bewaffneten Kampfes», er verherrlichte die Gewalt im Namen der marxistischen Idee. Die Beispiele sind zahlreich – und sie sind alles andere als «Jugendsünden». Sie reichen bis weit in die 90er Jahre hinein (Strehle ist Jahrgang 1951).

Im März 1993 etwa verfasste Strehle einen krachenden Nachruf auf die Schweizer Terroristin Barbara Kistler, der selbst der *WoZ*, die er 1981 mit gegründet hatte, zu weit ging. Die Redaktion lehnte die Veröffentlichung ab, auch weil die Einschätzungen offenbar nicht stimmten. Kistler, von Strehle liebevoll «Babs» genannt, hatte sich in der Türkei einer militanten leninistischen Splittergruppe angeschlossen. «Sie ist nicht im Bett gestorben, wie es ihr grösster Horror war», so Strehle, «sondern mit der Waffe in der Hand, wie es ihr Wunsch war.» Mit «der Konsequenz ihres Handelns» habe die Revolutionärin «für viele GenossInnen und FreundInnen einen Massstab gesetzt», schrieb Strehle. Er schloss den pathetischen Aufruf mit dem Guerilla-Gruss: «Barbara present!» Laut der *WOZ*-Redaktion

hatten zum fraglichen Zeitpunkt allerdings gar keine Kämpfe in dieser Region der Türkei stattgefunden. Doch Strehle liess sich von den Tatsachen nicht beirren: Er warf seinen Kollegen hinterher vor, «jegliche Solidarität» mit der Gewalttäterin vermissen zu lassen.

### Strehle rechtfertigt «Erschiessungen»

Manche *WOZ*-Leser sahen es offenbar ähnlich. «Ein beeindruckender, sensibler Nachruf von Res Strehle erscheint, und überrascht erfährt man, dass dieser Artikel viel zu pathetisch ist», schrieb Markus Somm, heute geläuterter Chefredaktor der *Basler Zeitung* und früher bei *Weltwoche* und *Tages-Anzeiger* tätig. Somm lobte Strehle dafür, dass er «dem politischen Weg einer aussergewöhnlich mutigen Frau folgt, die für ihren Kampf andere Mittel wählte als Lichterketten und Versöhnungsteuerunden».

Strehles Nachruf war kein Ausrutscher, den man vielleicht mit persönlicher Betroffenheit erklären könnte (er kannte Barbara Kistler gut). Wiederholt und mit ausführlichen Argumenten rechtfertigte der damalige *WoZ*-Journalist und heutige *Tagi*-Chef terroristische Gewaltakte – inklusive Mord. Am 10. Januar 1986 erklärt er den Lesern, warum die portugiesische Terrorgruppe «Volkskräfte des 25. April» (FP-25), die die junge Demokratie – entstanden nach der friedlichen Nelkenrevolution 1974 – abschaffen wollte, mordend und brandschatzend das historisch Notwendige und moralisch Richtige tue.

«Revolutionäre Gewalt», so Strehle, sei «die Antwort auf die Repression des Staates, die den Arbeitern zeigen soll, dass es auch andere Formen des Klassenkampfes gibt». Vor «diesem Hintergrund» seien «die militärischen Aktionen der FP-25 zu verstehen: Erschiessung von Unternehmern, Grossgrundbesitzern, Aktionen gegen die Nato und Geldbeschaffung». Minutiös vermerkt Terrorversther

Strehle eine Liste der Heldentaten, welche die FP-25 verübt hat: «6. 12. 82: Erschiessung des Unternehmers Monteiro Pereira, 19. 10. 83: Anschlag gegen das Arbeitsministerium, 7. 2. 84: Erbeutung von umgerechnet 2 Mio. Franken in Lissabon, 30. 4. 84: Anschlag auf einen Grossgrundbesitzer, 30. 5. 84: Erschiessung des Unternehmers Canha E Sá», und so fort. Das ist längst nicht alles: In der Manier des pflichtbewussten Buchhalters nennt Strehle ein Dutzend weiterer Terrorakte, darunter ein Angriff auf «BRD-Militärs».

### Moralischer Silberblick

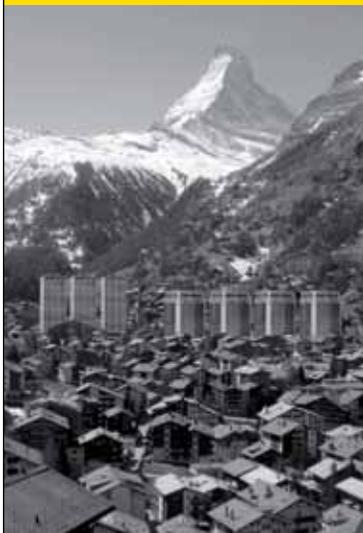
Strehle stimmt zu: Politische Gewalt ist integraler Bestandteil des sozialistischen Projekts. «Die Aktivitäten der FP-25 erfolgen nicht isoliert von anderen Formen des Klassenkampfes. Die FP-25 kämpfen für die Zerstörung des kapitalistischen Staates durch eine sozialistische Revolution, die sich in allen Strukturen der Arbeiter durch den lang andauernden täglichen Kampf entwickelt.»

Hat man dieses Brüten mit Anschlägen nicht schon irgendwo gehört? «Bombenanschlag auf Viktor Kleinert», «Brandanschlag auf McDonald's», «Anschlag auf Dieter Bührle», tönte es zur selben Zeit aus dem Haus an der Badenerstrasse 2 am Zürcher Stauffacher, in dem Strehle am 12. Januar 1984 verhaftet wurde.

Der Fall Strehle bleibt nicht nur ein faszinierendes Beispiel dafür, wie hoch intelligente und sensible Zeitgenossen politischen Irrlehren aufsitzen können. Er zeigt auch den moralischen Silberblick der 68er-Generation und ihrer Nachfolger. Beim SVP-Twitterer reichte eine unbedarfte 140-Zeichen-Nachricht, die er nach fünf Minuten wieder gelöscht hatte, für das totale gesellschaftliche Abseits. Nicht auszudenken, wenn *Tagi*-Chef Strehle mit denselben Massstäben die eigene Vergangenheit ins Visier nähme. ○

Das bringt die missratene Revision des Raumplanungsgesetzes:

## Zentralistische Vorgaben aus Bundesbern!



Die Raumplanung war immer eine Aufgabe von Gemeinden und Kantonen. Die kommunalen und kantonalen Behörden kennen die Anliegen der lokalen Bevölkerung und der Gewerbebetriebe am besten - hier können geeignete Lösungen getroffen werden. Damit soll nun Schluss sein: Die RPG-Revision will die Kompetenzen zentralisieren. Wichtige Raumplanungsentscheide sollen künftig in Bundesbern gefällt werden. Kantone und Gemeinden würden bevormundet – sie müssten die Befehle aus Bern vollziehen. Wer nicht will, dass Bundesbern die Gemeinden und Kantone bevormundet, stimmt Nein zur missratenen RPG-Revision.

Überparteiliches Komitee «Nein zur missratenen RPG-Revision»  
Postfach 8166, 3001 Bern

[www.rpg-revision-nein.ch](http://www.rpg-revision-nein.ch)

Darum am 3. März  
**RPG-Revision**  
**NEIN**

# Sie schaufelte den Weg frei

Zwei Jahre hat die gesundheitlich angeschlagene und körperlich gezeichnete Ex-Aussenministerin Hillary Clinton Zeit, bevor sie entscheiden muss, ob sie nochmals ins Rennen um die US-Präsidentschaft steigt. So oder so bleibt sie die grosse Vorkämpferin der Frauen in der Politik. *Von Beatrice Schlag*

Normalerweise wecken Politiker Erwartungen, wenn sie ihr Amt antreten. Bei Hillary Clinton ist es umgekehrt. Nie wurde mehr über sie spekuliert als seit ihrem lange angekündigten Rücktritt als Aussenministerin. Wird sie in vier Jahren erneut versuchen, ins Weisse Haus zu kommen? Während ihres Wahlkampfs gegen Obama gaben vierzig Prozent der Amerikaner an, sie als kalt, berechnend und egoistisch zu empfinden. In ihrem letzten Jahr als Aussenministerin bestätigten zahlreiche Umfragen, dass sie die mit Abstand beliebteste Politikerin ihres Landes ist, weit vor dem Präsidenten. Rund siebzig Prozent der Amerikaner sind von ihr begeistert.

So beliebt war sie schon einmal. Als vor fünfzehn Jahren der Lewinsky-Skandal explodierte und sie vor der ganzen Welt als ahnungslos betrogene Ehefrau dastand und dennoch bei ihrem Mann blieb, schnellte ihre bis dahin mickrige Popularität auf deutlich über siebzig Prozent. Viele verstanden nicht, warum sie blieb. Aber irgendwie berührte es jeden, als das dürre Communiqué aus dem Weissen Haus kam: «Sie liebt ihren Mann und glaubt an den Präsidenten.» Wer behauptete, sie lasse sich aus reinem Ehrgeiz nicht scheiden, weil sie wisse, dass sie nach einer Trennung keinerlei Chancen auf eine politische Karriere habe, fand wenig Gehör. Ihre Rolle war damals die erbärmlichste der Welt: die gutgläubige Frau, die nur ein paar Stunden vor der ganzen Welt erfuhr, dass ihr Mann sie hintergangen hatte. Nicht zum ersten Mal, aber demütigender als je zuvor.

## Schon als Teenager politisch engagiert

Er könne, sagte Bill Clinton nach seiner Amtszeit in einem Interview, dem unerbittlichen Lewinsky-Ermittler Kenneth Starr bis heute nicht wirklich böse sein: «Er hat meine Ehe gerettet, weil Hillary ihn damals noch mehr hasste als mich. Der Gedanke, er könne gewinnen, war ihr unerträglich.» Der Antrag auf Amtsenthebung wurde vom Kongress abgelehnt. Hillary Clinton sass nicht vor dem Fernseher, als die Abstimmung live übertragen wurde. Während die Nation auf den Bildschirm starrte, beugten sich die First Lady und ihr Berater Harold Ickes über einer Karte des Staates New York und diskutierten über Hillarys Chance, als Senatorin gewählt zu werden. Sie hatte alles getan, was sie tun konnte, um die Präsidentschaft ihres Mannes zu retten. Noch als First Lady meldete Hillary Clinton, die noch nie in New York gelebt hatte, ihre Kandidatur für den



«Keiner bringt mich zum Lachen wie Bill»: ehemalige Aussenministerin Clinton.

freiwerdenden Senatssitz an. Sie wurde 2000 mit zwölf Prozent Vorsprung auf ihren republikanischen Kandidaten gewählt.

Die Frage, warum sie nicht schon viel früher Politikerin geworden sei, hat Hillary Clinton nie beantwortet. Sie hatte sich schon als Teenager politisch engagiert. Aber seit sie 1975 ihren Yale-Kommilitonen Bill Clinton geheiratet hatte, hatte sie ihre Karriere strikt der seinen untergeordnet. Sie wurde zwar eine brillante Rechtsanwältin – sie stand mehrfach auf der Liste der besten US-Anwälte –, aber der Star im Haus war ihr blitzgescheiter, charmanter Mann.

Dass sie sich selber jahrzehntelang nur auf seine Karriere konzentrierte, obwohl sie ebenfalls blitzgescheit war, ist bei Frauen ihrer Generation keine Ausnahme. Ihr Ehrgeiz war nicht kleiner an seiner. Aber ihr fehlten zwei Eigenschaften, die ihren Mann enorm attraktiv machten: Selbstsicherheit und Lockerheit. Wenn man ihre Karriere betrachtet, war sie dann herausragend und locker, wenn sie nicht für sich selber, sondern für jemand anderes arbeitete: als Ehefrau für Bill Clinton, als Aussenministerin für Barack Obama.

«Zwei zum Preis von einem», hatte Bill Clinton im Wahlkampf versprochen. Es war nicht, was die Leute wollten. Sie hatten einen Präsidenten gewählt, sie wollten nicht zwei, die entscheiden. Aber Bill Clinton war in Hillarys Schuld. Sie hatte ihn während des Wahlkampfes mit Zähnen und Klauen verteidigt, als sein achtjähriges Verhältnis mit der Nachtclub-Sängerin Gennifer Flowers bekannt wurde. «Er will Präsident werden, nicht Papst», war ihr unvergesslicher Satz, den ihr alle hoch anrechneten, deren Eheleben auch am Diktat der Monogamie gescheitert war.

### Sie war nicht Jackie Kennedy

Als Dank für ihre Loyalität soll Hillary Clinton Verantwortlichkeit für die anstehende Gesundheitsreform verlangt haben. Sie wurde ihr übertragen, und Hillary Clinton machte alles falsch, was man falsch machen kann. Sie witterte überall Feinde und schwor ihre Mitarbeiter auf Geheimhaltung ein. Sie brüskierte kritische, aber durchaus wohlgesonnene Demokraten, die Fragen zu dem hochkomplizierten Regelwerk hatten, und unterbreitete schliesslich einen völlig unübersichtlichen Reformvorschlag. Jeder Versuch, die Gesundheitsreform zu vereinfachen, wurde von ihr abgeschmettert. Es war ihr erstes Projekt im Weissen Haus als eigenständige Politikerin, und es wurde gnadenlos abgeschmettert. Sie zog sich zurück und fiel bis zur Lewinsky-Affäre nur noch durch wechselnde Frisuren auf. Das war nicht, was sie sein wollte. Der Rest ihrer Amtszeit als First Lady war eine Qual. Sie war als Politikerin gescheitert. Und sie war weder elegant noch interessiert daran, das Weisse Haus zu einem kulturellen Zentrum zu machen. Sie war nicht Jacqueline Kennedy.

Nach ihrer Wahl zur Senatorin schien Hillary Clinton wie befreit. Bill Clinton war nicht mehr Präsident und sie nicht länger sein Anhängsel. Als Senatorin machte sie sich klein, gab sich mit drittrangigen Büroräumlichkeiten zufrieden und mied die Medien. Die misstrauischen Kollegen warteten vergeblich darauf, dass sie ihren Celebrity-Faktor ausspiele. Sie war stets vorbildlich auf Themen vorbereitet und schäkerte mit Republikanern und Demokraten. Ihr scharfer Witz, ihre Herzlichkeit und ihr Talent, eitle Politiker zu imitieren, überraschten alle. Politisch kümmerte sie sich um New York und hielt sich fern von nationalen Debatten.

Öffentliche Auftritte mit ihrem Mann waren selten. Wenn sie nach ihrer Ehe gefragt wurde, sagte sie: «Ich kenne viele Männer. Aber keiner bringt mich zum Lachen wie Bill.» Das ist ein ziemlich unschlagbares Argument. Ob ihr Ehemann treu war oder fremdging, interessierte die Medien nur noch am Rande, und sie

---

### Durchaus brillant, aber unnahbar und verkrampt. Der Witz war verschwunden.

---

vielleicht auch. Sie war beliebt und blühte sichtlich auf. Ihr als First Lady erworbener Ruf, politischen Widersachern gegenüber unversöhnlich zu sein, erwies sich als unbegründet. 2006 wurde sie mit 67 Prozent der Stimmen als Senatorin wiedergewählt.

Als sie sich ein Jahr später entschloss, demokratische Kandidatin fürs Weisse Haus zu werden, fiel sie zurück in verzagte weibliche Schemata. Sie wollte es allen recht machen und wusste nicht, wie sie sich abgrenzen sollte gegen Barack Obama, den Shootingstar, dessen politische Meinungen sich kaum von ihren unterschieden. Sie ging nicht auf ihn los mit Sachfragen, in denen sie viel mehr Erfahrung hatte als er. Sie wirkte ihm gegenüber altbacken, behäbig und lehrerinnenhaft. Ihr einziges Argument gegen ihn war, dass Obama



Bedingungslos loyal: Obama, Clinton.

ein politischer Neuling war. Es war ein schlechtes Argument. Die USA wollten nach acht Jahren Bush und zwei ruinös teuren und weitgehend unruhmlichen Kriegen in Irak und Afghanistan Veränderung. Sie wollten nicht zwingend einen schwarzen Präsidenten, aber jemanden, der nicht politisches Establishment verkörpert. Hillary hatte keine kühnen Entwürfe.

Sie mochte die erste Frau in den USA sein, die sich um das Präsidentenamt bewarb, aber als Kandidatin war sie alte Schule: durchaus brillant, aber intellektuell, unnahbar und verkrampt. Ihr Witz war verschwunden. Und ihr Kampagnen-Team war heillos zerstritten.

### Führung aus dem Hintergrund

Als Wahlsieger Obama ihr das Aussenministerium anbot, zögerte sie nur kurz. Es war ihre bestmögliche Chance, sich zu profilieren, und sie war eine bedingungslos loyale Teamplayerin. Ob sie als Aussenministerin wirklich zu den grossen politischen Figuren der USA gehörte, wie Obama ihr bei ihrem Rücktritt attestierte, ist umstritten. Sie war unermüdlich im Einsatz, setzte ihre Berühmtheit gezielt, aber respektvoll ein und machte international viel Boden gut, den Bush durch seine vielgeschmähte Cowboy-Politik verloren hatte. Die *New York Times* beschrieb ihre Politik als «Führung aus dem Hintergrund»: Keine spektakulären Interventionen, keine diplomatischen Coups, sondern stille, zähe Verhandlungen und schnelle Beschlüsse wie den orchestrierten Nato-Einsatz in Libyen.

«Sie wird auf der Welt respektiert und hat unser Land gut vertreten», lobte der Republikaner Brent Scowcroft, Sicherheitsberater unter George Bush senior. Die *International Herald Tribune* behauptet dagegen, Clinton sei von Präsident Obama in vielen ihrer Vorhaben ausgebremst worden. Ihre Vorschläge, syrische Rebellen zu trainieren, seien von Obama ebenso abgelehnt worden wie ihre schon bei Amtsantritt unternommenen Bemühungen, den Krieg in Afghanistan so schnell wie möglich zu beenden. Sie äusserte sich mit keinem Wort dazu und wird es vermutlich auch in dem angekündigten Buch über ihre Amtszeit als Aussenministerin nicht tun.

Zwei Jahre hat die gesundheitlich angeschlagene und körperlich gezeichnete Ex-Aussenministerin Zeit, bevor sie entscheiden muss, ob sie nochmals in ein Rennen um die Präsidentschaft steigt. Ihre Qualifikation steht ebenso wenig zur Diskussion wie ihre Chance zu gewinnen. Die Frage ist, ob Hillary Clinton, die ihre besten Leistungen als Teamplayerin erbrachte, mit fast siebzig doch noch allein an die Spitze will. Vermutlich nicht. Die Chance, der erste weibliche Präsident der USA zu werden, war vor fünf Jahren eine Herausforderung. Inzwischen ist es nicht mehr so. Sie hat den Weg freigeschaufelt, für sich oder eine andere. ○

# Die Souffleuse

Mit seiner Europa-Rede ist David Cameron in seiner Heimat ein Befreiungsschlag gelungen. Doch das Glanzstück hat nicht der britische Premier verfasst, sondern eine Frau. Bereits wird die Polit-Poetin Clare Foges, 31, als Retterin englischer Redekunst gefeiert. *Von Urs Gehrig*

Wenn Grossbritannien die EU verlassen wolle, werde man dem Land «den roten Teppich ausrollen», zischte Frankreichs Premier Fabius sarkastisch. Und Italiens ungewählter Regierungschef Monti sprach unverhohlen von Erpressung. In seiner politischen Heimat indessen wurde der Geschmähte empfangen wie ein Held. Arrivierte Männer in Anzügen, vornehme Damen in Business-Tailleurs glühten vor Freude, als David Cameron nach gehaltenen Rede ins Parlament einzog.

David Cameron, dessen Tory-Partei an der Europa-Frage zu implodieren drohte, war überraschend der Befreiungsschlag gelungen. Seine seit Monaten mit Spannung erwartete grosse «Rede zu Europa», gehalten am 23. Januar, könnte der erste grosse Schritt sein, die Konservativen beim Thema Europa auf Linie zu bringen. Das hatten weder Margaret Thatcher noch John Major geschafft. Ausgerechnet Cameron, dem die Partei bisher auf der Nase herumtanzte, könnte dies nun gelingen. Ausgerechnet der Wankelmütige, der von der Realität im Königreich bisweilen so entrückt scheint, dass ihn der boshafte Karikaturist des *Guardian* stets mit einem Kondom über dem Kopf zeichnet.

Die Desillusionierung ob der EU sei so gross wie nie, warnte Cameron in seiner Grundsatzrede unverhohlen. «Die grösste Gefahr für die EU kommt nicht von denen, die für einen Wandel eintreten, sondern von jenen, die neue Gedanken als Ketzerei anprangern», wies er die doktrinäre Brüsseler Nomenklatura in Schranken. Eindringlich forderte er tiefgreifende Reformen, kündigte eine Volksabstimmung über den Verbleib seines Landes in der EU an und setzte dafür gleich eine Frist. Das Plebiszit werde in der ersten Hälfte der nächsten Legislatur stattfinden, also spätestens 2017. Voraussetzung dafür allerdings ist, dass Cameron dann noch an der Macht ist; doch daran zweifelte nach seiner Rede in seiner Partei niemand.

«Eine starke Rede, eine kühne Rede», lobte Historiker Max Hastings, gewöhnlich einer der harschesten Kritiker des Premiers, «fast sicher die beste in David Camerons Leben.» Bloss waren die Worte, die der Premier mit Leidenschaft und Entschlossenheit vortrug, nicht seine eigenen.

«Enthüllt!», titelte die *Daily Mail*. Die Standpauke zu Europa habe eine «Poetin mit rabenschwarzem Haar» verfasst. Clare Foges sei ihr Name, 31-jährig, ledig: eine makellose Schön-

heit mit einer Biografie, die sich liest wie ein Hollywooddrehbuch. Vor sechs Jahren noch sah man sie mit einem Eiscremewagen durch Guildford, Südostengland, tingeln, um Kost und Logis zu berappen. Ein Jahr nachdem sie ihr letztes Softeis verkauft hatte, stieg sie in die Politarena, zuerst als Beraterin von Londons Bürgermeister Boris Johnson, eh sie in die Gemächer von Downing Street 10 vorsties.

## «Gravität eines Autopiloten»

Clare Foges holte mit ihrer Europa-Rede nicht bloss die Kohlen für ihren Chef aus dem Feuer. Sie wird bereits als Licht am ergrauten Firmament britischer Politrhetorik gefeiert. Die britische Redekunst befindet sich in der Krise. NichtdassesumdenZustanddesgesprochenen Wortes anderswo besser stünde, aber in der Heimat Shakespeares, Gladstones, Disraelis und Churchills erfüllt der Niedergang die Elite mit besonderem Schmerz.

Politische Texte würden sich anhören wie die Slogans von Werbeagenturen, platt und inhaltsleer, konstatierte Philip Collins, langjähriger Redeschreiber von Tony Blair, jüngst

## Vor sechs Jahren noch sah man Clare mit einem Eiscremewagen durch Guildford tingeln.

auf BBC. Zu diesem Befund war Clare Foges bereits vor sechs Jahren gekommen. Kaum 25, verfasste sie einen Artikel für die Website *Conservativehome.blogs.com*, in dem sie den Tod des beherzten Redenschreibers beklagte. Die Rhetorik ersticke an einer «langsamen Entkeimung der öffentlichen Debatte».

Zu den Schuldigen für den beispiellosen Abstieg zählte sie Labour-Premier Gordon Brown, dessen rednerische Fähigkeiten sie als ein «Herausspeien eines langweiligen Katalogs von Plattitüden» bezeichnete, «vorgetragen mit der Gravität eines Autopiloten». Die Folge sei ein «antiseptisches Gerede», das von allem gesäubert worden sei, was im Entferntesten provokativ und umstritten klinge.

Fulminant setzte Foges nun ihre Duftmarke in der «keimfreien» Politarena. Klipp und klar liess sie ihren Premier ein Versprechen ablegen: Die Bürger hätten die Wahl zwischen «in and out» – zwischen «drinnen und draussen». Mit den Schlüsselworten legte sie Cameron in den Mund, was die Basis seiner Partei und gemäss Umfragen eine Mehrheit der Briten von

ihrem Staatschef längst erwarten: ein Referendum. Es wäre das erste Mal seit 1975, dass die Briten zur EU-Mitgliedschaft konsultiert würden.

Foges entwarf die Europa-Rede Ende letzten Jahres. Der Text wurde im Team von Downing Street 10 durchgereicht und dutzendfach visiert. Ausser kleinen Retuschen hielt Foges' Fundament sämtlichen Prüfungen stand. «Ich finde es ziemlich einfach, seinen Ton zu treffen», sagte sie in einem ihrer seltenen Interviews vor den letzten Wahlen vor drei Jahren. «Durch reines Zuhören» habe sie sich in Camerons Sprache eingelebt, und dies offenbar so raffiniert, dass sie im Freundeskreis mit «Davids Kehlkopf» angesprochen wird.

Foges, die als «spezielle Beraterin» ein Jahressalar von umgerechnet 90 000 Franken verdient, ist bisher praktisch nie aus dem Schatten des Premiers getreten. Privatleben und Beruf trenne sie strikt, sagt sie, den Premier sehe sie nach getaner Arbeit nie. Sie habe ihm sogar ihre Teilnahme an einem Dichterwettbewerb vorenthalten, bei dem sie prompt den zweiten Preis gewann – für ein Gedicht namens «Bank Holiday» (inspiriert durch eine Militärparade). Das Rampenlicht vermisse sie nicht. Allerdings, so gesteht sie, sei es schon ein Highlight, wenn sie Cameron zuhören, wie er in seinen Reden ihre Witze zum Besten gebe und damit das House of Commons zum Toben bringe.

Redeschreiben allerdings ist die Kür. Ihr tägliches Brot bestreitet Foges mit kleinen Schreibarbeiten wie dem Erledigen der Korrespondenz des Premiers. Als Camerons sechsjähriger Sohn Ivan 2009 nach langer Krankheit starb, war es Foges, die sich um die Kondolenzschreiben kümmerte. Eine Mutter, welche auch ein Kind verloren hatte, beschrieb die Antwort, welche Foges im Namen des Premiers verfasste, als den «bewegendsten Brief», den sie je erhalten habe.

## Bestnoten in Englisch

Foges tut, was grosse Kommunikatoren vor ihr mit Akribie getan haben. Sie taucht in die Gedanken des Volkes ein, um sich an dessen Worten zu laben. Über Ronald Reagan weiss man, dass er sich jede Woche ein Bündel Zuschriften von US-Bürgern ins Oval Office bringen liess, wobei er darauf bestand, dass die Briefe ungeöffnet waren. Er las sie sorgfältig, studierte ihre Sprache und platzierte Zitate daraus in seinen Reden.



*Biografie wie ein Hollywood-Drehbuch: Beraterin Foges mit Premier Cameron.*

Foges, die sich als fromme Christin bezeichnet, erzielte bereits in der Grundschule Bestnoten in Englisch, schloss ihr Studium mit einem Master in Poetik ab, gründete ihre eigene Firma für christliche Kleidermode und designte dazu passenden Schmuck. Das Kruzifix, das bei British Airways eine heftige Kontroverse auslöste, als die Fluggesellschaft einer Stewardess verbot, den Kreuzanhänger über der Uniform zu tragen, war Foges' Design.

Vielleicht liegt es an der Einsamkeit als Frau in der konservativen Männerbastion, die bereits die junge Margaret Thatcher zu ihrem Vorteil zu nutzen wusste, dass Foges in so kurzer Zeit in den innersten Machtzirkel vorstieß. Dort spielt Foges die Rolle, wie sie in der Entourage eines britischen Staatschefs noch nicht zu sehen war. Sie ist nicht bloss das jüngste Mitglied in Camerons Corona, sondern überhaupt die erste Frau im Amt eines Redenschreibers, dazu noch die einzige, die der Premier an seinen Notizblock ranlässt.

#### «Herzen zum Tanzen bringen»

In dieser Rolle erinnert sie an Peggy Noonan, die enge Vertraute Ronald Reagans, die unvergessliche Reden verfasste wie «Boys of Pointe du Hoc», anlässlich des 40. Jahrestages des D-Days, oder die Ansprache an die Nation nach

der Challenger-Explosion 1986. Kaum überraschend, dass Foges Reagans Einflüstererin als ihr grosses Idol bezeichnet. Wie Noonan ist sie stets auf der Suche nach einer Sprache, welche «den schlaffsten Bohnensack von einem Herzen zum Tanzen bringen kann».

Mit Noonan ortet sie einen Grund für die siechende Sprechkunst in der «modernen Gleichmacherei»: «Wie Schüler von Eliteschulen, die ihre Kittel abwetzen, um an der Bushaltestelle cool auszusehen, kaschieren heutige Politiker ihre Bildung, um dem imaginären Jedermann zu gefallen.»

#### «Ein sehr glücklicher Mann»

Wider das Malaise braute Foges eine rhetorische Kraftpackung: authentische Leidenschaft, gepaart mit belesener Grandezza, gekrönt von einer entwaffnenden Agilität. Eine Kostprobe davon findet sich im Finale der Europa-Ansprache. Im Stil einer US-Wahlkampfrede gab Foges Camerons Auftritt einen positiven Dreh: Er kämpfe nicht gegen, sondern für Europa. Ihm gehe es um eine «flexiblere, anpassungsfähige, offene Europäische Union». Europa drohe nämlich in Bezug auf Innovation und Wettbewerbsfähigkeit den Anschluss zu verlieren. Aus dieser Sorge heraus handle er.

Auf dieser metasprachlichen Ebene vertrieb die Redenschreiberin den Odem des egoistischen britischen Neinsagers und rückte stattdessen die Sorge um eine Heilung in den Mittelpunkt. «Mit ganzem Herzen» werde er sich «für eine flexiblere, anpassungsfähige und offene Europäische Union einsetzen». In kunstvoller Verschmelzung von Patriotismus und Sendungsbewusstsein liess Clare Foges schliesslich Grossbritannien gar zur Geburtshelferin eines gesünderen Europas empor-schwingen.

Schon zweimal sei der Anstoss für eine wichtige Weiterentwicklung der EU von London gekommen: bei der «Schaffung des Binnenmarkts und bei der Osterweiterung». Nun, so Camerons aka Foges implizite Ansage, hole es zum dritten Streich aus.

Ob der Streich zur Kurierung der maroden Union ausreichen wird, ist noch ungewiss. Britanniens Ehre zumindest scheint bis auf weiteres gerettet. «Mit der Downing-Street-Bardin Clare Foges im Rücken ist David Cameron ein sehr glücklicher Mann», frohlockt der konservative *Daily Mirror*. «Ausgestattet mit den besten rhetorischen Waffen, ist er fähig, jeden Feind zu bezwingen, komme er von den Tory-Hinterbänkeln oder den Korridoren in Brüssel.» ○

# Timbuktu «die Mysteriöse»

Einst galten die Herrscher im Sahel als die reichsten Könige der Erde. Nach zehn Monaten der Misshandlung durch eine islamistische Soldateska droht der malischen Stadt Timbuktu nun eine Zeit der Abrechnung. Noch ist die Bedrohung nicht aus der Umgebung verschwunden. *Von Georg Brunold*



*Karawanen-Knotenpunkt im Salzhandel: Timbuktu im 19. Jahrhundert.*

Als Kankan Musa, der Sultan von Mali, im Jahre 1324 als Pilger auf seinem Hadsch nach Mekka kam, verteilte er in der heiligen Stadt 20 000 Goldstücke als Almosen. Von seinem Zwischenhalt in Kairo hat sich der Goldpreis, so ist bei Chronisten nachzulesen, zwölf Jahre lang nicht erholt. Die Berichte venezianischer Kaufleute, die Kankan bei seinen Einkäufen zu Diensten waren, beflügelten die abendländische Fantasie. Darunter soll sich auch alles befunden haben, was der Sultan an wissenschaftlicher Literatur, auch an juristischen Abhandlungen bekommen konnte. Schon 500 Jahre zuvor galten die Herrscher im Sahel als die reichsten Könige der Erde.

Mächtig ist der Appeal von Kankan Musas Gärten jenseits der grossen Wüste. Sagen nicht manche, schon die Wüste selber rufe? Aus den märchenhaften Landen am Nigerknie südlich der Sahara erreichte für viele Jahrhunderte

kein gesichertes Zeugnis die nördliche Mittelmeerküste. Timbuktu «die Mysteriöse», wurde zum Magnet für Forscher, Entdeckungsreisende und Abenteurer. Von Mungo Park und Gordon Laing, die sich kurz nach 1800 dahin aufmachten, wird angenommen, dass sie die Stadt erreichten. Doch sie kehrten aus Timbuktu nicht zurück. Der erste Augenzeuge, der über seinen Besuch 1828 berichtet und dafür den von der Pariser Société de géographie ausgesetzten Preis von 10 000 Francs einkassieren konnte, war der Franzose René Caillié.

Zu sehen bekommen hatte er ebenso wenig wie als Nächster 25 Jahre später der Deutsche Heinrich Barth: einige Moscheen und Heiligengräber aus dem Material der Lehm-schlamm-Ziegelhäuser, das schon am Südhang des Atlas dasselbe ist. Noch war die Stadt ein Karawanen-knotenpunkt im Salzhandel

des Sahel, aber die berühmte Gelehrsamkeit, von der Reisende wie Ibn Battuta aus Tanger im 14. Jahrhundert oder Leo Africanus Anfang des 16. Jahrhunderts berichtet hatten, war längst von marokkanischen Eroberern nach Norden deportiert worden, Personal und Bücher. Im April letzten Jahres, beim Fall der Stadt an die Islamisten-Allianz, soll von den 30 000 oder 50 000 im Ahmed-Baba-Institut gesammelten historischen Handschriften der grössere Teil bereits in die malische Hauptstadt Bamako evakuiert worden sein. Bis heute ist Timbuktu keine sichere Lagerstätte für geschriebene Schätze der Weltweisheit.

Timbuktu, November 1991. Das Ende des Kalten Kriegs hatte Afrika eine Zeit der hundert Blumen gebracht, eingeläutet durch ein wahres Köpferrollen abgewählter oder gewalt-sam aus dem Sattel gehievter Despoten, die gleich scharenweise aus ihren Palästen ver-

schwanden. Mit der Üppigkeit des grossen Regenwalds schossen allenthalben der Pluralismus und *multipartism* aus dem Boden, vielerorts Ausschweifungen einer durchaus kreativen Anarchie. Streifzüge durch das Innere dieses neuen, lichten Kontinents wurden zu Höhenflügen einer Euphorie, welche die Gespenster der Vergangenheit aus dem Gesichtsfeld vertrieben hatten. Auch diese Rebellion der Tuareg im Norden Malis – handelte es sich dabei nicht nur um ein letztes Flackern hinter dem fliehenden, von weichen Dünen überhöhten Horizont der Sahara, um ein fernes, kaum noch vernehmliches Grollen, dem der letzte Rest an Brennstoff nächstens ausgehen musste?

### Als der Himmel über Timbuktu sang

Der erste Europäer in Timbuktu war ich nicht mehr. Auf den Stufen vor dem Hoteleingang sass ein weisser Mann in – nicht anders zu erwarten – einem Tropenhelm. «Ääässökö vusääätö dö Looooosanne?», liess er in einem ganz gemächlichen Crescendo seine Stimme anschwellen, und dies als Antwort auf mein ganz unschuldiges, vielleicht fast achtloses, aber gewiss nicht unfreundliches «Bonjour, Monsieur». In Timbuktu machte es mir nichts aus, von Lausanne zu sein, und der Empfang durch den *Parisien* und Landsmann René Cailliés war der Auftakt eines heiteren Aufenthalts in der gleissende Helle dieser monochromen Wüstenstadt, der übermorgen Samstagmittag in einem Grossaufzug von vollendeter Farbenpracht zu seinem Höhepunkt gelangen würde.

Ob heute immer noch, habe ich nicht abgeklärt; aber damals kürte Malis Staatsvolk seine beste Band in einem vorbildlich demokratischen Wettbewerb: Erst traten die bekannteren der ungezählten malischen Bands innerhalb der zwölf Regionen im Cup-System gegeneinander an, Viertelfinal, Halbfinal, Final. Anschliessend die Sieger der Regionen gegeneinander. Nun aber spielten die Titelhalter der Région 12 ausser Konkurrenz zu einem Benefizkonzert auf – ein Tag, auf den die gesamte Bevölkerung der Regionshauptstadt Timbuktu sich einige Wochen vorbereitet und dafür herausgeputzt hatte.

Jung und Alt von 5 bis 85 – wer das Haus verlassen und sich auf den Beinen halten konnte – strömte unter Timbuktus aufklingendem Himmel zusammen. Zwei Stunden mochte der Anmarsch gedauert haben, während dem die acht Musiker ihre Instrumente stimmten, wieder und wieder stimmten, unterbrochen von ausladenden Solodarbietungen der Instrumentalisten, jeder für sich allein eine unschlagbare Grösse. Dann, gegen halb acht, das Geschehen hatten nun die Scheinwerfer im Griff, stieg, zwei Taktstöcke in der Linken, ein Lilliputaner auf den grossen ledernen Puff am vorderen Bühnenrand. Ausführlich begrüsst er die Menge, um ihr anschliessend kurzent-

schlossen den Rücken zuzukehren und, die Arme noch ein wenig weiter gespannt, sich seine Band vorzuknöpfen. Los ging es! Bis Mitternacht kein Anzeichen von Ermüdung. Noch für Tage beschwingten mich die Klänge und wiegten mich mit ihrer ganzen Zärtlichkeit nachts in einen zuckersüssen Schlaf.

Nicht überall versagt sich die islamische Welt der Musik wie die Wahhabiten in Saudi-Arabien. Ob Christen, Muslime, Animisten oder mehreres davon gleichzeitig, wie mein ugandischer guter alter Freund Crispus Munda dazu einmal bemerkt hat: «Oh, ja, das kannst du mir glauben, Afrika braucht alle Musik, die wir bekommen können.» Am Nigerknie in Mali aber konnte es an jenem Tag nicht anders sein, als dass der Himmel über Timbuktu immer singen würde.

Aber die Rebellion der Tuareg, die mich von Berufs wegen nach Timbuktu gebracht hatte, war keineswegs vorbei, ist es bekanntlich auch zwanzig Jahre später nicht. Aus einem schon länger mottenden Konfliktherd im Jahre 1990 aufgeflammt, damals durchaus eine Parallelerscheinung zur Liquidation der Sowjetunion, hat sie letztes Jahr einen neuen Höhepunkt erreicht: diesmal als Parallelerscheinung zur Demontage von Gaddafis Libyen. Lockerten sich damals mit dem Sturz von General Moussa Traoré die Zwingen von dessen zwanzigjähri-

---

### Der Tropf humanitärer Versorgung aus der Luft weist keinen Ausweg aus der Stagnation.

---

ger Militärrherrschaft, so war die Anarchie diesmal in einigen wichtigen ihrer Erscheinungsformen importiert, namentlich in Gestalt entlassener Söldnerscharen aus Libyen samt mitgeführter umfangreicher Waffenarsenale. Wo ein Potentat auf islamischem Boden keinerlei funktionierende Einrichtungen eines Staates, sondern allein die nunmehr herrenlosen Waffenträger seiner Sicherheitsorgane hinterlässt, bemächtigen sich diese auch der einzigen Institution, deren zuvor unbewaffnete Autorität im besten Fall die Fassade einer geistlichen Unabhängigkeit verteidigt hatte: nämlich die Moschee.

Wo befindet sich die Stadt Timbuktu jetzt, da nach zehn Monaten der Misshandlung durch die internationale Islamistensoldateska der traumatische Albdruk weicht? Die Bevölkerung der Reis- und Hirsepflanzer und brotlosen Kunsthandwerker, die sich in den gut zwanzig Jahren seit meinem ersten Besuch von gut 20 000 auf gegen 60 000 verdreifacht hat, blickt einer Zeit der Abrechnungen entgegen. Durch die Koalition eines Teils von ihnen mit dem Teufel haben vor allem die Tuareg sich selber wieder einmal einen Bärendienst erwiesen. In der Stadt stellten sie zusammen mit den Arabern in den letzten Jahren viel-

leicht ein Fünftel bis ein Viertel der Einwohner. Entweder haben sie sich mit den Besetzern arrangiert, oder es wird ihnen von Timbuktus grosser Songhai-Mehrheit zumindest nachgesagt werden. Das Gleiche gilt für die arabischen Händler, mehrheitlich aus dem benachbarten Mauretaniens, von denen viele das Weite gesucht und ihre Lande Plündern überlassen haben. Im Übrigen ist die islamistische Bedrohung nicht aus der Umgebung verschwunden, die unwegsam und unbegebar bleibt. Die Isolation bedeutet für die Stadt eine Stagnation, aus welcher der Tropf humanitärer Versorgung aus der Luft keinen Ausweg weist.

### Tragische Talfahrt der Tuareg

Die Tuareg derweil – das Volk der *tawariq*: arabisch für Wege – blicken auf eine tragische Talfahrt in die Welt der Gegenwart zurück, und wie Nomaden anderswo bringt die Zukunft für sie wenig Erbauliches in Sicht. Ihre traditionelle Wanderweidewirtschaft hat sich von den grossen Saheldürren der siebziger und achtziger Jahre nie erholt, und ebenso wenig ihr Fleischhandel, der doch einst Märkte von den südalgierischen Oasen bis nach Senegal und zur Côte d'Ivoire bediente. Schon lange aber handelte es sich dabei nicht mehr um den grossen Nomadismus, der als Lebens- und Wirtschaftsform viele Jahrhunderte hindurch von der Sklavenhaltung abhängig und mit deren Abschaffung schliesslich zum Untergang verurteilt war.

Sich selber nennen sie die *imoukhar*, die Noblen, und von romantisch angehauchten Völkerkundlern wurde diese Noblesse der «blauen Menschen» für den europäischen Lesergeschmack zum Wüstenmythos stilisiert. Noch ist davon ein Superioritätskomplex übrig: den angeblich dunkelhäutigeren sesshaften Nachbarn gegenüber, die darin vor allem Arbeitsscheu wahrnehmen. Die Wanderhirten haben unterdessen schon vor über zwanzig Jahren bei den Söldnerregionen Nordafrikas und des Mittleren Ostens Unterschlupf gefunden, von der Westsahara bis zum Hindukusch, und den grossen Ausritt in den Kamelkarawanen ersetzten nunmehr Einsätze bei der Polisario, in Gaddafis Islamischer Legion, im libanesischen Bürgerkrieg, im afghanischen und später im irakischen Widerstand. Nach allem haben die Heimkehrer nicht alleine angeklopft, sondern im Gefolge – und kaum als Kommandanten – ihrer Waffenbrüder vom weitläufigen Kampfschauplatz der militanten islamistischen Internationalen. Städte wie Timbuktu können sich ihrer nicht aus eigener Kraft erwehren.

**Georg Brunold** ist promovierter Philosoph und bereiste als Korrespondent und Reporter der NZZ über dreissig Länder in Afrika. Er hat eine Vielzahl von Büchern und Essays verfasst und herausgegeben.

# «Lenin war autoritär und machtlüstern»

Kein Historiker hat sich länger mit Russland beschäftigt als Richard Pipes. Der Jude, der vor den Nazis nach Amerika floh, der Präsidenten beriet und in Harvard lehrte, gilt als einer der besten Kenner des Totalitarismus. *Von Markus Somm*

Als ich Richard Pipes, einen über achtzigjährigen Mann, anrief, um ihn um ein Interview zu bitten, nahm er ab und sprach mit einer Vertraulichkeit, als hätten wir uns erst gestern zu einem Kaffee getroffen. Jung, munter, geistreich wirkte er – und zerstreute alle meine Befürchtungen, dass dieser alte Mann vielleicht zu alt war, um sich mit mir über sein Lebenswerk zu unterhalten: die Geschichte Russlands. Seit Pipes, ein gebürtiger Pole, in Amerika eingewandert ist, seit den vierziger Jahren, beschäftigt er sich mit dem Giganten im Osten – den niemand versteht, alle aber fürchten.

Mag sein, dass die Herkunft den eingebürgerten Amerikaner Richard Pipes dazu bewogen hat, sich der russischen Geschichte zu widmen. Als Pole und Jude kennt Pipes nur zu gut den merkwürdig brutalen Charme Russlands. Die Schwächen, die Stärken, den Irrsinn.

«Natürlich, gerne, kommen Sie rüber!», sagte er am Telefon in einem Englisch, dessen schwerer Akzent selbst nach siebzig Jahren den Immigranten verrät. Welche Fragen mich bewegten, warum ich gerade mit ihm, dem emeritierten Harvard-Professor, ein Gespräch führen mochte: Es interessierte ihn nicht. Es schien selbstverständlich, dass ich die weite Reise nach Boston allein für ihn unternehmen würde.

Richard Pipes lebt in einem jener hübschen, weissen, viktorianischen Holzhäuser, wie sie so typisch sind für Cambridge, Massachusetts. Hier setzte mich eines Morgens eine gute Bekannte ab. Durch einen vernachlässigten Garten gelangte ich an die Tür und klingelte bei Pipes. Nichts rührte sich. Erst nach mehrmaligem Klopfen vernahm ich aus der Tiefe des Hauses Rumoren, dann Schritte. Plötzlich baute sich ein grosser Mann vor mir auf, der den Anschein erweckte, als hätte ich ihn aus intensivem Studium aufgeschreckt. Freundlich, aber nach wie vor mit seinen Gedanken beschäftigt, führte er mich in ein dunkles Wohnzimmer, wo Tee bereitstand.

**Professor Pipes, glauben Sie, die russische Revolution von 1917 war unvermeidlich?**

Der Zusammenbruch der Monarchie war nicht unvermeidlich, aber sehr wahrscheinlich, nachdem sie sich als so unfähig

erwiesen hatte, den Krieg zum Erfolg zu führen. Es herrschte Missmanagement, und es grassierten wilde Gerüchte: Es hiess, die Zarin sei eine deutsche Spionin, wovon viele Leute überzeugt waren. Als der Zar abgedankt hatte, war der erste Umsturz nicht mehr aufzuhalten, womit ich die sogenannte Februar-Revolution von 1917 meine, welche eine bürgerlich-liberale Regierung an die Macht brachte.

**Hätte das absolutistische Regime der Zaren überlebt, wenn es nie zum Ersten Weltkrieg gekommen wäre?**

Nein. Der allmähliche Übergang zu einer konstitutionellen Monarchie hatte längst begonnen. Es war zwar ein holpriger Prozess, dennoch schwer rückgängig zu machen. Überhaupt nicht unvermeidlich dagegen war die eigentliche russische Revolution, die Oktoberrevolution, die Lenin auslöste. Tatsächlich waren die meisten Freunde und Genossen von Lenin gegen den Umsturzversuch, aus Angst zu scheitern. Dass er dennoch glückte, lag allein an

**«Verglichen mit dem, was nach 1917 kam, war das Zarenregime wundervoll!»**

der Schwäche der bürgerlichen Übergangsregierung. Es war ein Staatsstreich, keine Revolution.

**Kam Lenin aus Zufall an die Macht?**

Es war kein Zufall, sondern die Liberalen und die Sozialdemokraten, welche seit dem Frühjahr 1917 das Land regierten, hatten einfach keine Ahnung, wie sie das anzustellen hatten. Russland war stets autoritär verwaltet worden. Als der Zar vertrieben war, wusste niemand mehr, was galt. Selbst der Premierminister nicht. Zu Beamten, die aus der Provinz in die Hauptstadt gekommen waren, um Instruktionen zu erbitten, sagte er: «Nein, es gibt keine Anweisungen. Wir sind jetzt eine Demokratie! Ihr müsst selber entscheiden.» Die Liberalen und die Sozialdemokraten waren unerfahren und naiv. Das half Lenin.

**Wie bedeutend war die Hilfe durch die Deutschen? Wäre Lenin je an die Macht gelangt, wenn ihn das Kaiserreich nicht gefördert hätte?**

Nie und nimmer. Das Deutsche Reich war entscheidend. Ohne die Deutschen wäre

Lenin 1917 schon gar nicht nach Russland gekommen. Nachher blieb er von ihnen abhängig: Er erhielt sehr viel Geld aus Berlin. Die *Prawda* und andere Zeitungen der Bolschewiki wurden von den Deutschen finanziert. Und nachdem er die Macht ergriffen hatte, profitierte Lenin weiter von den Deutschen, die ihn mehrere Male vor dem Sturz bewahrten. Kurz, die Deutschen spielten eine wichtige Rolle. Doch sie reden nicht so gern darüber.

**Einen ebenso bedeutenden Beitrag an die Revolution leisteten die russischen Intellektuellen. Warum?**

In Russland waren die Intellektuellen sehr isoliert. Anders als in Westeuropa, wo sie immerhin einen gewissen Einfluss auf die Politik nehmen konnten, waren die russischen Geistesarbeiter von jeder Macht ausgeschlossen. Das machte sie so extremistisch und revolutionär. Sie hatten wenig zu verlieren.

**Sie erhielten keine Jobs an den Universitäten oder auf Zeitungen?**

Doch, aber man gewährte ihnen keinerlei Einfluss. Das verbitterte sie. Sie hatten Ideen, was zu tun wäre, aber niemand nahm sie ernst. Das Einzige, was ihnen blieb, war der Umsturz.

**Wie muss man das Zarenregime beurteilen? Wie schlimm war es?**

Verglichen mit dem, was nach 1917 kam, war es wundervoll! (*Lacht kurz*) Im Ernst, wenn man zum Beispiel die Zahl der politischen Gefangenen herausgreift: Sie war unter den Zaren relativ gering, vielleicht ein paar tausend. In der Sowjetunion dagegen wurden sofort Hunderttausende von Leuten aus politischen Gründen eingekerkert – und umgebracht.

**Was bei der russischen Revolution irritiert, ist das hohe Ausmass der Gewalt, das von den Kommunisten, den neuen Machthabern, ausgeübt wurde. Ohne Verzug entstanden Konzentrationslager, sofort wurde gehängt, erschossen und gefoltert. Warum? Entsprach das einer älteren russischen Tradition?**

Nein, das hat mehr mit den Kommunisten zu tun, den Bolschewiki, wie sie genannt wurden. Den siegreichen Bolschewiki war von Anfang an bewusst, wie klein die Unterstützung war, auf die sie sich im Volk verlassen konnten. Bei den Wahlen im November erhielten sie bloss 25 Prozent



«Ohne russische Revolution hätte es auch die Nazis nie gegeben»: emeritierter Harvard-Professor und Reagan-Berater Pipes.

der Stimmen – und die meisten Wähler hatten sich nur deswegen für sie entschieden, weil sie die einzige Partei waren, die sich gegen eine Fortsetzung des Krieges ausgesprochen hatte. Wenn es aber um ihr Programm ging, hatten sie kaum Anhänger. Es gab 1917 wenig Kommunisten in Russland. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: In Sankt Petersburg, der Hauptstadt und dem mit Abstand wichtigsten Industriestandort des damaligen Reiches, waren bloss zwei bis drei Prozent aller Arbeiter Anhänger von Lenin. Kein Wunder, setzte er stattdessen auf den Terror.

#### Wie kann eine so kleine Minderheit ein derart grosses Land erobern?

Weil es keine Alternativen gab. Niemand bemühte sich um die Macht. Die Liberalen waren im Begriff, sich aufzulösen, die Sozialdemokraten blieben untätig. In einer Sitzung, an der Lenin teilnahm, sagte einer: «In Russland will keine Partei die Macht!» Lenin trat vor und hielt die Hand hoch: «Doch es gibt eine. Wir!»

Während des Gesprächs blickte ich mich im Wohnzimmer um. Das Mobiliar wirkte etwas abgestanden; an den Wänden die bei Intellektuellen üblichen Bücherregale, voll von Werken in allen Sprachen, ansonsten breitete sich Leere aus. Mittlerweile hatte sich Pipes aufgewärmt. Wie nicht anders zu erwarten, gestikuliert er lebhaft, blitzte mich an, wenn ihm eine Frage gefiel, schaute enttäuscht, wenn ich ihn nicht überraschte, blieb wortkarg, wenn ich ihn langweilte. Den Lehrer, der ein Leben lang Studenten unterrichtet hatte: Pipes konnte ihn nicht verleugnen.

Tatsächlich handelt es sich bei Pipes wohl um einen der renommiertesten Kenner der russischen Geschichte. 1923 in Polen geboren, floh Pipes 1939 mit seinen Eltern vor den Nazis. 1940 erreichten sie Amerika, das Land ihrer Freiheit. Steil verlief danach Pipes' Karriere, der bei der Ankunft in New York kaum ein Wort Englisch verstanden hatte. Er studierte an einem kleinen College, besuchte bald die angesehene Cornell University, schliesslich eroberte er Harvard, die beste Hochschule des Landes, wo er 1958 zum Professor für Geschichte aufstieg. Dort leitete er das Institut für Russland-Studien, dem zur Zeit des Kalten Krieges grösste Aufmerksamkeit zuteil wurde, besonders in Washington.

Je rätselhafter die Politik der Sowjetunion dem Westen erschien, desto gefragter waren die Sowjetologen, die versprachen, das russische Geheimnis zu deuten. Pipes war einer der einflussreichsten, und Pipes war ein Konservativer, ein Hardliner.



Ausser ihm waren alle dagegen: Lenin (2.v.r.) am Kommunisten-Treffen vom 10. Oktober 1917.

#### War Russland das einzige Land der Welt, in dem ein kommunistischer Staatsstreich möglich war?

1917 sicher, später zeigte sich in der Dritten Welt, dass das Vorgehen Lenins auch dort erfolgversprechend war. Aber im Westen, wo die meisten Länder mehr oder weniger demokratisch verfasst waren, gelang es den Kommunisten nie, an die Macht zu kommen. Legal sowieso nicht, aber auch nie auf revolutionärem Weg. In Österreich, in Deutschland, in Bayern, in Ungarn: Überall scheiterten sie innert Tagen, weil dort das bestand, was wir heute Zivilgesellschaft nennen würden. In Russland dagegen, und das machte sich Lenin zunutze, hatte stets die Bürokratie allein geherrscht. Man konnte das Land rasch enthaupten. Deshalb wandte Lenin sogleich diese Brutalität an. Die Tscheka, die gefürchtete Geheimpolizei, wurde schon im ersten Monat nach dem Umsturz geschaffen.

#### Woher nahm Lenin diese Entschlossenheit? Er war ein Intellektueller. Diese gelten eher als handlungsschwach.

Lenin war kein typischer Intellektueller. Im Gegenteil, er war machtlüstern und liebte die Aktion. Ausserdem war er ein äusserst autoritärer Typ. Wer ihm widersprach, war reif für den Untergang. Das fiel den Leuten lange vor der Revolution auf. Eine Bekannte von Lenin schilderte ihn als einen «schrecklichen, schrecklichen» Mann. Intolerant und rechthaberisch bis in die Knochen.

#### Historiker streiten sich oft über die Frage, was den Verlauf der Geschichte mehr prägt: der einzelne Mensch oder die Strukturen,

#### in denen er sich bewegt. Hätte es ohne Lenin eine russische Revolution gegeben?

Ohne ihn hätte die Revolution nie stattgefunden. Es gab am 10. Oktober 1917 jenes berühmte Treffen, an dem die führenden Bolschewiki berieten, ob sie losschlagen sollten. Alle waren dagegen. Nur Lenin bestand darauf: «Wir müssen die Regierung jetzt stürzen. Jetzt oder nie!» Danach überzeugte er alle, wenn auch mit Schwierigkeiten. Lenin gab den Ausschlag.

In den siebziger Jahren berief der amerikanische Präsident Gerald Ford das sogenannte Team B ins Leben – und als Mitglied des exklusiven Kreises berief er auch Pipes, den

#### «Stalin glaubte, es handle sich bei den deutschen Vorstössen bloss um Provokationen der Westmächte.»

Russland-Spezialisten. Unter dem Eindruck, die CIA würde die kriegerischen Absichten der Sowjetunion unterschätzen, wollte der Präsident eine zweite Meinung einholen. Nicht überraschend kam das Team B, das aus lauter Hardlinern bestand, zum Schluss, dass die Russen sich nicht damit begnügen würden, gleich viele Atombomben zu besitzen wie die USA, sondern danach strebten, die Überhand zu gewinnen.

Die Erkenntnisse wurden zunächst verlacht, dann jedoch bestätigt, als nach 1989 die russischen Archive aufgingen und den Beweis für die Vermutungen lieferten. Auf Reagan hatte das Team B grossen Einfluss. Kurze Zeit war Pipes auch als Berater der Reagan-Administration in Washington tätig.

**Wenn Sie den weiteren Verlauf der Weltgeschichte im 20. Jahrhundert betrachten, wie bedeutend war die russische Revolution?**

Meiner Meinung nach war es das wichtigste Ereignis überhaupt. Ohne russische Revolution hätte es auch die Nazis nie gegeben, keinen Zweiten Weltkrieg, keinen Holocaust.

**Sind Sie sicher?**

So sicher kann man nie sein – ich glaube es aber. Ein wichtiges Argument, das die Nazis an die Macht brachte, war die Angst der Deutschen vor dem Kommunismus. Diesen identifizierte man mit den Juden, und Hitler schuf daraus jenes Monster, das es ihm ermöglichte, die Macht zu ergreifen. Zweitens wäre der Zweite Weltkrieg vermutlich nicht ausgebrochen, hätte Stalin sich mit Hitler nicht kurz davor im berühmten Hitler-Stalin-Pakt arrangiert und sich faktisch auf dessen Seite gestellt. Hätten die Kommunisten Hitler nicht zugesichert, dass er dieses Mal keinen Zweifrontenkrieg zu führen brauche – ich frage mich, ob er Polen und die Westmächte je angegriffen hätte.

**So muss es Stalin sehr überrascht haben, als Hitler 1941 dennoch die Sowjetunion attackierte.**

Stalin fiel aus allen Wolken. Jede Warnung seiner Geheimdienste hatte er in den Wind geschlagen. Er erlitt einen Nervenzusammenbruch und musste sich eine Woche aufs Land zurückziehen, um das Unfassbare zu begreifen. An sich ist das verständlich, denn im Gegensatz zu Hitler war er ein rationaler Mann: «Warum sollte Hitler mich angreifen?», fragte er sich. Grossbritannien war noch unbesiegt, und die Sowjetunion belieferte die Nazis mit allem, was sie benötigten: Erdöl, Weizen, Waffen, Munition. Stalin hielt den Angriff für so unvorstellbar, dass er die eigene Armee zunächst anwies, das deutsche Feuer nicht zu erwidern. Er glaubte, es handle sich bei den deutschen Vorstössen bloss um Provokationen der Westmächte.

Der deutsche Überfall auf Polen im September 1939 veränderte auch Richard Pipes' Leben für immer. Mit seiner Familie lebte er damals, sechzehn Jahre alt, in einer polnischen Kleinstadt namens Teschen (polnisch: Cieszyn), die sich unmittelbar an der Grenze zu Deutschland befand. Ob es daran lag, dass man die Judenverfolgung, wie sie im nahen Schlesien längst ablief, mitbekommen hatte und daher wusste, was einem blühte, oder ob es am Instinkt des Vaters lag: Jedenfalls bemühte sich dieser, ein recht erfolgreicher Geschäftsmann, sogleich um

die Ausreise aus Polen. Dank guten Beziehungen zu den Behörden gelang es ihm, ein Visum für Amerika zu erhalten sowie gefälschte Pässe, die die Familie nicht als Juden erkennen liessen.

Im Oktober 1939 reiste man ab – durch Deutschland in Richtung Italien, wo man das Schiff nach Übersee zu erreichen hoffte. Es war eine gespenstische, lebensgefährliche Reise. Pipes schildert sie in seiner eindrücklichen Autobiografie.

**Sie flohen als Jude mit Ihren Eltern 1939 durch Nazideutschland nach Italien. Was für einen Eindruck erhielten Sie?**

Der Kontrast zu Italien war unverkennbar: Deutschland war ein krankes Land. Wohin man blickte, hingen Fahnen. An allen Orten sahen wir Uniformen, Propagandaplakate und dergleichen. Als wir in Breslau zwei Tage Aufenthalt hatten, ging ich durch die Stadt und staunte über deren Wohlstand und deren Schönheit. Ich wunderte mich: «Warum überfallen die Deutschen andere Länder wie Polen? Es geht ihnen doch so gut!»

**Wie empfanden Sie das Italien Mussolinis?**

Da wir auf das Schiff nach Amerika warten mussten, lebten wir 1939/40 sieben Monate in Florenz. Ich ging dort sogar an die Universität. Im Gegensatz zum Dritten Reich wirkte das faschistische Italien harmlos. Das war kein totalitärer Staat, sondern glich eher einer Operette. Die Italiener selber schienen das nicht ernst zu nehmen. In Florenz lebte ich in einer Pension zusammen mit einem italienischen Mädchen, einem französischen Studenten und einem italienischen Offizier. Ich habe nie vergessen, wie dieser uns einmal versicherte, dass er die Waffen sofort niederlegen würde, sollte

---

**«Das faschistische Italien war kein totalitärer Staat, sondern glich eher einer Operette.»**

---

seine Regierung Frankreich je den Krieg erklären. In Deutschland oder der Sowjetunion wäre ein solches Gespräch undenkbar gewesen.

**Warum war Italien so anders als Deutschland? Lag es an der Mentalität?**

Die Italiener interessieren sich nicht für Ideologien, sie eignen sich nicht als Fanatiker. «Il Duce ha sempre ragione» – «Der Duce hat immer recht» –, hiess es zwar, man sagte es aber als Witz. Niemand glaubte das.

**Warum wurde Deutschland 1933 so rasch zu einem totalitären Staat?**

In Deutschland herrschte eine unvorstellbare Frustration über die Niederlage im Ersten Weltkrieg und die harten Bedingungen des Versailler Friedensvertrages. Dazu

kam Anfang der dreissiger Jahre eine erdrückende Arbeitslosigkeit. Hitler versprach, diese zu beseitigen – was ihm gelang, und offenbar wird ihm das bis heute in Deutschland hoch angerechnet, wie kürzlich eine Umfrage ergab. Was den Totalitarismus betrifft: Die Deutschen sind ein sehr diszipliniertes Volk. Sich so zu verhalten – so konform, so totalitär –, das fiel ihnen nicht schwer. In Russland oder Italien war das anders.

**Beide Regime, das Nazi-Reich und die Sowjetunion, waren totalitär und hinterliessen Millionen von Toten. Dennoch gilt das Dritte Reich (zu Recht) als Inbegriff des Bösen, während aber die kommunistischen Regime milder beurteilt werden. Warum?**

Die Ursache liegt in der unterschiedlichen Ideologie. Die Nazis lehnten alles ab, was den Westen ausmachte: Liberalismus, Demokratie, Religion. Die Kommunisten dagegen bewegten sich scheinbar in der Tradition der westlichen Aufklärung: Wenn Sie die reale Praxis ausser Acht lassen, machten sich die Kommunisten in der Theorie auf, alle Ideale des Westens zu verwirklichen. Sie versprachen Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Deshalb genossen sie bis heute einen besseren Ruf. In welchem Regime aber es in der Realität schlimmer war zu leben, ist eine andere Frage.

**Wie würden Sie das entscheiden?**

Nun, als Jude fällt mir die Antwort leicht. Im Dritten Reich wäre ich umgebracht worden. Aber wie es aus Sicht der Bevölkerung in diesen Ländern aussieht, kann ich nicht beurteilen. Wenn Sie als deutscher Nichtjude in Nazideutschland lebten, sich aus der Politik heraushielten und mehr oder weniger taten, was von Ihnen verlangt wurde, erging es Ihnen wohl besser als in der Sowjetunion. Hier konnten Sie jederzeit aus nichtigem Anlass verhaftet werden. In russischen Konzentrationslagern sassen Tausende von Unschuldigen, die keine Ahnung hatten, warum man sie je eingesperrt hatte.

**Seit dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust sind mehr als sechzig Jahre vergangen. Wie sehen Sie heute Deutschland?**

Es fällt mir schwer, je wieder wärmere Gefühle für Deutschland zu empfinden, nach dem, was die Deutschen uns Juden – oder auch den Polen – angetan haben. Es bleibt ein Vorurteil bestehen. Nicht dass ich das persönlich einem Deutschen vorhalten würde, aber den Deutschen im Allgemeinen gegenüber spüre ich nach wie vor eine Abneigung, die ich kaum überwinden kann. Nie würde ich auch nur erwägen, ein deutsches Auto zu kaufen. Ich habe Deutschland oft besucht und wurde immer freundlich empfangen. Dennoch werde ich nie in der Lage sein, mich davon zu erholen, was vor mehr als sechzig Jahren geschehen ist. ○

# Action! – und sie wird zum Napoleon

Kathryn Bigelow ist die grosse Frau Hollywoods, eine faszinierende Künstlerin und ein interessanter Mensch. Ihr aktuelles Werk «Zero Dark Thirty» ist für fünf Oscars nominiert. Ich hatte das Glück, die Regisseurin schon vor Jahren im Tessin persönlich kennenzulernen. *Eine Würdigung von This Brunner*



*Immer auf der Suche nach dem perfekten Filmstoff:* Regisseurin Bigelow in Venedig.

Erstmals in Kontakt mit Kathryn Bigelow kam ich im Vorfeld des Filmfestivals Locarno 1982. Ich war in der Programmkommission, da gab es diesen völlig unbekanntem Erstling «The Loveless», der uns gleich umgehauen hat, obwohl der Film wie eine Slow-Motion-Version von Marlon Brandos «The Wilde One» daherkam. Ein Hells-Angels-Film, aber diesmal in fluoreszierenden Farben und mit der coolsten Musik von New Hollywood. Leider konnte Kathryn ihr erstes Filmjuwel noch nicht persönlich nach Locarno begleiten – sie war bereits an den Vorarbeiten für ihr nächstes Werk. Wir nahmen aber Kontakt auf, schrieben uns Briefe, telefonierten, und später wurde daraus eine tiefe Freundschaft. Nicht zuletzt auch, weil wir dieselben Bücher, dieselben Filme und dieselben Regisseure und Künstler verehrten.

Bigelow interessierte sich schon immer für menschliche Abgründe. In den achtziger Jah-

ren veröffentlichte sie mit einigen Freunden das Buch «Polysexuality», es enthielt die extremsten erotisch-sexuellen Texte, die ich je gelesen habe – und ich habe schon einiges gelesen in dieser Beziehung. Das Buch – mit dem provozierenden Titelbild eines nackten Bikers mit Lederjacke auf einem schweren Motorrad – erschien nur in einer kleinen Auflage und ist heute eine Sammler-Rarität.

## Joggen am Lago Maggiore

Mitte der achtziger Jahre luden mein damaliger Freund – der Kunsthändler Thomas Ammann – und ich Kathryn in sein Ferienhaus in die Hamptons ein. Es waren *happy days* von der ersten Stunde an. Oft mit dabei waren auch Andy Warhol und Künstler aus seinem Umkreis wie Paul Morrissey und Brice Marden. Ich fragte sie dort als Jurorin für das Filmfestival von Locarno an; sie sagte unter der Bedin-

gung zu, dass ich jeden Tag mit ihr den Lago Maggiore entlang joggen gehe. Auch im Regen. Und wie gerne! Überhaupt: Bigelow ist eine grenzenlos disziplinierte Person. Sie steht täglich um sieben auf, Früchte, Müesli, Grüntee, als Lektüre die *New York Times*, und dann geht es mit ihren beiden Schäferhunden erst einmal auf einen langen *hike*, anschliessend wird meditiert. Sie liest konzentriert anspruchsvolle Belletristik wie aktuelle Nonfiction. Immer auf der Suche nach dem perfekten Filmstoff. In der Öffentlichkeit sieht man sie praktisch nie. Sie geht kaum aus, ausser zu den grossen Filmanlässen, die sie berufshalber besuchen muss, und in Ausstellungen guter junger Künstler. Aber Hollywoods Hotspots scheut sie wie der Teufel das Weihwasser.

Über fast ein Jahrzehnt hinweg wohnte ich jedes Jahr bei Kathryn während des «American Film Market», den ich jeweils für die Zürcher

Arthouse-Kinos besuchte. Sie lebt da in einem modernen, lichtdurchfluteten Haus in den Beverly Hills. Der Wohnraum ist gross wie eine halbe, fast leere Turnhalle. Die Möbel spartanisch, stilvoll und unpräzise. Einzige Bilder: eine riesige Zeichnung von Richard Serra und ein Lenin-Porträt vom Flohmarkt aus Russland, das sie bei ihren Recherchen zu «K-19» gefunden hat.

Bigelow sieht sich nicht als Star, sie hat ihren Lebensstil nach dem Oscar-Triumph für «The Hurt Locker» und der neuesten grossen *Time*-Coverstory nicht geändert. Über ihre Beziehung mit «Titanic»-Regisseur James Cameron könnte ich einiges sagen, da ich James auch öfter traf, nicht zuletzt auf ihrer Hochzeitsreise nach Venedig. Aber nichts kann ihre Ehe so präzise resümieren wie die Äusserung einer amerikanischen Journalistin, die meinte, dass Kathryn alleine wegen ihrer Ehe mit James Cameron mehr über Folter weiss als jede andere Frau Amerikas. Dabei hat Cameron über das Filmemachen garantiert mehr von Kathryn gelernt als umgekehrt. Nur bekam er die zwanzigfachen Budgets – dies ist ein Punkt, der das Leben jeder Regisseurin in Hollywood zur Hölle macht. Der tägliche Kampf um die verdiente Anerkennung. Der Kampf um die künstlerische Freiheit und angemessene Budgets.

Wer meint, die gefragteste Regisseurin Hollywoods lebe in Saus und Braus, irrt sich. Sie weiss, was Verzicht heisst. Dabei wäre es für sie ein Leichtes gewesen, bei der Scheidung ein Vermögen von James Cameron zu erhalten. So wie für Millionen von anderen Frauen in Scheidung von reichen Männern auch. Aber sie wollte nur «raus» aus der Beziehung und ihre ganze damalige Umgebung – das Macho-Trio Cameron/Schwarzenegger/Stallone – hinter sich lassen. In meinen Augen war sie vor diesen Männern wie *pearls before swine*. Deshalb auch der schnelle, radikale Bruch.

Woher ihr Faible für Action und Gewalt herührt, ist schwer zu sagen. Vermutlich aus ihrer tiefen Verehrung für Sam Fuller und für Sam Peckinpah. In gutbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, radikalisierte sie sich schon früh während ihres Kunststudiums. Sie bewegte sich in intellektuellen Künstlerkreisen, hatte Kontakte zu extremen Feministinnen und der «Art & Language»-Bewegung, wie zu John Baldessari, Lawrence Weiner. Zu der Zeit drehte sie ihre ersten wilden Experimentalfilme: Einen davon, von dem es nur ein Exemplar gibt, hat sie mir geschenkt. Ich hüte ihn wie Citizen Kane seinen Rosebud-Schlitten.

Die Journalisten stellen ihr dauernd die Frage, wie es kommt, dass sich eine Frau in der Männerdomäne des Actionfilms dermassen wohl fühlt. Sie selbst reagiert nur genervt auf dieses Thema. Haben diese Journalisten die sechziger Jahre verpennt? Weshalb soll eine Frau keine Actionfilme drehen? Vor allem, wenn sie so viel kühner und origineller sind als

die ihrer männlichen Kollegen. Was Kathryn antreibt, ist ihre ungeheure Neugier, ihr Gerechtigkeitssinn und ihr soziales und politisches Verständnis. Das zeigt sich in jedem ihrer Filme, egal, wie verschieden die Genres, die sie wählt, auch immer sind. Das zieht sich durch: vom Bikerfilm «The Loveless», über den Horror-Slasher «Near Dark», den Polizeithriller «Blue Steel», den romantischen Surferfilm «Point Break» bis zum Hightech-Science-Fiction-Werk «Strange Days», dem politischen U-Boot-Drama «K-19» und den fast dokumentarischen angeblichen Kriegsfilm «The Hurt Locker» und «Zero Dark Thirty». Jeder dieser Filme hätte bei einem anderen Regisseur nicht nur das Fünffache gekostet, sondern wäre in anderen Händen auch höchstens nur halb so gut gelungen.

Ihr Geheimnis: minutiöseste Vorbereitung, keine Kompromisse in der möglichst direkten Erzählung der Geschichte (*character-driven storytelling*), visuell klug umgesetzte Drehbücher und sorgfältigstes Casting. Was ihr dabei sehr zu Diensten kommt, ist, dass sie nie im Leben glücklicher ist als auf einem Filmset, wo sie



«Freundschaft»: Brunner, Bigelow, um 1990.

richtig loslegen kann: Action! – und sie wird zum Napoleon! Und jeder auf dem Set weiss, jetzt ist höchste Konzentration angesagt, sonst verliert die Meisterin die Geduld. Schliesslich hat sie mit jedem Einzelnen lange genug die Szene vorbereitet. Missverständnisse sind jetzt ausgeschlossen. Alles läuft ab wie ein Rolex-Uhrwerk, selbst wenn die Szenen bei fünfzig Grad in der Wüste spielen und die meisten Techniker und Schauspieler schon einer Ohnmacht nahe sind. Bei Bigelow auf dem Set wird nicht gejammert, da wird gemeinsam für das Beste gekämpft.

Ich hatte auch das Glück, Kathryn bei den Vorbereitungen von ihrem Film «Point Break» mit Keanu Reeves über die Schulter zu schauen. Den ganzen Film hatte sie – Einstellung für Einstellung wie ein Comicstrip – auf dem Bildschirm vorbereitet. Jede Skizze ein Kleinod. Ich konnte mir bereits in diesem Stadium

den Film präzise vorstellen. So hat auch Alfred Hitchcock gearbeitet (nur – zeitbedingt – ohne die Animation im Computer, aber jede Einstellung hatte ihre Skizze).

### Vorwurf der Kriegspropaganda

Vor kurzem hat ein Kritiker Bigelows Filme mit dem Werk Leni Riefenstahls in Verbindung gebracht. Das ist etwa so dumm und absurd, wie wenn jemand Dr. Albert Schweitzer mit Gaddafi vergleicht. Wo Riefenstahl mit den unlimitierten Mitteln der Goebbels-Maschinerie die ganze Ästhetik und Choreografie des Dritten Reichs massiv mitgeprägt hat und Hunderte von Zigeunern kurz aus dem KZ als Komparsen in ihren Propagandafilmen eingespannt hat, bevor sie dann im KZ umgebracht wurden, sieht es bei Bigelow so aus, dass zum Beispiel ihr «Zero Dark Thirty» vielmehr wie ein Rorschachtest funktioniert. Der Film ist für alle – Demokraten wie Republikaner – völlig unbequem. Sie bekommt Vorwürfe und Lob von beiden Seiten, und dies ist die eigentliche politische Qualität des Films. Keine einfache Spannungsmache, sondern unbequemes Material für notwendige Hinterfragungen und Diskussionen.

Was Kathryn und mich am meisten verbindet, ist die Faszination für die Filme von Douglas Sirk, der für seine Melodramen mit Rock Hudson erst spät im Leben Weltruhm erlangte. Als Bigelow wieder einmal in Locarno war, brachte ich sie mit Sirk, dessen Foundation und Archiv ich seit Jahrzehnten betreue, zusammen. Die beiden bewunderten einander zutiefst, obwohl ihre Werke gegensätzlicher nicht sein könnten. Beide Regisseure sind einsame, scheue Wölfe, die eigentlich nicht in ihr Umfeld passen. Beide sind hochkultiviert und von Neugier besessen. Bigelow und ich interviewten damals Sirk für Andy Warhols *Interview Magazine*. Es war einer der allerersten Artikel in der amerikanischen Presse, der Sirk rehabilitierte.

Zuletzt habe ich Kathryn am Filmfestival Venedig gesehen. Ich hatte mich stark dafür eingesetzt, dass ihr Film «The Hurt Locker» dort gezeigt wird. Sie kam voller Hoffnung, doch dann lief alles schief. Der Jurypräsident, Wim Wenders, hatte sich auf sie eingeschossen und bezichtigte sie in der Juryrunde der Kriegspropaganda. Der Film bekam keinen Preis, die italienische Presse sprach von einem veritablen Juryskandal. Der Preis ging an einen Boxerfilm. Bigelow war begreiflicherweise gekränkt. Ein paar Monate später erhielt ihr Film völlig überraschend sechs Oscars, darunter jene für den besten Film und die beste Regie. Es gibt doch noch Gerechtigkeit in dieser Welt! Auch Sirk musste dreissig Jahre warten, bis sein Name endlich Filmgeschichte schrieb.

This Brunner war 35 Jahre lang Künstlerischer Leiter der Zürcher Arthouse-Kinos. Er gilt als einer der international bestvernetzten Film- und Kunstkenner der Schweiz.



«Wir erleben eine zweite Renaissance von Europa»: Hochschulpräsident Aebischer, Lausanne.

## «Ich verschluckte fast meine Zunge»

Eine halbe Milliarde Euro von der EU für ein Projekt, in dem Forscher das ganze menschliche Gehirn im Computer nachbilden wollen: Patrick Aebischer, der Präsident der EPF Lausanne, beweist einmal mehr, dass er seine Schule an die Weltspitze gebracht hat. *Von Markus Schär und Dom Smaz (Bild)*

**Herzliche Gratulation zu Ihrem Erfolg! Wie haben Sie ihn gefeiert?**

Ich kann ihn gar noch nicht richtig fassen. Ich spüre zwar eine grosse Freude, aber auch eine riesige Verantwortung: Jetzt müssen wir liefern.

**Erwarteten Sie nicht, dass Sie gewinnen würden?**

Als vor zwei Wochen nach der letzten Jury-sitzung die Gerüchte herumgingen, war ich am WEF in Davos, zu beschäftigt, um mir viele Gedanken zu machen. Ich bin wie der ungläubige Thomas: Ich glaube etwas erst, wenn ich es sehe. Aber dann ging ich nach Brüssel. Und als ich zurückkam, liessen wir eine fantastische Feier steigen im Lausanner Ausgeh-Quartier Flon mit über hundert Leuten, einfach, um ihnen danke zu sagen.

**Welche Gratulationen freuten Sie am meisten?**

Jene von den Leuten, die an diesem Projekt arbeiteten, sogar einige aus der Deutschschweiz. Viele erkannten, was es für die Schweiz bedeutet, als Top-Forschungsplatz zu gelten. Persönlich freute mich natürlich am meisten, dass mir Kollegen aus aller Welt schrieben, unser Projekt sei bahnbrechend für die Neurowissenschaften – die Anerkennung in der eigenen Community ist für einen Forscher am wichtigsten. Und am schönsten war es, den Stolz aller Leute hier an der Ecole Polytechnique Fédérale de Lausanne (EPFL) zu sehen.

**Bis hin zu den Putzfrauen?**

Ja, sie fühlen sich auch zugehörig – das ist entscheidend für den Erfolg. Wir laden jedes Jahr vor Weihnachten 1200 Leute unserer Verwaltung und unsere Dienstleister zu einem Essen ein, und ich halte eine grosse Rede, in der ich ihnen sage, wohin wir mit unserer Schule gehen; danach spreche ich an den Tischen mit

den Leuten. Das ist einer meiner liebsten Tage des Jahres. Ich will, dass alle stolz sind, hier zu arbeiten, also ihr kleines Extra zu geben.

**Welche Kritik ärgerte Sie am meisten?**

Das Human Brain Project sei ein oberflächliches Showprojekt. Dies ist wohl das am sorgfältigsten begutachtete Projekt, das es je gab, über vier Stufen: Erst prüfte es die Hochschulleitung der EPFL, dann sprach sich der ETH-Rat dafür aus, schliesslich gab es zwei Ausscheidungen bei der EU, am Schluss mit einer 25-köpfigen Jury mit Top-Wissenschaftlern aus aller Welt.

**Es gibt zwei gewichtige Einwände gegen das Human Brain Project. Die einen Kritiker weisen darauf hin, dass Sie gar nicht eine Milliarde Euro von der EU bekommen, sondern noch viel Geld selber aufreiben müssen.**

Das kann ich nicht ernst nehmen. Ich hörte selber EU-Kommissarin Neelie Kroes in Brüs-

sel sagen, die EU finanziere die beiden ausgezeichneten Projekte mit je einer halben Milliarde, wie versprochen. Die EU hat 54 Millionen Euro für die ersten 30 Monate reserviert, die sogenannte «ramping-up»-Phase. Und der ETH-Rat wählte das Blue Brain Project, den Vorgänger des Human Brain Project, schon früher als eines von drei strategischen Projekten aus, das er in der Budgetperiode 2013–16 mit 75 Millionen Franken fördert. Es bleiben also voraussichtlich etwas über 30 Millionen Euro im Jahr zu finanzieren. Deutschland und Frankreich machen mit, insgesamt mindestens fünf Staaten. Dazu finden wir wohl noch private Sponsoren. Ich nehme an, letztlich fließen sogar mehr als 100 Millionen im Jahr.

**Drei der vier Projekte in der Endausscheidung werden von Schweizer Hochschulen geführt. Kommt das nicht einfach daher, dass es in der Schweiz am meisten Geld zu holen gibt?**

Nein, das kam daher, dass alle diese Projekte unglaublich gut sind, eines von der EPFL, eines von der ETH und eines von beiden zusammen. Ich bitte Sie, freuen Sie sich doch einfach. In jedem anderen Land der Welt wären die Leute extrem stolz auf solche Hochschulen. Aber in der Schweiz herrscht eine Selbstkritik, die nicht zu fassen ist.

**Andere Kritiker fürchten, dass aufgrund der Förderung von solchen Grossprojekten das Geld für die übrige Forschung fehlt.**

Sie müssten einmal die Zahlen anschauen. In den Neurowissenschaften erscheinen 100 000 wissenschaftliche Artikel im Jahr, jeder kostet 100 000 bis 200 000 Franken. Das macht eine Investition von 20 Milliarden – und was schaut dafür an Medikamenten heraus? Diese Forschung ist nicht wirklich effizient. Deshalb stehe ich so überzeugt hinter dem Human Brain Project, das ja ein halbes Prozent davon kostet: Wir müssen mit all diesen Daten aus Hunderttausenden von Artikeln arbeiten, um zu verstehen, was sie bedeuten.

**Ihr Erfolg geht also nicht auf Kosten anderer Schweizer Forscher?**

Nein. Der Schweizer Beitrag kommt aus dem ETH-Bereich, dem Nationalfonds fehlt deswegen kein Franken. Insgesamt fließt mehr Geld in die Schweizer Forschung. Wir brauchen die Einzelforscher in den Laboren mit ihren Hypothesen, aber wir brauchen manchmal auch *big science*. Dem Cern in Genf wirft niemand im Ernst vor, es zerstöre die Physik.

**Können Sie wirklich das menschliche Gehirn im Computer simulieren?**

Wir müssen umgekehrt fragen: Können wir die Neuroforschung voranbringen, wenn wir nicht damit beginnen, das Gehirn zu simulieren? Diese Frage stellten

sich vor zwanzig, dreissig Jahren die Ingenieure; jetzt kommt die Simulation in die Biologie. Und das Gehirn, in dem ja einige Prozesse digital sind, eignet sich dafür sogar besser als die Bauchspeicheldrüse. Einfach nur Daten zu akkumulieren, statt sie zu integrieren, bringt uns nicht weiter.

**Henry Markram, der Chef des Human Brain Project, sagt, er sei entsetzt darüber, wie wir heute noch psychische Krankheiten behandeln.**

Wir haben tatsächlich zwei gewaltige Probleme, einerseits die Alterung mit der Zunahme der Demenz, andererseits die psychische Gesundheit. Und wir kommen nicht recht weiter, die Pharmaunternehmen steigen aus der neurowissenschaftlichen Forschung aus. Heute haben wir Ersatzteile für jedes Organ, ausser für das Gehirn. Wir müssen also mehr investieren, und zwar nicht in mehr vom selben, sondern mit einem multidisziplinären Ansatz, von der Gentherapie bis zur Prävention.

**Können wir irgendwann die Demenz behandeln?**

Ich hoffe es, aber ich weiss nicht, wann. Mein Vater ist eben an Alzheimer gestorben; das macht einem Angst.

**Wo sehen Sie eine Lösung?**

Wir brauchen wohl viel mehr Prävention: auf Essen und Schlaf achten, sich körperlich und geistig bewegen. Ich bezweifle, dass es einmal eine magische Pille gibt.

**Was machen Sie selber, um Ihr Gehirn fit zu halten?**

Ich bin ein ganz schlechtes Beispiel, wie alle Ärzte. Wir sagen im Französischen: Die Schuster tragen die schlechtesten Schuhe.

**Sie schlafen vor allem viel zu wenig, wenn Sie achtzig bis hundert Stunden in der Woche arbeiten.**

Ich brauche wenig Schlaf, fünf bis höchstens sechs Stunden. Ich mache halt alles leidenschaftlich. Mein Vater war Künstler, meine Mutter Schauspielerin; ich wuchs in einer Welt der Leidenschaft auf.

**Dann relaxen Sie nie?**

Doch, ich geniesse es, am frühen Morgen Artikel zu lesen und dazu Musik zu hören, Bach, Mozart, Mahler. Oder auch abends mit einem Buch am Kaminfeuer zu sitzen. Meine Mutter war Irin; ich bin ein Familienmensch, aber ich spreche nicht über mein Privatleben.

**Sie wollen die Kultur mit der Technik versöhnen. Und Sie sagen, die Geistes- und die Sozialwissenschaften bekämen im 21. Jahrhundert eine ganz neue Bedeutung.**

Ja, wir müssen doch der Technologie einen Inhalt geben, also schaffen, was ich *digital humanities* nenne. Das begann mit Google, aber es geht weit darüber hinaus. Die Googles von morgen sind jene Unternehmen, die den Content verstehen. Wir digitalisieren an der EPFL das Archiv des Montreux Jazz Festival. Und wir wollen das Museum der Zu-

kunft schaffen, in dem Sie sich wie auf einer Zeitreise in historischen Welten bewegen können. Dafür bauen wir den Kultur-Pavillon, wie das Rolex Learning Center mit einem japanischen Architekten, um Kultur und Technik unter einem Dach zusammenzuführen. Dafür bringen wir in Europa die besten Voraussetzungen mit. Hier finden wir die grosse Mehrheit des Weltkulturerbes der Unesco, die Hälfte in Italien. Wir erleben eine zweite Renaissance von Europa!

**Was tut sich beim Biotech-Institut, das Sie mit Ernesto Bertarelli im Labor von Merck Serono in Genf schaffen wollen?**

Merck Serono muss erst verkaufen. Der Entscheid sollte in den nächsten Tagen fallen. Und für Hansjörg Wyss als Mäzen ist völlig klar, dass er das Institut schaffen will, wenn nicht in Genf, dann woanders.

**Sie nehmen jetzt ein sechsmonatiges Sabbatical, um in den USA und in Westafrika die Möglichkeiten für Online-Learning zu erkunden. Was bringt das der EPFL?**

Das Online-Learning gibt es schon länger, aber jetzt, mit den Tablets und der Qualität der Netze, macht es einen Quantensprung. Wir müssen verstehen, was da passiert: Das Online-Learning verändert, wie wir an den Hochschulen lehren.

**Und warum Afrika?**

Das Einzige, was in Afrika funktioniert, sind die Handys. Es gibt nirgends ein besser ausgebauten Online-Banking, weil die traditionelle Infrastruktur fehlt. Und denken Sie daran, dass die Hälfte von Afrika französischsprachig ist. Als eine zweisprachige Hochschule mit Französisch und Englisch ist die EPFL in einer einzigartigen Position, um ihre Lehrgänge online anzubieten. Darum das Sabbatical, übrigens das erste für einen ETH-Präsidenten. Meine Vorgänger waren halt nicht lange genug da.

**Sie bleiben noch bis 2016 Präsident der EPFL?**

Ja, ich könnte noch eine fünfte Amtszeit anhängen, aber das ist die richtige Zeit, um aufzuhören.

**Und was machen Sie dann?**

Lesen, lehren, das sehen wir dann; ich habe viele Interessen. Und ich mache keine Pläne. Das Leben ist ein gefährliches Business, das immer schlecht endet. Darum bin ich der Carpe-diem-Typ: Ich geniesse das Leben jeden Tag, solange ich kann.

**Und nach Ihnen die Sintflut?**

Nein, im Gegenteil. Wenn eine Hochschule sich einmal ihren Ruf erarbeitet hat, fällt es ihr viel leichter, die besten Leute anzuziehen. Inzwischen gibt es so viele brillante Leute, dass der ETH-Rat die Qual der Wahl haben wird. Ich erwartete nie, Präsident zu werden; ich verschluckte fast meine Zunge, als man mich anfragte. Damals, 1999, hatte ich eine phänomenale Energie. Jetzt gibt es viele Junge mit dieser Energie. ○

# Wenn die Joints verglimmen

Die SVP-Politikerin Sabina Geissbühler kämpft unerbittlich für eine drogenfreie Schweiz. Dass der Staat jungen Leuten Heroin verabreicht, löst bei ihr nur Kopfschütteln aus. Auch den straffreien Konsum von Cannabis empfindet sie als Affront. Ist das klug oder extrem? Von Alex Reichmuth und Simon Habegger (Bild)



«Verbot wird immer mehr durchlöchert»: Grossrätin Geissbühler-Strupler.

Der Empfang bei Sabina Geissbühler-Strupler ist herzlich. Sie serviert dem Journalisten belegte Brötchen und Tee. Mit ihrem graumeilierten Kurzhaar, den Ohrenringen und dem bunten Halstuch könnte Geissbühler gut als Linke durchgehen. Doch sie sitzt für die SVP im Berner Kantonsparlament, dem Grosse Rat. Und ist dort, vor allem bei Linken, als Hardlinerin verschrien.

Tatsächlich verfolgt die Bernerin ihre politischen Ziele hartnäckig. In Sachen Bildung etwa kämpft sie gegen ständig neue Reformen an den Schulen: dagegen, dass alle Kinder, auch lernbehinderte, in der gleichen Klasse unterrichtet werden; dagegen, dass man bereits ab der dritten Klasse mit dem Französischunterricht beginnt; dagegen, dass immer mehr Kinder in Tagesschulen betreut werden. Sie tritt dafür ein, dass Kinder wenn immer möglich von ihren Eltern umsorgt und erzogen werden,

und bekämpft darum auch den Verfassungsartikel für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, über den am 3. März abgestimmt wird.

Vor allem aber engagiert sich Geissbühler als Politikerin und Präsidentin der Schweizerischen Vereinigung Eltern gegen Drogen für eine Suchtmittelpolitik, die auf die totale Abkehr von Drogen setzt. Ihr ist es unverständlich, dass der Staat jungen Menschen Heroin oder Methadon abgibt und immer mehr abstinenzorientierte Therapiestationen verschwinden. Mit ihrem entschlossenen Auftreten ist Sabina Geissbühler eine Art Galionsfigur im Kampf für eine drogenfreie Schweiz. Unermüdlich wirbt sie an Infoständen und in Medienauftritten für die Ächtung sogenannt weicher und harter Drogen.

Zweimal hat das Schweizervolk die Liberalisierung von Cannabis abgelehnt – zuletzt 2008, als die Volksinitiative «für eine vernünftige

Hanf-Politik» an der Urne Schiffbruch erlitt. Jüngst sind aber die Städte Zürich und Basel vorgeprescht und haben sich erneut für einen straffreien Konsum und Handel von Cannabis eingesetzt. Geissbühler findet dies einen «unglaublichen Affront» – nicht nur angesichts des mehrfachen Neins des Schweizer Volks, sondern auch, weil in Studien die verheerenden Auswirkungen des Kiffens auf Körper und Psyche längst belegt seien. Sie ist auch entsetzt, dass das geltende Verbot von Cannabis immer mehr durchlöchert werde. So beschlossen die eidgenössischen Räte, dass der Besitz von bis zu zehn Gramm Cannabis zum Eigenkonsum gestattet sein soll. Auch sollen Haschischkonsumenten in Zukunft nicht mehr verzeigt, sondern nur noch gebüsst werden. «Bussen sind aber sinnlos, da sie im Gegensatz zu Verzeigungen kaum eine Verhaltensänderung bewirken», ist die SVP-Politikerin überzeugt.

## «Tränen in den Augen»

Das Präsidium von Eltern gegen Drogen habe sie in den 1990er Jahren aus Betroffenheit übernommen, sagt Geissbühler. Sie sei damals oft im Berner Kocherpark gewesen, wo sich eine offene Drogenszene gebildet hatte. Dort bekam sie das Elend der Fixer mit. «Ich hatte oft Tränen in den Augen bei ihrem Anblick», erinnert sich Geissbühler. Ihr Engagement gegen Drogen beruhe auch auf Dankbarkeit, dass ihre eigenen vier Kinder nie Probleme mit Suchtmitteln hatten.

Trotz ihres konsequenten Auftretens sieht sich die SVP-Frau keineswegs als Hardlinerin, wie das ihr politische Gegner immer wieder vorwerfen. «Ich bin einfach immer ehrlich, offen und gradlinig», sagt sie. Sie liebe Menschen. Sie liebe insbesondere Kinder, deren Wohl sie mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln fördern wolle. «Ich habe eher ein zu weiches als ein zu hartes Herz», wendet Geissbühler mit Bezug auf den Vorwurf ein, zu hart zu politisieren. Dass sie hartnäckig sein kann, wenn sie von etwas überzeugt ist, bestreitet sie allerdings nicht. Zu dieser Hartnäckigkeit gehört unter anderem die grosse Zahl an Vorstössen, die Geissbühler im kantonalen Parlament einreicht. So regte sie etwa dazu an, an den Schulen auf obligatorischen Sexualunterricht im Unterstufenalter zu verzichten und auch suchtkranke Hundebesitzer zur Hundehalterausbildung zu verpflichten.

Muten solche Vorstösse zum Teil auch etwas exotisch an: Selbst ihre Gegner attestieren Geissbühler in ihren politischen Aktivitäten

Sachkenntnisse und Dossierfestigkeit. Vor allem in den Bereichen Bildung und Erziehung verfügt sie über viel Erfahrung. Sie hat nicht nur vier Kinder grossgezogen, sondern auch fast ein Leben lang als Lehrerin gearbeitet. Ursprünglich liess sich Geissbühler zur Primarlehrerin ausbilden. Später studierte sie Turn- und Sportlehrerin und bildete sich in musikalischer Grundbildung weiter. So wurde ihre berufliche Tätigkeit immer vielfältiger: Geissbühler unterrichtete gleichzeitig als Blockflötenlehrerin und Schwimminstruktorin. Auch riss sie als Pädagogin immer wieder Neues an: In den 1980er Jahren zum Beispiel gründete sie mit einer Kollegin einen sogenannten Bewegungs-Kindergarten, wo die körperliche Betätigung der Kleinen im Zentrum stand.

### Mit der Tochter auf der Nationalratsliste

2010, als Geissbühler in den Grossen Rat gewählt wurde, sah sich die engagierte Lehrerin gezwungen, ihre Unterrichtstätigkeit ganz an den Nagel zu hängen. Grund dafür war, dass sie keine Stellvertretung fand, die ihr Pensum während der Sessionen des Kantonsparlaments hätte übernehmen können. Als Primar-, Musik- und Sportlehrerin in einer Person war sie schlicht nicht zu ersetzen.

Politisch aktiv war Geissbühler schon längst vor ihrer Wahl in den Berner Grossen Rat. Bereits 1990 trat sie der SVP bei – «der einzigen Partei, deren Ausrichtung einigermaßen meinen Überzeugungen entspricht», wie sie sagt. Bald danach wurde sie in die nationale Bildungskommission der Partei aufgenommen, der sie bis heute angehört. Ein Schlüsselerlebnis hatte Geissbühler 1992, wo sie in Schwyz einen Umzug von Treichlern miterlebte, die gegen den Beitritt zum EWR mobil machten. Es sei eine «ganz tolle Stimmung» gewesen, die sie berührt habe. Fortan engagierte sie sich ebenfalls gegen eine Annäherung der Schweiz an Europa. Neben ihren Kandidaturen für den Grossen Rat war sie auch mehrmals auf der Nationalratsliste der Berner SVP – 2007 sogar zusammen mit ihrer Tochter Andrea, die den Sprung ins nationale Parlament tatsächlich schaffte. Zuvor sei sie mit Andrea ein halbes Jahr «während jeder freien Minute» mit einem Tandem unterwegs gewesen und habe mit Flyern auf die Doppelkandidatur aufmerksam gemacht. So konnte sie eines ihrer liebsten Hobbys – das Velofahren – mit ihrem politischen Engagement verknüpfen.

Der Abschied fällt kurz aus. Sabina Geissbühler muss weiter, es wartet eine Kommissionssitzung. In insgesamt drei SVP-internen Parlamentskommissionen sitzt sie, was gehörig Arbeit gibt. Die wirblige Bernerin kann nicht ruhen. Zu viel gibt es aus ihrer Sicht noch in der Politik und der Gesellschaft zu verändern.

## Cannabis

# Dümmel, psychotischer, krimineller

## Laut Forschungsergebnissen hat Kiffen viele negative Auswirkungen.



*Schizophrenie tritt häufiger auf.*

Wer häufig Cannabis konsumiert, hat ein höheres Risiko für Krebs in den Lungen und Atemwegen. Kiffen kann zudem die Bildung von Spermien und den Menstruationszyklus beeinträchtigen. Cannabis-Konsum beeinträchtigt allerdings auch Geist und Psyche. Bekannt sind vor allem die unmittelbaren Auswirkungen: Kiffen führt zu allgemeinem Desinteresse und zu Gleichgültigkeit. Auch die Belastbarkeit nimmt ab. Weniger bekannt sind die langfristigen Folgen.

Eine Langzeitstudie eines Wissenschaftlerteams um die Amerikanerin Madeline Meier sorgte im letzten August für Schlagzeilen: Kiffen mache dumm, hiess das Fazit der Studie. Die Forscher hatten gut tausend Neuseeländerinnen und Neuseeländer vom Kindesalter an bis ins Erwachsenenalter begleitet und sie zwischen sieben und 38 mehrmals Intelligenztests absolvieren lassen. Bei den Cannabis-abstinenten Probanden erhöhte sich der Intelligenzquotient während des Erwachsenwerdens leicht, während er bei den Cannabis konsumierenden Probanden um bis zu sechs Punkte fiel. Die Droge wirkte sich umso negativer aus, je früher mit dem Rauchen von Joints begonnen worden war.

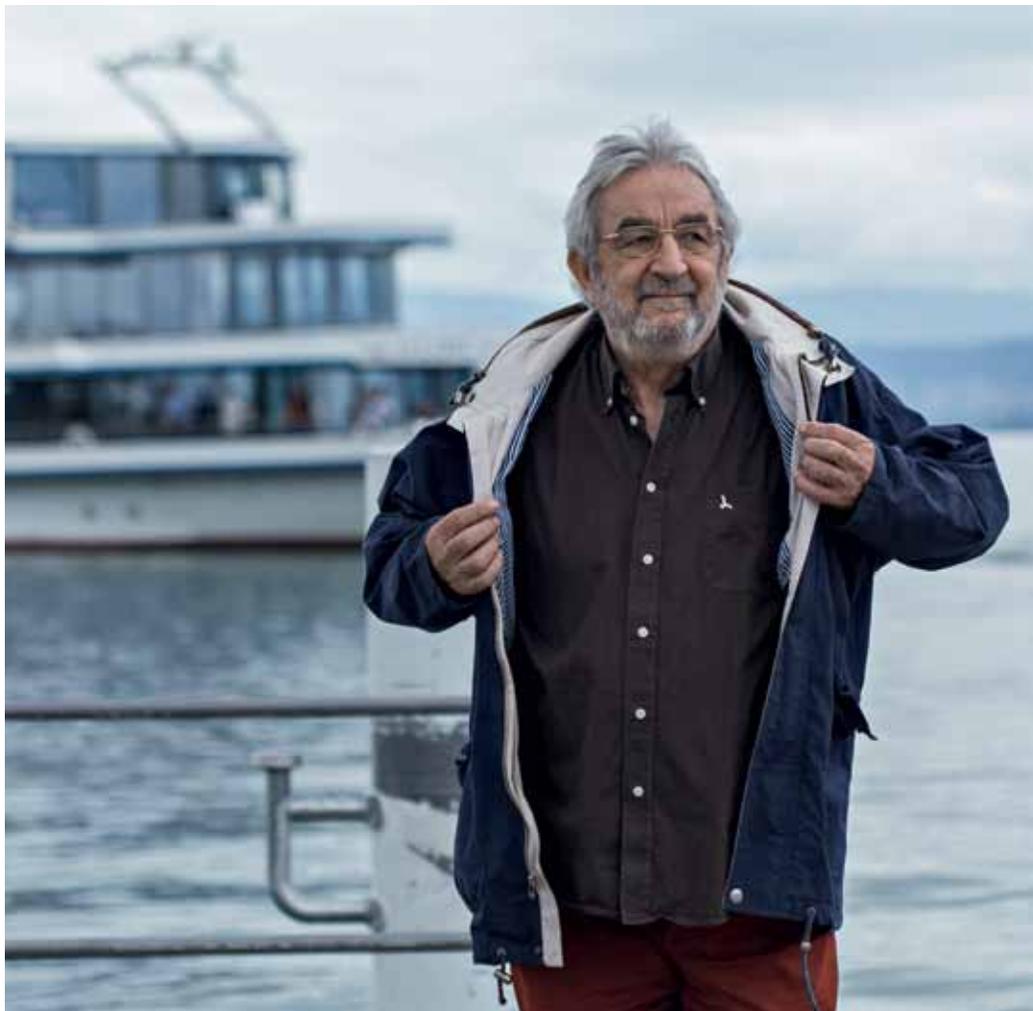
Kiffen begünstigt zudem Psychosen – also psychische Störungen, die mit einem Realitätsverlust einhergehen. 2004 gelangte ein schweizerisches Forscherteam zum Schluss, Cannabis könne insbesondere bei den Personen eine Psychose auslösen, die bereits eine Neigung zu dieser Störung haben. Bei bereits bestehender Psychose könne Haschischkonsum die Symptome verstärken. Die Schweizer Forscher warnten zudem, die Psychosen könnten sich auch deshalb häufen, weil der Gehalt des Wirkstoffes THC von Cannabis immer weiter steige. Resultate einer 2007 im renommierten Wissenschaftsmagazin *The Lancet* publizierten Studie besagten, dass Kiffen in jungen Jahren das Risiko einer späteren Psychose um bis zu vierzig Prozent erhöht. Das Risiko hiefür steige dabei entsprechend der Cannabisdosis.

Einige Studien kommen zum Schluss, dass der Konsum von Haschisch das Risiko von Schizophrenie steigert. Eine stammt von der Universität Zürich von 2007. Darin wurden die Daten von etwa 8000 Patienten im Kanton Zürich ausgewertet, bei denen zwischen 1977 und 2005 erstmals Schizophrenie diagnostiziert worden war. Das Resultat der Studie war, dass die Krankheit bei den Altersgruppen, die häufig Cannabis konsumieren, vermehrt auftritt. Die Studie registrierte auch eine Häufung von Schizophrenie in den neunziger Jahren, als besonders viel gekifft wurde. Andere Forscher bemängelten an der Studie, dass diese nicht individuell erfasste, ob die Patienten Cannabis konsumierten oder nicht.

Kiffen steht auch in einem Zusammenhang mit Kriminalität – zumindest bei Jugendlichen. In einem Bericht von 2009, den die Universität Zürich unter Leitung des Strafrechtsprofessors Martin Killias zuhanden des Kantons St. Gallen erstellte, wurden 5200 St. Galler Schüler über begangene Delikte sowie über ihren Drogenkonsum befragt. Dabei zeigte sich, dass kiffende Jugendliche deutlich mehr Diebstähle als nicht kiffende Jugendliche verübten. Auch neigten die Cannabiskonsumenten markant häufiger zu Vandalismus, zum Tragen von Waffen und zum Verkauf von Drogen. «Offensichtlich ist der Cannabiskonsum weniger harmlos, als das <friedliche> Image dieser Substanz hätte erwarten lassen», schrieben die Autoren des Berichts. *Alex Reichmuth*

# Der alte Ullmann und das Monopol

Vor vier Jahren wurde eine Schwimmerin von einem Schiff der Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft (ZSG) erfasst und schwer verletzt. Die juristischen Folgen sind bizarr: Der Unfall ist bis heute ungeklärt, dafür verklagt die ZSG einen Rentner, der sie nach dem Unfall kritisiert. Von Lucien Scherrer



«Rüder Fahrstil»: Schiffshändler Ullmann.

Der Angeklagte Leo Ullmann, daran besteht kein Zweifel, ist ein Schiffsexperte. Der siebzigjährige Rentner mit dem weissen Bart sagt Sätze wie: «Die Limmatschiffe verfügen über einen sogenannten Redundantantrieb, während für die Steuerung ein Schott mit einem Propeller zuständig ist», oder: «Wenn der Antrieb ausfällt und das Schiff in einen Legerwall gerät, droht es rasch zu sinken.»

Richter Thomas Fleischer hört zu und zieht ein Gesicht, als würde er von einem Versicherungsvertreter bearbeitet: ungeduldig und etwas ratlos. Im Publikum fragt man sich derweil, was wohl ein «Legerwall» ist – und ob dieser Prozess nicht besser als «nautischer Kongress» durchgehen würde. Leo Ullmann steht an diesem Donnerstagmorgen vor dem Bezirksgericht Zürich, weil er angeblich das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb (UWG) verletzt hat. Opfer dieses Vergehens soll die Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft sein. Ein Be-

trieb, der seit 1990 in den staatlichen Zürcher Verkehrsverbund (ZVV) eingebettet ist und den Personentransport auf dem Zürichsee und der Limmat mit Dumpingpreisen beherrscht (*Weltwoche* Nr. 28/12). Leo Ullmann, der sein Geld als Schiffshändler verdient, kritisiert die ZSG seit Jahren. Er nennt sie «Stopfleber» und bezichtigt sie, den Schiffahrtsbetrieb im Schosse des Staates verludern zu lassen.

«Ich habe in den letzten Jahren eine ungute Entwicklung beobachtet», sagt er, «das wollte ich thematisieren.» Das Corpus Delicti, das Ullmann vor Gericht brachte, scheint eher harmlos: ein paar Flugblätter, die er vor mehr als vier Jahren nach einem Badeunfall verteilte, in den das ZSG-Limmatschiff «Regula» involviert war. Darin behauptete er, dass die Limmatschiffe eine Gefahr für Schwimmer und Passagiere darstellten. Für die ZSG ist das eine derartige Majestätsbeleidigung, dass sie alle Hebel in Bewegung setzt, um den Einzelkämpfer zum

Schweigen zu bringen. Doch der Prozess gegen Ullmann ist nur ein Kapitel in einer langen Geschichte – einer Geschichte, die zeigt, was geschehen kann, wenn ein mächtiger Betrieb wie die ZSG in einen Unfall verwickelt wird, jegliche Verantwortung abstreitet und dabei von Polizei und Justiz wohlwollend begleitet wird. Um es mal vorsichtig auszudrücken.

## Zum Schluss relativieren alle ihre Aussagen

Doch beginnen wir von vorn. Am 15. Juli 2008, einem lauen Sommertag, nimmt die 32-jährige Angestellte Petra Weiss\* nach Feierabend ein Bad im Zürichsee. Sie schwimmt am Schiffssteg «Hafen Enge» vorbei, wo gerade das ZSG-Limmatschiff «Regula» anlegt. Wenige Augenblicke später, nachdem die «Regula» Richtung Bürkliplatz abgelegt hat, wird Weiss erfasst, unter das Schiff gezogen und schwer verletzt. Mit Schnittwunden, Rippenbrüchen, verletzter Schulter und Leber sowie offenen Wunden an den Beinen wird sie sofort ins Spital gebracht. Danach verbringt sie Monate in der Reha. An den Folgen leidet sie noch heute: «Ich habe Schmerzen und muss in die Physiotherapie», sagt die junge Frau gegenüber der *Weltwoche*.

Was genau geschehen ist, bleibt bis heute unklar. Petra Weiss sagt aus, sie sei in dreissig bis vierzig Meter Entfernung am Schiff vorbeigeschwommen, als dieses plötzlich rückwärtsgefahren sei. Die zweiköpfige Schiffsbesatzung dagegen sagt aus, sie habe vorschriftsgemäss abgelegt. Da man die Frau nicht gesehen habe, müsse sie im toten Winkel gewesen sein, unmittelbar hinter dem Schiff. Die Frage, wie weit das Schiff zurückgefahren sei, beantworten die beiden widersprüchlich: Einer redet von fünf, der andere von zwanzig Metern, dann wieder soll es eine «Bootslänge» gewesen sein, und zum Schluss relativieren sie alle ihre Aussagen. ZSG-Direktor Hans Dietrich, der nachweislich kein Zeuge des Unfalls war, behauptet am 31. August sogar, das Schiff sei überhaupt nicht rückwärtsgefahren: «Es hat vorwärts abgelegt.»

Obwohl der Sachverhalt umstritten ist – und obwohl sich herausstellt, dass die «Regula» nicht vom Schiffsführer selber, sondern von einem unerfahrenen Kassierer manövriert worden war, zu Übungszwecken –, stellen sich die Polizei und später auch die Staatsanwaltschaft hinter die ZSG. «Bei der kurzen Rückwärtsfahrt während des Ablegemanövers», berichtet der *Tages-Anzeiger* am 17. Juli, gestützt auf eine Polizeimeldung, «geriet die offenbar direkt hinter dem Limmatboot befindliche Schwimmerin

unter das Schiff und wurde verletzt.» Wichtig sind die Wörter «kurzen» und «direkt».

Nach dem gleichen Prinzip geht es auch in der Untersuchung weiter. Zwei Tage nach dem Unfall besuchen zwei Seepolizisten Petra Weiss im Spital und legen ihr nahe, auf einen Strafantrag wegen fahrlässiger Körperverletzung zu verzichten. Weiss, nach eigenen Aussagen traumatisiert und beduselt von Medikamenten, unterschreibt. Später widerruft sie ihren Verzicht und stellt einen Strafantrag.

Doch auch für Staatsanwältin Gabi Alkalay ist schnell klar, wem zu glauben ist und wem nicht. Am 12. Oktober 2009 stellt sie das Verfahren gegen die Schiffsleute ein. Es gebe keine Anhaltspunkte dafür, dass die beiden Fehler gemacht hätten. Die Schwimmerin müsse sich entgegen ihren Aussagen im toten Winkel befunden haben. Auf einen Antrag von Weiss' Anwalt, weitere Zeugen zu befragen, geht Alkalay nicht ein. Gegen die Einstellungsverfügung legt Petra Weiss Rekurs ein, und das Obergericht gibt ihr am 27. Januar 2011 recht – wobei die Staatsanwältin in der Begründung eher schlecht wegkommt: Es gehe nicht an, Behauptungen der Schiffsbesatzung als Beweise dafür zu betrachten, dass diese korrekt gehandelt habe. Vielmehr gelte es, die Version der Schwimmerin durch weitere Zeugenbefragungen zu prüfen.

Danach geschieht lange nichts, bis sich Petra Weiss im letzten November in der NZZ beklagt, dass sie ihr Vertrauen in das Rechtssystem verloren habe: «Wäre ich von einem Motorbootfahrer überfahren worden, wäre der schon lange verurteilt.» Offenbar sei sie als Privatperson chancenlos gegenüber dem «Apparat rund um die ZSG». Ob Zufall oder nicht, kurze Zeit später nimmt Staatsanwältin Alkalay die Untersuchung wieder auf – und befragt unter anderem zwei Zeugen, die den Unfall von der Terrasse des Rudervereins Seeclub beobachtet hatten. «Das Schiff ist viel zu schnell und viel zu weit zurückgefahren», sagt einer der beiden, der anonym bleiben will. Was die Justiz bisher mit dem Fall gemacht habe, sei «skandalös»: «Man hat das Opfer zur Täterin gemacht.»

Da das Verfahren läuft, darf sich Staatsanwältin Gabi Alkalay derzeit nicht zu solchen Vorwürfen äussern. Nur so viel: Sie habe für alles ihre Gründe gehabt. Wie das Verfahren ausgeht, ist jedenfalls auch viereinhalb Jahre nach dem Unfall offen.

### Ein Aktenberg wegen sieben Flugblättern

Der Einzige, der in der ganzen Geschichte von Anfang an Partei für die Schwimmerin ergreift, ist Leo Ullmann. Am 25. Juli 2008 verteilt er bei der Anlegestelle «Landesmuseum» Flugblätter, in denen er der ZSG vorwirft, sich aus der Verantwortung zu stehlen. «Hätte die Besatzung am 15. Juli die Sicherheits- und die Vernunftsstandards eingehalten, wäre es nicht zu diesem [...] Unfall gekommen», schreibt er. Oder: «Der Fahrstil der meist unerfahrenen

Schiffsführer ist rüde.» Auf einem zweiten Flugblatt warnt er potenzielle Fahrgäste, dass die Limmatschiffe generell veraltet und unsicher seien, etwa mit der Aussage: «Bei Feuer reichen die zwei Baby-Feuerlöscher bei weitem nicht.» Der Rentner kann gerade mal sieben Flugblätter verteilen, dann wird er auf Betreiben der ZSG von der Polizei gestoppt, seine Flugblätter werden beschlagnahmt.

Obwohl kaum ein Passagier die Flugblätter zu Gesicht bekam, stellt die ZSG einen Strafantrag gegen Ullmann, wegen Verstosses gegen das UWG. Begründung: Er habe das Unternehmen durch unrichtige, irreführende und unnötig verletzend äusserungen herabgesetzt und damit potenzielle Kunden abgeschreckt. Nun kann man sich fragen, ob die ZSG als Qua-

vestiert, während sein Anwalt ein Honorar von 40 000 Franken beansprucht. Für Ullmann geht es also um mehr als um Rechthaberei.

Doch er hat Glück. Die ZSG habe ihre Konzession vom Bund ohne Auflagen erhalten, was bedeute, dass sie sich an «strenge gesetzliche Vorgaben» halte, argumentiert die Staatsanwaltschaft. Damit sei Ullmanns Kritik an der Sicherheit der Schiffe irreführend. Und mit seinen Aussagen zum Unfall von Petra Weiss habe er «Detailkenntnisse» vorgegaukelt, obwohl er überhaupt nicht gewusst habe, «was tatsächlich vorgefallen war».

Das überzeugt den Richter nicht. «Ich kann den Angeklagten für diese Aussagen nicht verurteilen, weil wir bis heute noch gar nicht wissen, ob er etwas Falsches gesagt hat.» Auch Ull-



«Vorwärts abgelegt»: Unfallschiff «Regula».

simonopolist überhaupt unter den Schutz des UWG fällt. Denn auf welche Schiffe sollen verschreckte Passagiere umsteigen? Auf Wasser-taxis, die 200 Franken pro Stunde kosten? Oder auf Trams, die ohnehin zum selben staatlichen Verkehrsverbund gehören? Trotz solcher Einwände, die Ullmanns Anwalt vor dem Obergericht geltend macht, wird die Klage zugelassen.

Die ZSG geht bei all dem kein Risiko ein: Sie kann prozessieren, so viel sie will, am Ende bezahlt der Staat. Leo Ullmann dagegen wird durch den Prozess in arge Bedrängnis gebracht: Die Beweislast liegt in UWG-Fällen beim Angeklagten, und so muss er dem Gericht Zeugen, Experten und Gutachter vorschlagen, die seine Vorwürfe bekräftigen. Als der Fall am letzten Donnerstag endlich vor Gericht kommt, hat er laut Richter Thomas Fleischer bereits einen ansehnlichen Aktenberg produziert. Ullmann selbst hat nach eigenen Angaben über 200 Stunden in seine Verteidigung in-

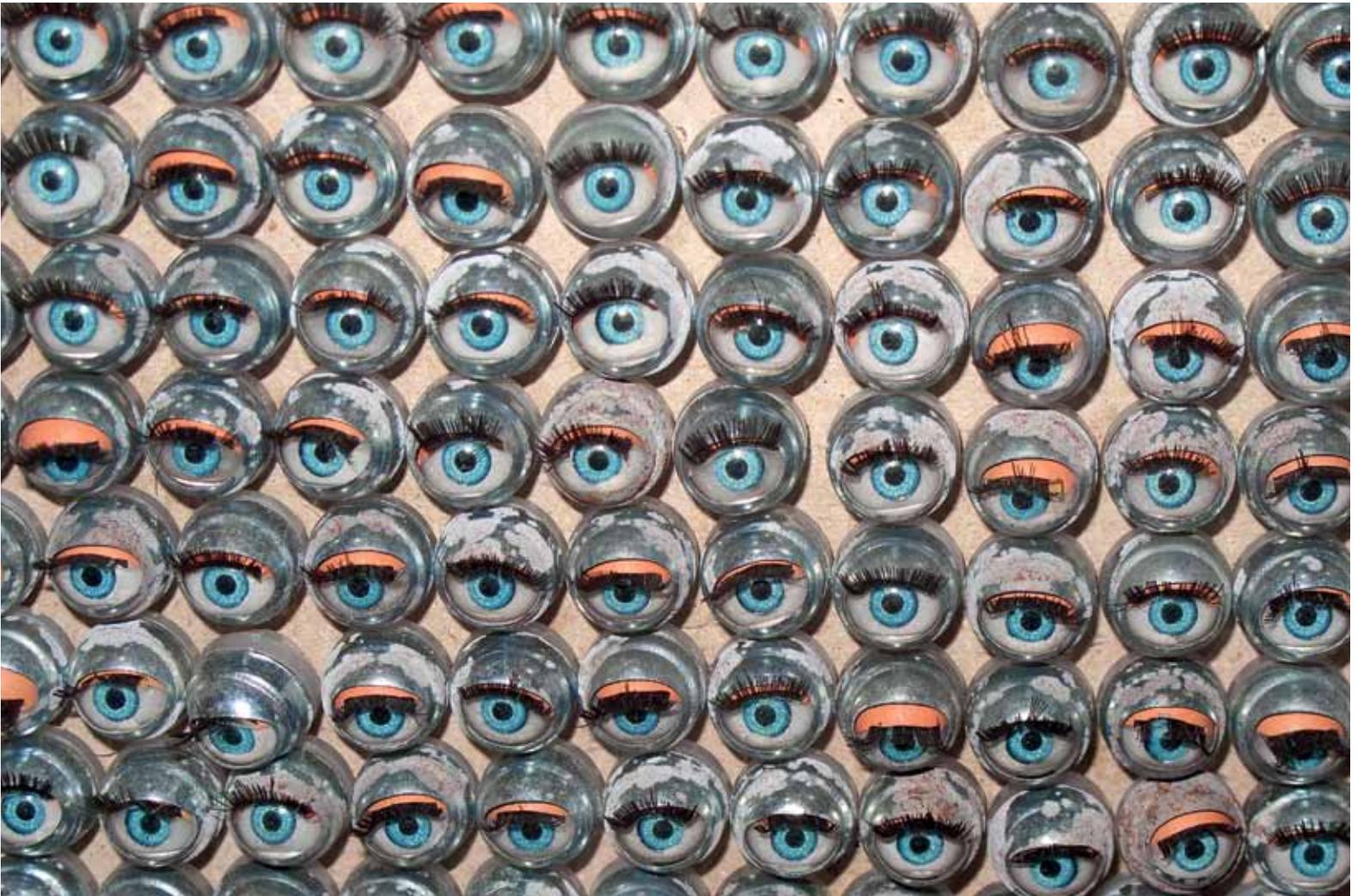
manns generelle Kritik an den Limmatschiffen reicht für eine Verurteilung nicht aus. Es sei zwar «nicht nett», was er geschrieben habe, aber ein gewisses Mass an Polemik müsse sich die ZSG gefallen lassen. Schliesslich sei Ullmann kein Konkurrent, der mit seiner Kritik ein geschäftliches Interesse verfolge. Der Logik von Staatsanwaltschaft und ZSG, wonach Kritik gegen ein Unternehmen tabu sei, nur weil es konzessioniert sei, könne er sich überhaupt nicht anschliessen: «Eine Konzession darf nicht zu Unfehlbarkeit führen.»

Eine Entschädigung spricht er Ullmann nicht zu. Damit bleibt diesem nur der Triumph, dass er sich nicht hat unterkriegen lassen. Ob die ZSG das Urteil akzeptiert, ist noch offen. Petra Weiss hat es mit Genugtuung zur Kenntnis genommen: «Ich bin froh, dass unser Rechtssystem funktioniert hat», sagt sie, «jetzt hoffe ich, dass es auch in meinem Fall funktioniert.»

\*Name geändert

# Bis auf die Unterhosen

Immer wieder stolpern Politiker oder Privatpersonen über im Internet publizierte, eigentlich harmlose Sexskandale. Das offene Netz ist zu einem Feind der Freiheit geworden. Das Übel liegt in der Gleichzeitigkeit von technischem Fortschritt und antiquierter Moral. *Von Philipp Tingle*



*Terror der totalen Transparenz.*

Können Sie sich noch an Anthony Weiner erinnern? Dunkel? Genau: Anthony Weiner war dieser demokratische US-Kongressabgeordnete (für die Stadt New York), den ein sogenannter *sexting*-Skandal zum Rücktritt zwang. Besagter Skandal, auch Weingate genannt (sein Nachname wurde Herrn Weiner im Laufe der Affäre immer mehr zum Verhängnis), ward dadurch ausgelöst, dass Anthony Weiner das Online-Netzwerk Twitter benutzte, um ein indezentes Bild von sich einer 21-jährigen College-Studentin aus Seattle zugänglich zu machen.

Irgendwie wurde besagtes Bild dabei allerdings unbeabsichtigterweise der ganzen Welt zugänglich gemacht und gelangte über einen Blog an die Öffentlichkeit (und zwar über den Blog des bekannten, inzwischen verstorbenen US-amerikanischen Publizisten Andrew Breitbart), und nach einigen Tagen des Leugnens und der Dementis räumte Weiner ein, dass das Bild

von ihm stammte und dass er darüber hinaus auch andere sexuell mehr oder weniger explizite Bilder und Nachrichten elektronisch versandt habe, auch an weitere Damen, sowohl vor wie nach seiner Eheschließung im Mai 2009. Nach wie vor dementierte Weiner jeglichen realen Kontakt mit seinen *sexting*-Bekanntschäften. Weitere Enthüllungen und zunehmender Druck auch aus dem eigenen politischen Lager führten dann dazu, dass der Kongressabgeordnete Anthony Weiner am 16. Juni 2011 seinen Rücktritt erklärte.

## Was wäre aus Kennedy geworden?

Was zeigt der Fall Weiner mit Blick auf unser Thema, die Freiheit? Nun, er zeigt zunächst ein Spannungsverhältnis auf, das seinem Wesen nach nicht neu ist: nämlich das Spannungsverhältnis zwischen individueller Freiheit und Öffentlichkeit. In diesem Falle steht auf der einen

Seite das individuelle Recht auf informationelle Selbstbestimmung, also das Recht des Einzelnen, grundsätzlich selbst über die Preisgabe und Verwendung seiner persönlichen und persönlichsten Daten zu verfügen, oder, mit anderen Worten: das Persönlichkeitsrecht des Einzelnen auf Privat- und Intimsphäre. Und auf der anderen Seite steht das Informationsinteresse der Öffentlichkeit, also die Informationsfreiheit. Die Spannung zwischen diesen beiden Polen ist wie gesagt nicht neu, doch sie hat eine ungekannte Intensität und Drastik bekommen, und zwar durch eine neue gesellschaftliche Institution, deren Verhältnis zur Freiheit hochgradig ambivalent und problematisch ist: das Internet.

Nach Ansicht einiger Sachverständiger ist es ein Glück, dass wir das Internet noch nicht allzu lange haben. Wäre das World Wide Web mit seinen Techniken und Tendenzen der Blossstellung und Destruktion von Persönlichkeiten und Bio-

grafien nämlich auch nur ein halbes Jahrhundert früher über uns gekommen, hätten es wahrscheinlich beispielsweise John F. Kennedy und Martin Luther King nicht weit gebracht. So lautete, auf dem Höhepunkt von Weingate, der Kommentar des amerikanischen Kultur- und Medienkritikers Lee Siegel auf der Internetplattform *The Daily Beast*. Weiners Verhalten sei zwar «creepy» gewesen, schrieb Siegel, also auffällig und krass und unpassend, aber nicht illegal, ja noch nicht mal wirklicher Sex, und das Ausmass der bornierten philiströsen Empörung als Reaktion darauf mittelalterlich und lächerlich.

Siegel hat recht, und die Liste von politischen Helden mit, wenn man so will, angreifbarem Privatleben liesse sich beliebig erweitern: Der deutsche Bundeskanzler und Friedensnobelpreisträger Willy Brandt war kein Kind von Traurigkeit, ebenso wenig die französische Präsidenten Mitterrand oder Chirac – oder jeder französische Präsident. Wir sehen hier, dass die sogenannte digitale Revolution, also die Erfassung nahezu sämtlicher Gesellschaftsbereiche durch den elektronischen Informationsaustausch und die damit einhergehende Möglichkeit totaler Transparenz, Auswirkungen zeitigt, die einer kritischen Betrachtung und Behandlung bedürfen.

Das Internet ist ein schnelllebiges und unstabiles Medium; das Eigentümliche und zugleich Bedenkliche an ihm jedoch ist die Gleichzeitigkeit von technischem Fortschritt und antiquierter Moral: Wie Lee Siegel anhand des Falls Weiner demonstriert hat, mag zwar die aktuelle Technologie des Anprangerns brandneu sein – die gesellschaftliche Reaktion auf diese Blossstellung privatesten Verhaltens ist dagegen nicht selten ein paar hundert Jahre alt: puritanische Schelte. Pietistische Empörung. Der drohende Zeigefinger des Schuldirektors. Indignation wie im Damenverein der Mässigungsbewegung.

### «Rasender Stillstand»

Man könnte diese sich verschärfende Ungleichzeitigkeit von Technik und Moral, die im Grunde ein alter Topos der Modernisierungskritik ist, als «rasenden Stillstand» bezeichnen. So jedenfalls beschreibt der Soziologe Hartmut Rosa in Anlehnung an den französischen Philosophen Paul Virilio das Paradox einer Gesellschaft, in der sich die technologische Entwicklung im exponentiellen Galopp beschleunigt und gleichzeitig die kulturelle Bewegung zunehmend erstarrt. Rosa spricht vom Geschwindigkeitsrausch der «Beschleunigungsgesellschaft», der Welt- und Wertbeziehungen annulliert und eine adäquate Normorientierung unmöglich macht.

Hier nun gilt es, sich eine fundamentale, wenn auch vielleicht schwer anzunehmende Weisheit in Erinnerung zu rufen: Kein Held ist ohne schwache Seite. Die Schattenseite gehört immer dazu, jedenfalls bei komplexeren Menschen; sie ist sogar ein notwendiger Teil der Ganzheit des

Menschseins, also dessen, was man *Conditio humana* nennt, sie macht den Helden nicht schwächer, sondern erst komplett. Und das grundsätzliche strukturelle Problem des Internets besteht meines Erachtens eben darin, dass es vor allem aufgrund seiner Anonymität nicht zuletzt einen bestimmten Charaktertypus anspricht und zur Äusserung auffordert und damit zur Geltung bringt, und zwar einen Typus, der in diese umfassende Menschlichkeit nicht allzu viel Einblick hat und deshalb zum Beispiel die totale Transparenz für ein Ideal hält: den verkrachten Sozialphobiker nämlich, der sich zu kurz gekommen glaubt, den selbstgerechten Verleumder und ebenso neidvollen wie humorlosen Angsthasen, den ewigen Querulanten, der früher höchstens Leserbriefe schrieb oder sonst in seiner Vorortwohnung sass und grollte, kurz: einen wesensmässig unsicheren und unfreien Menschen, der historisch gesehen immer am besten so platziert war, dass er kein Forum und Plenum hatte – insofern aktualisiert das Internet eine ganz neue Version der uralten Dialektik der Aufklärung.

Und andererseits: taugen die Skandale nichts mehr. Anthony Weiner trat zurück wegen eines Sexskandals ohne wirklichen Sex. Das war nur Online-Sex im Ansatz. Wie traurig. Wie überhaupt viele ansonsten faszinierende Phänomene durch den Vorsatz «Online» gleich viel erbärmlicher klingen, denken Sie bloss an «Online-Dating». Oder «Online-Kriminalität». Wie traurig. Richtige zwischenmenschliche Aktivität findet analog statt, im richtigen Leben, nicht in den Frames seines digitalen Abklatsches – und das wird immer so sein.

Der virtuelle Raum als Kulturraum und die sogenannte digitale Revolution haben also zur Freiheit ein sehr ambivalentes Verhältnis: Einerseits, gerade bei fehlenden äusseren und infrastrukturellen Voraussetzungen in restriktiven Gesellschaften, müssen sie als wichtiges Vehikel der Informationsfreiheit gesehen werden; andererseits sehen wir auch, beispielsweise am Versanden des sogenannten arabischen Frühlings, dass soziale Netzwerke als Freiheits-träger offenbar nicht ausreichen, das Internet also in dieser Hinsicht überschätzt wird. Und darüber hinaus erleben wir, dass die virtuellen Strukturen des elektronischen Informationsaustausches gerade in hochentwickelten Mediendemokratien eben nicht automatisch jenen Wert fördern, der die institutionelle Ordnung der postmodernen Gesellschaft bisher nachhaltig geprägt hat, und das ist die Freiheit im Sinn der Autonomie des Einzelnen.

Unsere Schlussfolgerung an diesem Punkt ist: Totale Transparenz ist nicht Freiheit, sondern ihr Gegenteil – Terror. Und das zeigt sich auf allen Feldern: Politik, Wirtschaft, Privatsphäre. Ein essenzieller Teil des Konzepts von Politik sowohl im klassischen Liberalismus wie im säkularen Konservativismus ist die klare Trennung von privater und öffentlicher Sphäre – und genau dagegen richtet sich das

verabsolutierte Transparenzideal. Auch in fundamentalistischer Sichtweise gibt es diese klare Trennung nicht; und für die neuen Fundamentalisten der Transparenz (aber nicht nur für diese) hat der Staat anscheinend eine klare Rolle: die Tugendhaftigkeit voranzubringen. Es geht nicht mehr um Freiheit, es geht um Tugend. Damit treffen sich in ihren faktischen Zielsetzungen die linken Fundamentalisten der Transparenz mit jenen ideologischen Neokonservativen, von denen sie sich doch so weit entfernt glauben.

### Rückkehr zum Pragmatismus

Das Gegensatzpaar Freiheit und Tugend (als moralisch aufgeladener Wert) geht auf den britisch-amerikanischen Autor Andrew Sullivan zurück, der es auch zur Abgrenzung der Zielsetzungen von klassischen Konservativen und Neokonservativen benutzt: Konservative wie Thatcher und Reagan waren durchaus keine Fundamentalisten; sie hatten zwar gesellschaftskonservative Werte, aber diese beeinflussten nie im Sinne von Organisationsprinzipien oder ideologischen Mandaten ihr politisches Handeln (und schon gar nicht ihr Regierungshandeln). Thatcher und Reagan sprachen sehr viel öfter von Freiheit als von Tugend oder Tugendhaftigkeit. Beide sahen die Aufgabe des Staates vor allem darin, seine Bürger so weit wie nur möglich in Ruhe zu lassen.

Sullivan grenzt diese klassischen angelsächsischen Konservativen ab gegen jenen Typus, den er als «new big-government conservative» bezeichnet, also jene Sorte, die in der Tat davon überzeugt ist, dass der Staat ein Recht habe, als regulierende, moralisierende, paternalistische Instanz aufzutreten, um das Leben seiner Bürgerschaft nach überlegenem Wissen zu gestalten. Die Vertreter eines derartigen neuen Konservativismus weisen nach Sullivan alle wesentlichen Züge der fundamentalistischen Psyche auf: eine absolute Bindung an bestimmte Idealvorstellungen, ein Fokussieren auf Ziele statt auf Mittel oder Verfahren, eine Übergewichtung der Vision im Verhältnis zur Kompetenz und Konsequenz und kein Gespür für die Grenzen der Regierung, die Paradoxie der Macht oder die Schwierigkeit einfacher Lösungen. Moral übertrumpft hier Autonomie.

Was aber brauchen wir für die Rückkehr zum Pragmatismus, zur Wirklichkeit? Nun, vielleicht brauchen wir zu all der neuen Technik doch noch ein paar alte Ideen, aber nicht die obenerwähnte Idee des Prangers, sondern die heutzutage leider in Verruf gekommene klassische Idee des Liberalismus.



Bei diesem Text handelt es sich um einen Vorabdruck von Philipp Tingle's neuem Buch «Wie frei sind wir noch? Eine Streitschrift für den Liberalismus». Kein & Aber. 64 S., Fr 9.90.

Der Autor ist Schriftsteller und Kolumnist und lebt in Zürich.

# Geld vom Staat: Die besten Methoden

Die Schweiz verteilt jährlich Milliarden an Sozialleistungen. In manchen Fällen ist es erstaunlich einfach, ohne Arbeit an öffentliches Geld zu kommen. Wer die staatlichen Zuwendungen haben will, muss sich an folgende Wegleitung halten. *Von Florian Schwab und Rüdiger Trebels (Illustration)*

«Dies ist eine öffentliche Bekanntmachung per Gitarre», singen The Clash in ihrem Song «Know Your Rights» von 1982. Neben dem Recht auf Leben und auf freie Meinungsäußerung besingt die britische Punkband auch das Recht auf «some food money» (ein bisschen Geld fürs Essen). Einzige Voraussetzung dafür sei, dass man den Staat ein wenig in die eigenen Lebensverhältnisse blicken lasse.

Im Schweizer Sozialsystem, wo es mehr als nur «ein bisschen Geld fürs Essen» gibt, kann das ein attraktiver Deal sein. Der St.Galler Rechtsprofessor Ueli Kieser hat die verschiedenen Leistungen der Sozialversicherungen in einem Buch mit 216 Seiten zusammengetragen (inklusive Stichwortverzeichnis). Er richtet sein Werk zum einen an das juristische Fachpublikum, zum anderen aber auch an den Laien. Schliesslich, so der Buchautor, gehe es darum, «in einer konkreten Lebenssituation keinen Leistungsanspruch zu vergessen». Über hundert Leistungsarten präsentiert er, fein säuberlich aufgeschlüsselt und mit Merkblättern und Checklisten versehen, dem Leser.

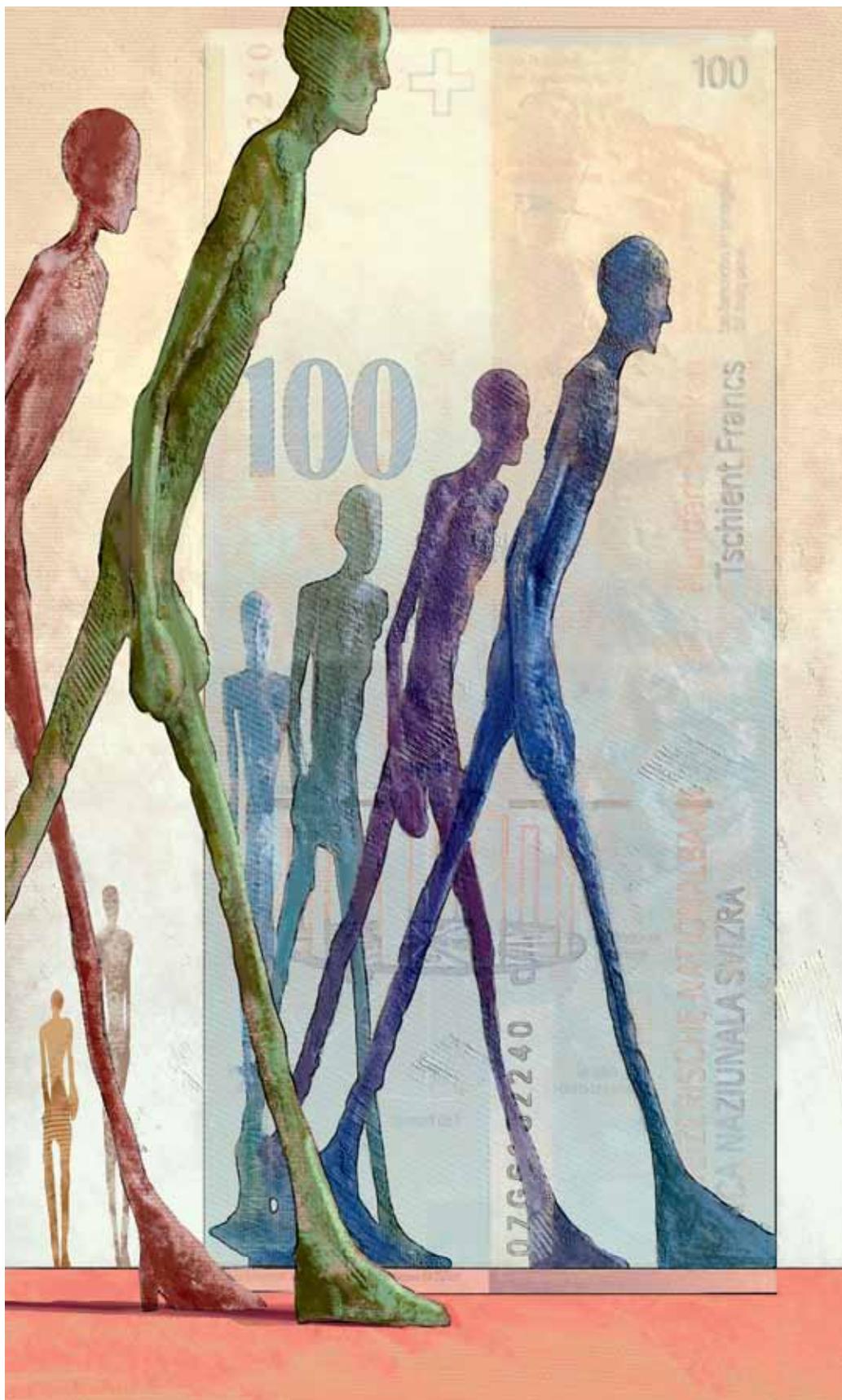
Auf die Gefahr hin, dieses Anspruchsdenken weiter zu kultivieren, präsentiert dieser Artikel auf der Grundlage von Kiesers Buch und weiteren Quellen einen Katalog der wichtigsten und originellsten sozialstaatlichen Angebote.

Der kritische Leser sei vorgewarnt: Wer weiterhin in dem Glauben leben möchte, das Ziel der Sozialversicherung sei es, einen Schutz vor der unerbittlichen Härte des Schicksals zu bieten, sollte lieber nicht weiterlesen. Wer hingegen glaubt, die Allgemeinheit schulde ihm eine Vollkaskoversicherung von der Wiege bis zur Bahre, der findet im folgenden, nach Lebensabschnitt geordneten Anspruchskatalog den einen oder anderen Hinweis, wo er seine Forderungen deponieren kann.

## An der Wiege

1 — «**Ich werde Mutter.**» Jede Schwangerschaft setzt ein umfangreiches Räderwerk in Bewegung: Erstens den direkten Anspruch auf Taggelder aus der Mutterschaftsversicherung während bis zu 14 Wochen. Auch eine arbeitslose werdende Mutter erhält diese Leistung. Zudem trägt die obligatorische Krankenversicherung sämtliche medizinischen Kosten der Schwangerschaft. Es gibt keine Kostenbeteiligung via Franchise. Selbst die Millionärsfrau gebiert auf Kosten der Allgemeinheit.

2 — «**Mein Kind ist verhaltensauffällig.**» Die Invalidenversicherung übernimmt die medi-



*Auf die Rückzahlung der Kredite kann gerne verzichtet werden.*

zinischen Leistungen bei schweren Geburtsfehlern wie Schädeldeformierungen. Weitaus öfter springt sie bei psychischen Störungen ein, die ebenfalls als «Geburtsgebrechen» definiert werden.

So können auch Eltern mit «normalen» Kindern in den Genuss von IV-Leistungen kommen. Und sie schöpfen die Möglichkeiten fleissig aus: Von den Jahrgängen 1983–1987 hat laut Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) bis zum 20. Altersjahr mehr als ein Fünftel aller Kinder «wegen eines Geburtsgebrechens eine medizinische Leistung der IV in Anspruch genommen». Mehr als jedes fünfte Kind müsste demzufolge mit einem Geburtsfehler herumlaufen.

Wen das angesichts der munteren Kinder in seinem Umfeld erstaunt, dem sei gesagt, dass nicht nur schwere geburtsbedingte Missbildungen als Geburtsgebrechen gelten, sondern auch die Modekrankheiten der Hyperaktivität oder des Aufmerksamkeitsdefizitsyndroms.

Betroffene haben Anrecht auf «sämtliche Vorkehren, die nach bewährter Erkenntnis der medizinischen Wissenschaft angezeigt sind und den therapeutischen Erfolg in einfacher und zweckmässiger Weise anstreben». Mit etwas Geschick kann man sich unter «Geburtsgebrechen 404» wohl auch den Klavierunterricht als Therapiemethode finanzieren lassen.

## In der Mitte des Lebens

1 — «Keine Bank gibt mir Kredit.» Normalerweise sind in der Marktwirtschaft Banken dafür zuständig, Kredite für Unternehmen zu vergeben, die ein funktionierendes Geschäftsmodell haben. Nicht so für die 450 000 Leistungsbezüger der IV: Sie haben Anspruch auf Kredite vom Staat, wenn sie sich selbständig machen möchten. Unglaublich, aber wahr: Die Sozialversicherung kann auf die Rückzahlung der Kredite einfach so verzichten.

2 — «Ich mag nicht mehr arbeiten.» Bis vor zehn Jahren hätte man dem Arbeitsunwilligen bedenkenlos den Gang zur Invalidenversicherung empfehlen können. Insbesondere, wenn man bereits ein Sozialfall war, standen die Chancen gut, denn die grösstenteils kommunal finanzierten Sozialämter schoben ihre Klienten gezielt in die IV ab und boten ihnen dazu juristische Schützenhilfe.

Das ist mit den letzten IV-Revisionen (2008 und 2012) etwas schwieriger geworden. So gibt es seither keinen Anspruch mehr auf IV-Leistungen für Schmerzzustände, die körperlich nicht erklärbar sind (beispielsweise das beliebte Schleudertrauma). Auch werden keine Gutachten mehr von x-beliebigen Ärzten akzeptiert, sondern nur noch von qualifizierten Gutachtern.

Der Arbeitsunwillige, der sich nicht mit der Sozialhilfe begnügen will, hat trotzdem Möglichkeiten, denn historisch gesehen ist die IV-Quote nach wie vor hoch: Betrug der Anteil

von IV-Rentnern an der Gesamtbevölkerung im Jahr 1992 noch 2 Prozent, so sind es heute stattliche 4,8 Prozent (2002: 3 Prozent). Man kann sein Glück also immer noch versuchen.

3 — «Die IV will mich nicht.» Wer bei der IV abgewiesen wird, weil er beispielsweise in seinem Leben noch keinen einzigen Tag gearbeitet hat und noch nie in die IV einbezahlt hat oder weil sein Gebrechen den Gutachter nicht überzeugt, der hat trotzdem Anrecht auf mehr als «ein bisschen Geld fürs Essen».

Die grösstenteils von den Gemeinden finanzierte Sozialhilfe ist nicht Bestandteil der Sozialversicherungen und kostet jährlich 2,3 Milliarden Franken (davon gut 300 Mio. im Asylbereich). Die Prämienverbilligungen für die obligatorische Krankenkasse betrogen im Jahr 2010 fast 4 Milliarden Franken. Dazu kommen noch einzelne «Peanuts» von insgesamt weniger als 1 Milliarde Franken, wie beispielsweise Ausbildungshilfen (302 Mio.), Rechtshilfe und unentgeltliche Rechtspflege (110 Mio.), Jugendhilfen (38 Mio.), Alimentenbevorschussung (97 Mio.), Familienbeihilfen (90 Mio.) und Ähnliches.

4 — «Mein Pensionskassen-Guthaben ist zu tief.» Wer ein BVG-Guthaben von unter 170 000 Franken und ansonsten keine grösseren Vermögenswerte hat, fährt statistisch gesehen am besten, wenn er sich das gesamte Vor-

---

## 2010 wurden im Sozialbereich gegen 143 Milliarden Franken ausgegeben.

---

sorgekapital auszahlen lässt. Dann muss er es nur noch möglichst rasch verprassen, um danach Ergänzungsleistungen zu beziehen. Das hat die St. Galler Wirtschaftsprofessorin Monika Bütler in einem neueren Fachartikel ausgerechnet.

Warum ist das so? Die Ergänzungsleistungen der AHV sind mit rund 1000 Franken pro Person höher als eine BVG-Rente, die sich aus einem Alterskapital von weniger als 170 000 Franken ergibt. Die Zahlen zeigen, dass auch Menschen mit niedrigem Einkommen rechnen können und auf solche Angebote anspringen: Personen mit einem Vorsorgekapital in der zweiten Säule von 170 000 Franken beziehen im Durchschnitt mehr als die Hälfte auf einmal. Mit steigendem Pensionskassenguthaben steigt hingegen der Anteil, der in eine lebenslange Rente umgewandelt wird. Die Ausgaben für Ergänzungsleistungen zur AHV haben seit 2007 um gut dreissig Prozent zugenommen.

## An der Bahre

1 — «Ich kann im Alter nicht mehr gemeinnützig tätig sein.» Wer im Alter auf fremde Hilfe in der Verrichtung alltäglicher Dinge angewiesen ist, hat schon seit längerem An-

spruch auf eine Hilflosenentschädigung von bis zu 1812 Franken pro Monat. Egal, wie viel Geld er oder sie auf dem Konto hat. Neu berechtigt eine solche Hilflosenentschädigung obendrein dazu, zusätzlich einen sogenannten «Assistenzbeitrag» zu erhalten. Mit diesem wird der Lohn der Hilfsperson bezahlt, beispielsweise einer Haushaltshilfe, aber auch einer Unterstützung für die «Ausübung einer gemeinnützigen oder ehrenamtlichen Tätigkeit». Der Bedarf an Arbeitsstunden wird «im Einzelfall» festgestellt, und sogar der Stundenlohn ist genau definiert: Fr. 32.80 pro Stunde oder Fr. 49.15, falls die Hilfsperson besonders qualifiziert sein muss. Ferner schreibt das Gesetz vor, dass es sich bei der Hilfsperson nicht um einen nahen Verwandten handeln darf und dass mit dieser ein Arbeitsvertrag zu schliessen sei. Die Sozialversicherungsämter weisen darauf hin, dass in den Beträgen der Sozialversicherungsbeitrag der (selbständigen) Hilfsperson, inbegriffen sei – ein bürokratisches Monster: Das Geld fliesst vom Sozialversicherungsamt an den Hilfsbedürftigen, dieser zahlt es als Lohn an seine Hilfsperson und diese wiederum muss einen Teil davon an das Sozialversicherungsamt zurückzahlen, woher das Geld ursprünglich kam.

2 — «Mein Ex-Mann stirbt.» Selbst geschiedene Ehepaare bleiben über die Fäden der AHV und des BVG-Systems miteinander verbunden, bis dass der Tod sie scheidet. Falls eine Ehe mindestens zehn Jahre lang gehalten hat, zahlt die AHV nach dem Tod des Ex-Manns oder der Ex-Frau eine Witwer- oder Witwenrente. Auch die Pensionskassen tun dies in der Regel, selbst wenn das Pensionskassenkapital bei der Scheidung gesplittet wurde und wenn die Ehefrau vertraglich auf Alimente verzichtet hat.

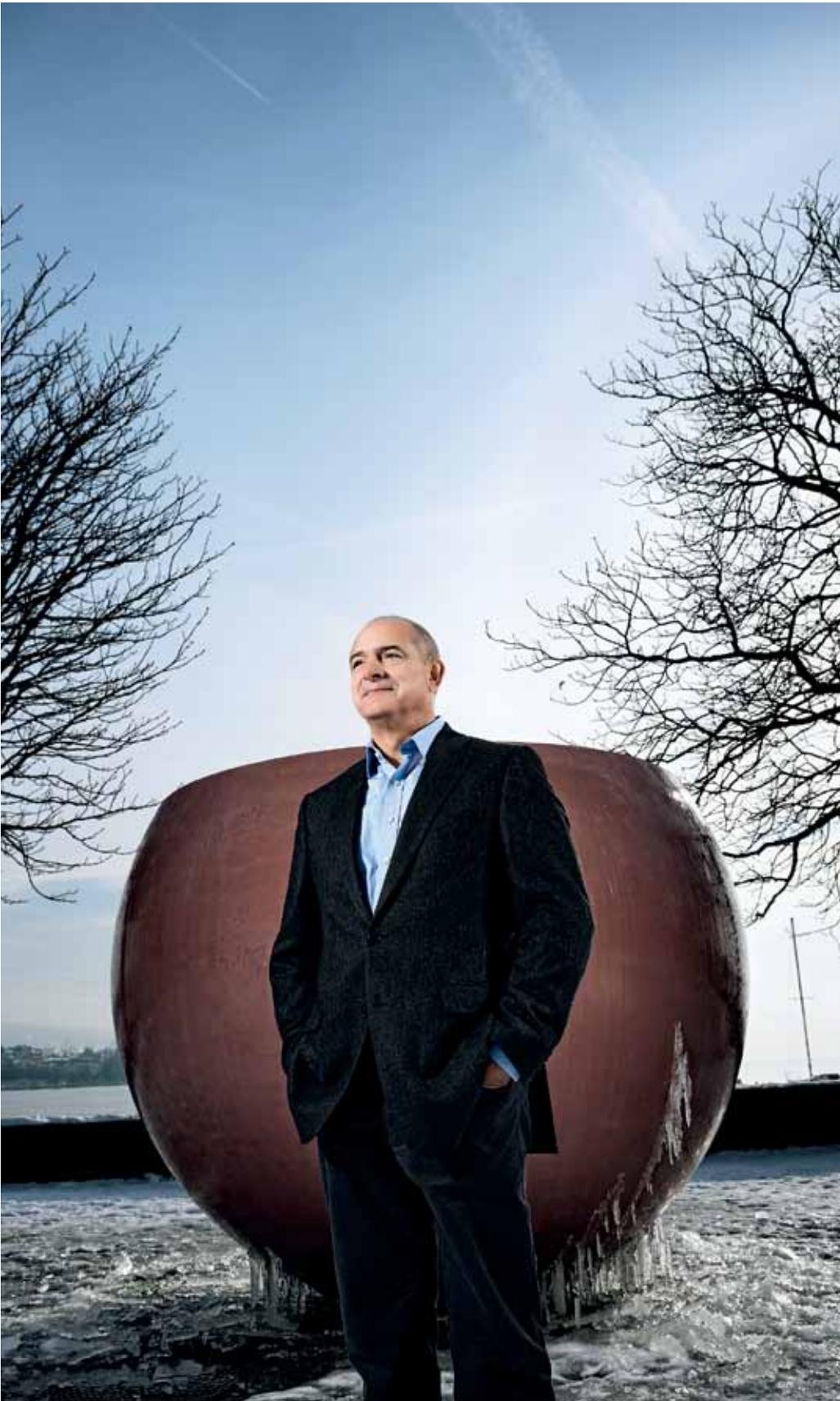
3 — «Ich bin homosexuell und mein Lebenspartner stirbt.» Sofern ein homosexuelles Paar seine Partnerschaft nach dem Partnerschaftsgesetz von 2007 hat eintragen lassen, ist es der Ehe gleichgestellt: Der überlebende Partner erhält eine AHV- und BVG-Hinterlassenenrente.

Der einzige Schönheitsfehler dieses Ratgebers: Das System ist nicht gratis. Alles zusammengekommen, wurden 2010 im Sozialbereich gegen 143 Milliarden Franken ausgegeben: für die Sozialversicherungen, die Sozialhilfe, die Prämienverbilligungen, das Asylwesen und ein paar weitere sozialstaatliche «Peanuts» im Jahr 2010 gegen 143 Milliarden Franken ausgegeben. Seit 2003 haben die Ausgaben jedes Jahr um durchschnittlich 6 Milliarden Franken zugenommen. Vor zehn Jahren kostete das Sozialwesen noch weniger als 20 Prozent des Schweizer Bruttoinlandsprodukts (BIP). Heute ist es ziemlich genau ein Viertel.

Ueli Kieser: Leistungen der Sozialversicherungen. Begriffe, Voraussetzungen, Checklisten. Orell Füssli. 216. S., Fr. 60.–

# «Wie in einem Teufelskreis»

Valentin Chapero geriet als CEO des Hörgeräteherstellers Sonova in den Verdacht des Insiderhandels. Jetzt hat ihn die Staatsanwaltschaft entlastet. Ein Gespräch über die Anschuldigungen, über Managerlöhne, Persönliches und seine Zukunftsplanung. *Von Florian Schwab und Paolo Dutto (Bild)*



«Die Staatsanwaltschaft hat am professionellsten agiert»: Unternehmer Chapero.

**Herr Chapero, im März 2011 gerieten Sie in den Verdacht des Insiderhandels. Was war das für eine Erfahrung?**

Zunächst einmal kam es total überraschend. Am 16. März publizierten wir eine Gewinnwarnung, worauf der Börsenkurs um 13 Prozent einbrach. Zwei Stunden nach der Veröffentlichung sprachen erste Agenturmeldungen von angeblichem Insiderhandel, wodurch der Kurs nochmals dramatisch nachgab. Dann überschlugen sich die Ereignisse. Bis zu meiner Entlassung vergingen weniger als zwei Wochen. Diese Eigendynamik war schon sehr verblüffend.

**Bloss verblüffend? Sie waren bis dahin ein vom Erfolg verwöhnter Wirtschaftskapitän ohne Bruch in der Karriere.**

Es war hart, und ich habe zunächst gar nicht richtig realisiert, was da abgeht. Ich war wie in einem Teufelskreis, aus dem man nicht mehr rauskommt.

**Wie ist es überhaupt dazu gekommen?**

Anfang März 2011 erhielten wir die Februar-Umsatzzahlen von Sonova, die zwar unter unseren Erwartungen lagen, die aber den erwarteten Gesamtumsatz für das volle Geschäftsjahr nicht gefährdeten. In dieser Zeit verkauften verschiedene Angehörige des Managements, darunter auch ich, Optionen. Eine Woche später lag die Ergebnisrechnung für Februar vor, und es wurde klar, dass wir die Erwartungen auf der Ergebnisseite nicht erfüllen würden. Dies führte zur Gewinnwarnung. In den anschließenden Wirren wurden wir auch noch des Insiderhandels verdächtigt. In der Tat hatten die Optionsverkäufe aber mit der damaligen Lage des Unternehmens, das übrigens trotz allem kerngesund war, nichts zu tun.

**Zu dem Ergebnis kommt auch die Staatsanwaltschaft, welche kürzlich bekanntgab, keine Anklage zu erheben.**

Interessant ist die Begründung der Staatsanwaltschaft. Sie macht einige bemerkenswerte Feststellungen, etwa zum Wahrheitsgehalt der Aussagen einzelner Personen über mich. Die Staatsanwaltschaft ist diejenige Institution, die in der ganzen Affäre am professionellsten agiert hat.

**Wie meinen Sie das?**

In der Firma lagen die Nerven blank, was sich im internen Verarbeitungsprozess widerspiegelte. Der Verwaltungsrat organisierte eine Prüfung durch eine Anwaltskanzlei, die innert weniger Tage zu einem für mich und den Finanzchef vernichtenden und nicht

nachvollziehbaren Ergebnis kam. Der Verwaltungsrat hat sich des Gutachtens bedient und uns zum Rücktritt veranlasst. In der Öffentlichkeit wurde der Eindruck erweckt, da seien krumme Dinge passiert.

**Sonova hat immerhin eine Zwei-Millionen-Busse der Schweizer Börsenaufsicht SIX akzeptiert.**

Das hatte wenig mit den Insidervorwürfen zu tun, sondern mit dem Zeitpunkt der Gewinnwarnung. Man warf uns vor, die Richtlinien für die Ad-hoc-Publizität kursrelevanter Informationen verletzt zu haben.

**War das der Fall?**

Nein. Anfang März wussten wir, dass wir im Februar 20 Millionen Franken weniger Umsatz gemacht haben als erwartet. Dies ist bei einem Jahresumsatz von 1,6 Milliarden kaum kursrelevant. Auch hier bestätigt die Staatsanwaltschaft in ihrer Einstellungsverfügung unsere Auffassung. Die Darstellung von Sonova ist falsch, wonach der Umsatzausfall im Februar der wesentliche Auslöser für die Gewinnwarnung gewesen sei. Trotzdem hat die SIX genau mit dieser Aussage ihre Busse begründet.

**Warum hat Sonova die Busse akzeptiert?**

Weil die SIX im Grundsatz auf derselben Begründung aufbaute, mit der die Firma unsere Entlassung bekanntgegeben hatte. Ausserdem wollte Sonova wohl die Sache auch einfach abhaken – aber da müssen Sie sie selber fragen. Dass die Börsenaufsicht in ihrem sogenannt anonymisierten Bericht uns harte und persönliche Vorwürfe machte, obwohl sie mit uns nie persönlich gesprochen hat, ist für mich schwer hinzunehmen. Insbesondere die dort gemachten Unterstellungen halte ich für hanebüchen. Das kann nicht der Auftrag der SIX sein.

**Manche Kommentatoren sehen die Einstellung der staatsanwaltschaftlichen Untersuchung als Beweis, dass die Gesetze in der Schweiz betreffend Insiderhandel zu lasch sind.**

Mit einem solchen Argument unterstellt man, dass wir eigentlich trotzdem schul-

dig waren. Wo bleiben bei solchen Äusserungen der Rechtsstaat und die Unschuldsvermutung?

**Haben Sie Fehler gemacht?**

In organisatorischer Hinsicht ja. Die Ausgestaltung des Optionsprogramms für das Management war ungenügend. Man kann vielleicht auch bemängeln, dass wir Anfang 2011 die Kostentreiber nicht ausreichend verstanden hatten. In persönlich-moralischer Hinsicht mache ich mir aber keinen Vorwurf. Ich habe den Aktionären gegenüber stets integer gehandelt.

**Für manch einen Manager wäre ein solches Erlebnis traumatisch. Für Sie offenbar nicht.**

Eine Voruntersuchung durch die Staatsanwaltschaft kommt einem Berufsverbot für Manager und Verwaltungsräte von kotierten Gesellschaften gleich. Ich hatte bereits Ende 2010 intern angekündigt, dass ich mich im Jahr 2011 als CEO zurückziehen wollte. Insofern hat mich das Ereignis in meiner Lebensplanung nicht so hart getroffen. In der Zeit bis zur Einstellung des Verfahrens war es aber schwer, den Kopf für etwas Neues freizubekommen, und ein latenter psychologischer Druck war immer vorhanden.

**Sie sind Spanier. Stehen Sie nach wie vor hinter dem Rechtsstaat und dem Wirtschaftsstandort Schweiz?**

Ja. Mein Fall zeigt ja, dass der Rechtsstaat ausgezeichnet funktioniert. Die Staatsanwaltschaft hat sich ein eigenes Bild gemacht, ohne die Darstellung der Gesellschaft, der Presse oder der SIX unkritisch zu übernehmen. Die Schweiz ist ein sehr guter Wirtschaftsstandort.

**Fühlten Sie sich von den Medien ungerecht behandelt?**

Ungerecht ist der falsche Ausdruck. Zum Zeitpunkt der Vorfälle haben sich viele Journalisten nicht die Mühe gemacht, die Vorwürfe mit ausreichend Tiefgang zu hinterfragen, stattdessen gingen alle in dieselbe Richtung. Ausserdem wurde teilweise ein sehr unpräzises Bild gezeichnet. Beispiels-

weise wurden wir oft als «Angeklagte» bezeichnet, obwohl zu keinem Zeitpunkt Anklage erhoben wurde.

**Gibt es Manager, die im Verhältnis zum Lohn zu wenig leisten?**

Jede Menge.

**Sollte der Staat eingreifen, wie dies die Initiative von Thomas Minder verlangt?**

Nein, das bringt nichts. Wenn die Aktionäre wollen, können sie heute bereits Einfluss ausüben und Ihre Meinung ausdrücken.

**Sie selber müssen sich solche Fragen nicht mehr stellen. Sie haben eine Investmentfirma gegründet und sind jetzt Unternehmer.**

Ich habe mich immer als Unternehmer verstanden. Der Unterschied ist, dass man als angestellter CEO einen Stab von Leuten hat, die gewisse Aufgaben wahrnehmen. Und der Terminplan wird praktisch von selbst aufgefüllt. Man gibt die grobe Richtung vor, baut das richtige Team auf und entfaltet dann eine viel grössere Hebelwirkung. Als Einzelkämpfer ist man leider lange nicht so effizient.

**Welche Ziele verfolgen Sie mit Ihrer neuen Gesellschaft?**

Bis jetzt habe ich vorwiegend Investments im E-Commerce-Bereich getätigt, sowie bei einem Dentalimplantate-Hersteller. Ich taste mich da immer noch vor und suche nach einem Geschäftsmodell, das ich mit den richtigen Leuten anpacke. Allerdings versuche ich nicht, meine Gesellschaft mit einem neuen Fulltime-Engagement und einem Zwölfstundentag in ungeahnte Höhen zu treiben.

**Wem oder was widmen Sie sich stattdessen?**

Meiner Familie. Insbesondere meine noch kleinen Kinder lernen jetzt ihren Vater erst richtig kennen. Das klingt jetzt ein bisschen platt, es ist aber so! Dann habe ich auch viel mehr Zeit für die Pflege von Freundschaften und für die intellektuelle Auseinandersetzung mit Themen, die nichts mit dem Geschäft zu tun haben.

**Sind Sie heute ein freierer Mensch?**

Auf jeden Fall. Seit dem Entscheid der Staatsanwaltschaft noch ein bisschen freier. ○



ARVI  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVISA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
www.arvi.ch

DER AUSGEZEICHNETE 2002<sup>ER</sup> JAHRGANG  
AB HEUTE ERHÄLTlich!



ROBERT PARKER 98  
CHAMPAGNE DOM PERIGNON ROSÉ -  
MOËT & CHANDON 2002

CHF 318.60  
Ab 36 Flaschen  
CHF 313.20

Robert Parker 98/100 Points:  
"The most intense Rosé ever made."

HIGHLIGHTS DER WOCHE

Le Volte - Tenuta dell'Ornellaia 2011  
CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45

Insoglio del Cinghiale -  
Campo di Sasso, L. & P. Antinori 2011  
CHF 18.35 Ab 36 Flaschen CHF 17.30

Guidalberto (2nd Vin Sassicaia) -  
Tenuta San Guido 2010  
CHF 30.25 Ab 36 Flaschen CHF 29.15

Le Serre Nuove dell'Ornellaia -  
Tenuta dell'Ornellaia 2010  
CHF 44.30 Ab 36 Flaschen CHF 43.20

Sassicaia - Tenuta San Guido 2009  
CHF 140.40 Ab 36 Flaschen CHF 135.00

Yquem - Sauternes 2003  
CHF 264.60 Ab 36 Flaschen CHF 259.20

Barbaresco - Gaja 2009  
CHF 124.20 Ab 36 Flaschen CHF 118.80

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

# Wie NGOs Israel schaden

Seit einigen Jahren lebe ich in Israel. Die mir seit Jahren wohlbekanntesten Feinde sind immer noch höchst aktiv. Neuerdings hat Israel – und damit auch die Juden weltweit – auch innere Feinde. Diese sind erstens gewisse ultraorthodoxe Juden (z.B. die Neturei Karta) sowie nahezu perfekt organisierte internationale Organisationen hauptsächlich säkularer Juden, die Palästina mit grossem Aufwand und grossem Erfolg unterstützen: mit der infamen, von Palästinensern gegründeten BDS-Waffe, die Israel wirksam und mit voller Absicht schädigt.

Die Schweizer NGO Jvjp.ch ist wohl eine der aktivsten propalästinensischen NGOs in der Schweiz, die ich kenne. Erstens mit politischen Aktivitäten, insbesondere der aktiven und intensiven Unterstützung von palästinensischen, arabischen und islamischen Institutionen, die nicht nur Israel defamieren, delegitimieren und dämonisieren, sondern auch Juden weltweit. All dies seit Jahren, mit bemerkenswerter Dynamik und Professionalität und mit Erfolg. Zweitens mit der Instrumentalisierung von einzelnen, wahrscheinlich politisch naiven (Rand-)Juden in der Schweiz.

Diese jüdischen Aktivisten vertreten zu hundert Prozent die Ziele des notorisch antiisraelischen, aber auch klar antijüdischen BDS-Movement. Sie unterstützen den Boykott gegen Israel mit Rat und Tat. Sie sind aktiv im Russel-Tribunal gegen Israel, und befürworten den sogenannten Goldstone-Report, obwohl dieser inzwischen berichtigt wurde. Vor einigen Jahren wurde sogar eine Lesung einer palästinensischen Hassliteratin in den Räumen einer jüdischen Gemeinde in Zürich durchgeführt.

Einer der jüdischen Aktivisten, damals im Vorstand einer jüdischen Gemeinde in Zürich, hat sich nicht entblödet, am Schabbat an der Bahnhofstrasse in Zürich, für palästinensische Freunde Olivenöl zu verkaufen.

Im Jahr 2013 beabsichtigen sie, einen Jom Ijun durchzuführen. Bei aller mir als liberalem Schweizer Juden gegebenen Toleranz: Judentum als Politikum zu instrumentalisieren, ist hanebüchen. Der Jom Ijun 2013 wird als Verarschungszereemonie durchgeführt: Man zeigt, dass man ja irgendwie Jude ist.

Diese Aktivitäten haben bis heute den Palästinensern kaum etwas Positives gebracht. Im Gegenteil, die Zahl der palästinensischen Arbeitslosen in Israel, Jehudah und Schomron stieg enorm an. Gleichzeitig sank dort die Kaufkraft und damit die Lebensqualität. Aber Israel und uns Juden haben diese Aktivitäten enorm geschadet: Der wirtschaftliche Schaden beläuft sich auf einige 100 Millionen US-Dollar. Schlimmer, der gesellschaftliche Schaden ist enorm: akademische Boykotte von jüdischen Schülern, Studenten und Professoren weltweit, dazu ein weltweiter kultureller Boykott. Ausserhalb Israels werden Juden belästigt und verprügelt. In Frankreich wurden Juden ermordet. In der Schweiz wurde der Grossverteiler Migros mit Erfolg veranlasst, israelische Waren zu boykottieren.

Alexander Scheiner, Israel

[alexander\\_scheiner@bluewin.ch](mailto:alexander_scheiner@bluewin.ch)



1937

## Die Weltwoche gibt Auskunft

Das ganze Jahr werden uns viele Fragen aus den verschiedensten Wissens- und Lebensgebieten gestellt. Bis dahin wurden sie stets persönlich beantwortet. Da es aber immer viele darunter gab, die von allgemeinem Interesse waren, veröffentlichen wir einen Teil.

*Mia P., St. Gallen — Ich bin 21 Jahre alt, gleiche auffallend der Greta Garbo, aber mein Verlobter will nicht, dass ich zum Film gehe. Was raten Sie mir zu tun? —* Wir raten Ihnen, etwas weniger der Garbo zu gleichen und einen Kochkurs zu nehmen. In Hollywood haben sie gerade genug an einer Greta Garbo, und wenn das Bedürfnis nach einem Double auftauchen sollte, dann ist daran leider kein Mangel; auf allen fünf Weltteilen wimmelt es von Garbo-Kopien. Nochmals: Schlagen Sie sich Ihre Filmideen aus dem Kopf, und warten Sie nicht, bis Ihr Verlobter die Geduld verliert und Ihnen Ring und Briefe zurückschickt! (Ausgabe vom 26. März 1937)

*H. W., Meilen — Léon Blum, der arme Präsident. —* Sie halten sich darüber auf, dass Léon Blum [der damalige französische Premierminister, Anm. d. Bearb.], von dem unser Mitarbeiter John Gunther behauptet, er sei «nicht reich», sich an der Riviera in einem «höchst eleganten und teuren Luxushotel» aufgehalten habe. Nun dürfen wir Sie vielleicht darauf aufmerksam machen, dass «nicht reich» ein sehr relativer Begriff ist. Es gibt in Zürich und Basel Kreise, in denen man als «nicht reich» gilt, solange man nicht wenigstens über ein Vermögen von einigen Millionen Schweizerfranken verfügt. Auch wenn Sie selber diese Ansicht nicht teilen sollten, werden Sie sich aber wahrscheinlich beruhigen, wenn Sie hören, dass Blum immerhin als französischer Ministerpräsident einen Grundgehalt von 180 000 französischer Franken plus etwa 120 000 ffrs. Aufwandsspesen bezieht, was etwa 60 000 Schweizerfranken ausmacht. Das ist natürlich an dem Einkommen von englischen Ministern oder gar von Nazigrössen gemessen, ein sehr bescheidenes Einkommen; aber immerhin genug, um auch einem französischen Ministerpräsidenten zu erlauben, seine Ferien in einem anständigen Hotel zu verbringen. (Ausgabe vom 16. April 1937)

*Freundin des Geldes, St. Gallen — Ich liebe einen jungen Mann, der zwar intelligent und anständig, aber nicht reich ist und der, wie ich fürchte, auch wenig Aussicht hat, es je zu werden. Selber aber möchte ich sehr gerne einmal reich sein. Soll ich mich von meinem jetzigen Freund trennen und auf einen andern warten, der eher imstand sein wird, mir im Leben den Luxus zu bieten, auf den ich nur ungern ver-*

*zichten möchte? —* Ihre Frage ist wirklich nicht ganz leicht zu beantworten. Man könnte an der Echtheit Ihrer gegenwärtigen Liebe zweifeln. Aber die Art Ihrer Fragestellung zeugt doch wieder von solcher Ehrlichkeit, dass kaum anzunehmen ist, dass Sie sich über die Art Ihrer Gefühle täuschen. Immerhin prüfen Sie Ihre gegenwärtige Liebe noch einmal recht gründlich. Und wenn Sie sich Ihrer nicht ganz sicher fühlen, dann geben Sie Ihren gegenwärtigen Freund auf. Denn wenn auch der schöne Spruch «Raum ist in der kleinsten Hütte für



«Nehmen Sie einen Kochkurs»: Filmstar Garbo.

ein glücklich liebend Paar» bestimmt seine Gültigkeit hat, so ist es doch auch nicht minder sicher, dass es Menschen gibt, die für solche Hütten nicht gemacht sind. Für sie wird deren Enge rasch zum Gefängnis. Sicher übertreibt der zynische Spruch «In der Jugend glaubt man, Geld sei alles, und im Alter weiss man es». Bestimmt gibt es Leute, die auch ohne Geld glücklich werden. Und ihr Glück ist das reinste. Aber man muss für dieses Glück geschaffen sein. Wenn man das, wie es für Sie der Fall zu sein scheint, nicht ist, kann die Armut zu einer alles vergiftenden Qual werden. (Ausgabe vom 28. Mai 1937)

*C. W., Coldrerio — Können Sie mir angeben, wie sich in einem gut bürgerlichen Haushalt (Einkommen ca. Fr. 10 000.—, 3 Erwachsene, 1 Kind) die Ausgaben auf Miete, Essen, Kleider etc. verteilen? —* Selbstverständlich können wir Ihnen diese Frage nur ungefähr beantworten, da Wohnort, individuelle Bedürfnisse etc. eine grosse Rolle spielen. Wir stellen uns die Ausgaben ungefähr folgendermassen vor: Miete, Gas, elektrisch Licht, Heizung Fr. 2000.—, Nahrung Fr. 2800.—, Bekleidung Fr. 1700.—, Wäsche, Diensthofen, Trinkgelder Fr. 1000.—, Steuern, Versicherung Fr. 1100.—, Ferien, Vergnügungen Fr. 800.—, Arzt, Apotheke Fr. 300.—, Bücher, Zeitungen 100.—, Diverses Fr. 200.—. (Ausgabe vom 23. Juli 1937)

*M. R., Zürich — Wohnt Axel Munthe, der Verfasser des Buches «Das Buch von San Michele», heute immer noch in seiner Villa San Michele in Anacapri? —* Axel Munthe wohnt immer noch dort und gedenkt unseres Wissens seinen Wohnsitz nicht aufzugeben. (Ausgabe vom 29. Oktober 1937)

*An die Kaffeeschwester in Bern. — Stimmt es, dass schon wenige Tropfen Milch oder Sahne, die man dem Kaffee oder Tee beifügt, genügen, um die Schädlichkeit dieser Getränke aufzuheben? —* Jawohl, das stimmt weitgehend; insbesondere für den Kaffee. Denn das Koffein ist an die Gerbsäure in diesem Getränke gebunden. Mit dieser Gerbsäure aber geht das Eiweiss der Milch eine schwer lösliche Verbindung ein, die vom menschlichen Organismus nur in geringem Masse wieder gelöst werden kann. (Ausgabe vom 26. November 1937)

*Cousine. — Darf man eine Cousine heiraten? —* Was die rechtliche Seite anbelangt, so stellt das Schweizerische Zivilgesetzbuch einer Ehe zwischen Vettern nichts in den Weg. Ob indessen eine solche Ehe mit Rücksicht auf die Nachkommenschaft nicht angezeigt sein mag, kann nicht allgemeingültig entschieden werden. Es müssen in jedem Fall die einzelnen konkreten Umstände berücksichtigt werden. Vorsichtig ist es jedenfalls, zuerst einen Arzt zu konsultieren. (Ausgabe vom 31. Dezember 1937)

Im Februar 1937 lancierte die *Weltwoche* eine neue Rubrik unter dem Namen «Die Weltwoche gibt Auskunft», an der verschiedene Autoren mitwirkten.



«Nur so eine kleine Idee»: Internet-Spezialist Schmitz, damals 27-jährig, 2001 in München.

## «Ich will noch mal!»

Kim Schmitz durchlebte eine Jugend wie eine Geisterbahn. Bereits als 19-Jähriger sass er hinter Gittern. Im Internet entdeckte er seine Freiheit und schwang sich zum Freibeuter der kleinen Leute auf. Teil 2 der Geschichte über den Web-Millionär, der nun gegen Obamas Justiz und um sein Überleben kämpft. *Von Charles Graeber*

*Kim Schmitz alias Kim Dotcom ist der meistgehasste Mann in Hollywood. Die Musikindustrie wünscht ihn zur Hölle. Der Grund: Megaupload. Auf dieser Internetplattform – eine Art digitale Speicherkammer – hat der massige Deutsch-Finne Filme, Musik, Bücher in gigantischem Ausmass der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Und wurde dabei selbst zum hundertfachen Millionär. Die US-Justiz bezeichnet Dotcoms Machenschaften als «grössten Copyright-Fall der Geschichte» und jagt ihn bis ans andere Ende der Welt. Vor einem Jahr liess das FBI seine Villa in Neuseeland stürmen. Nun betreiben Barack Obamas Justiz-Experten die Auslieferung des «Piratenkönigs» in die USA, wo ihm eine lange Gefängnisstrafe droht.*

*Unser Reporter Charles Graeber hat Dotcom während zweier Wochen im Hausarrest besucht. «Wenn Kim schläft, hält sein Haus den Atem an», beschrieb Graeber im ersten Teil seiner Reportage (Nr. 5/13) die bizarre Szenerie in Dotcoms Reich. Bisweilen habe er sich gefühlt wie ein Gefangener «im Empire eines*

*James-Bond-Bösewichts». Die Welt werde noch staunen ob ihm, gab Dotcom zu Protokoll. «Alle glauben, sie kennen mich. Aber tatsächlich kennt mich keiner.»*

*Im zweiten Teil erzählt Dotcom, 39, aus seiner Kindheit, was sich puzzlesteinartig zu einem grotesken Charakterbild zusammenfügt. Ausserdem erfährt Graeber, wie der Gejagte zusammen mit seinen verbündeten Landsleuten Bram van der Kolk, Finn Batato und Mathias Ortmann seinen Rachefeldzug plante, den er am 19. Januar mit einer fulminanten Party lancierte: Mega heisst Dotcoms neuestes Vehikel – ein Datenspeicher, massiv grösser als sein Vorgänger und vor der staatlichen Datenpolizei angeblich so sicher wie Fort Knox.*

Mit neunzehn kam Kim zum ersten Mal ins Gefängnis. Verurteilt wurde er wegen Hehlerei, doch, erklärt er, so einfach sei es nicht gewesen: Das deutsche Gericht habe noch kein Wort gehabt für seine Sorte Verbrecher, nämlich Hacker.

Er wuchs in der norddeutschen Stadt Kiel bei seiner Mutter und seinem Vater, einem Alkoholiker, auf und sagt heute, er habe schon Scherereien gehabt, bevor er überhaupt die Welt der Computer entdeckt habe. Als er mit mir am Tisch sitzt, lange nachdem die Hausangestellten abgeräumt haben und seine Frau und seine Geschäftspartner zu Bett gegangen sind, spricht Kim stockend von einer «angsterfüllten Kindheit» und einem Vater, der, wenn er betrunken war, die Mutter schlug oder den kleinen Kim vom Balkon baumeln liess wie einst Michael Jackson seinen Sohn. «Ich wollte derjenige sein, der alles in Ordnung bringt», sagt Kim. «Ich glaubte, wenn ich mich genug anstrengte, könne ich meinen Vater umpolen oder, später dann, meine Mutter dazu überreden, zu ihm zurückzukehren.» Seine Strategien funktionierten jedoch nicht, und das Trauma prägte seine Persönlichkeit.

«Mit sechs Jahren hatte ich so viele Ängste ausgestanden, wie man sie nur haben kann», sagt Kim. «Das hat mich stark gemacht.»

Der Junge, der so heranwuchs, war intelligent und eigenwillig, hatte keine Angst vor Erwachsenen und liess sich von ihrer Autorität nicht beeindrucken. Ebenso wenig interessierten ihn die Schulen mit der Beliebigkeit ihrer Fächer oder die magischen Fähigkeiten, die ein Abschluss einem angeblich verleihen sollte. Da schlief er lieber aus und schwänzte; aufgrund seiner Unkonzentriertheit wurde er vom Gymnasium in die Mittelstufe zurückversetzt. Seines Verhaltens wegen landete er dann bei einem Psychiater. Der Mann machte mit ihm ein paar Tests; Kim stahl sein Portemonnaie und lud mit dessen Inhalt seine Freunde zum Eis-Essen ein.

### Der C16 von Commodore im Schaufenster

Er war ungefähr elf, als er in einem Schaufenster zum ersten Mal einen C16 von Commodore sah, auf dem irgendein verpixeltes Computerspiel lief. Er piesackte seine Mutter, bis sie ihm einen kaufte. Da sass das Ding nun auf Kims Schreibtisch, ein Rätsel, das mit der Programmiersprache Basic gelöst werden wollte, und so interessant, wie die Schule nie und nimmer sein konnte. Ein Schulkamerad hatte ein Tool namens ICE auf einer Floppy Disk. Dank ihm konnte Kim Computerspiele kopieren, indem er von deren Code einfach eine Zeile entfernte.

Niemand sprach von Raubkopien. Es ging einzig darum, unbegrenzten Zugriff auf Dateien zu haben. Es ging um das, was möglich war. Ein anderer seiner Schulkameraden erzählte von einem Computerparadies namens X.25, einem geschlossenen Netzwerk, welches das Internet vorwegnahm. Kim kaufte sich ein 2400-Baud-Modem, zu dessen Benutzung man einen Telefonhörer in einen Gummikoppler steckte. «Ich war in meiner neuen Welt.» Und er würde nie mehr in einer anderen sein wollen.

«Es war ziemlich schwierig, in X.25 reinzukommen – man brauchte den Code –, doch wenn man mal drin war, erzählten die Leute dort sehr offen, wie man dies und das hacken konnte, gaben einem die nötigen Zahlen und äusserten sich offen.» Kim sass erst mal still auf der Lauer und sog die Informationen in sich auf. Doch dann startete er erste Angriffe.

Besonders gern drang er in die PBX-Systeme von Unternehmen ein, firmeninterne Telefon- und Datenaustauschnetze. «Damals gab es noch weit und breit keine Systemadministratoren», sagt er. «Die wenigsten wussten überhaupt, wie man das Standardpasswort ändern konnte. Die kamen gar nicht auf die Idee, es könnte einer ins System einzudringen versuchen. Es war, als würdest du in so ein kleines schwedisches Dorf umziehen, wo sie keine Schlösser an den Türen haben. Du bist ins System eingedrungen, wurdest zum Super-User, und damit hast du das Netzwerk für dich gehabt. Es war eine Goldgrube.»

Die meisten dieser frühen PBX-Systeme befanden sich in Übersee, hatten die Vorwahl von Manhattan, 212, was teure Ferngesprächgebühren bedeutete. Doch zum Glück hatte Kim Zugang zu einem Hackerforum, wo gestohlene Telefonkreditkarten-Nummern getauscht wurden.

Mit Begeisterung kroch Kim in den Daten neuer Firmen herum, wobei er sich besonders für ausgehende Modem-Anrufe interessierte, die ihn zu weiteren PBX-Systemen führten. Er schrieb ein kleines Skript, das er nachts laufen liess: Es rief alle möglichen Nummern an, rüttelte an Hintertüren, und am nächsten Morgen hatte Kim Zugang zu 800 Konten samt Benutzernamen und Passwörtern. Er war dabei, eine Armee aufzubauen. «Wenn du als

---

### «Es war, als würdest du in so ein kleines Dorf umziehen, wo sie keine Schlösser an den Türen haben.»

---

Teenager mit vierzehn, fünfzehn diese Welt entdeckst, dann denkst du keine Sekunde mehr dran, zur Schule zu gehen, Mann. Die ist dir scheisseegal.» Kim wollte nur noch zu Hause bleiben und eine virtuelle Welt so unter seine Kontrolle bringen, wie er das mit der eigenen Welt nie geschafft hatte. Dank seiner Taten galt er bei seinen Freunden als gefährlich und cool, als ein Held. Und die Hackerszene bestärkte ihn in seinem «Wir gegen die»-Gefühl.

Verhaftet wurde er wegen einer Betrügerei, bei der es um kostenpflichtige Servicenummern ging, wie sie Anfang der neunziger Jahre beliebt waren. Wer eine solche Nummer betrieb, erhielt vom örtlichen Telekommunikationsunternehmen einen bestimmten Prozentsatz; und je mehr Anrufe auf diese Nummer gingen, desto mehr Geld erhielt ihr Betreiber. Kim richtete eine solche Servicenummer auf den Niederländischen Antillen ein. Dann sorgte er für Unmengen von Anrufen mit Hilfe der Telefonkreditkarten-Nummern von den Hackerforen.

«Es hat sehr gut funktioniert», sagt Kim. Er habe über 75 000 Mark verdient, «was damals eine Riesensumme Geld war, zumal ich ja noch ein Junge war. Ich wollte mehr Modems kaufen, einen besseren Computer, nettes Zeug halt, um meine Kapazitäten zu vergrössern.»

1993, drei Jahre nachdem er die Sache angefangen hatte, wurde er erwischt. Er wurde verhaftet und vier Wochen ins Jugendgefängnis gesteckt. Er sagt, er habe «Schiss» gehabt, es sei aber auch interessant gewesen. «Ich hatte viele Besucher, Erwachsene von MCI und AT & T, die einfach mal mit mir reden wollten.» Er war baff, dass diese Vertreter bedeutender Telekommunikationsfirmen keine Ahnung hatten, wie ein PBX-System funktionierte, und erst recht nicht, wie man illegal in es eindringen konnte. «Es war für die, als würde ich Chine-

sisch reden», sagt Kim. «Es war unglaublich.» Es war auch eine Geschäftsmöglichkeit.

Zusammen mit seinem Hackerkollegen Mathias Ortman, einem Kodierungsgenie, gründete Kim Data Protect, eine der weltweit ersten White-Hat-Beratungsfirmen (*white hats* sind Hacker, die ihr Wissen innerhalb des legalen Bereichs anwenden). Gegen einen Stundenlohn von mehreren hundert DM zeigten sie Firmen, wie diese sich gegen Hacker schützen konnten. Das empfanden ihre ehemaligen Kollegen aus der Hackergemeinschaft als Verrat. Kim und Mathias empfanden es als erwachsen werden.

Bald entdeckten die deutschen Medien das Wunderkind, und Kim merkte, dass er gern im Rampenlicht stand. «Ein Hacker galt als Zauberer», erinnert sich Kim. «Die haben getan, als wärst du ein verflücktes Genie, Mann. Dabei habe ich nicht viel mehr getan, als Anzeigenbretter zu durchforsten. So kam ich zu Passwörtern. Das hätte jeder Affe machen können. Da war nichts Geniales dabei. Aber du wirst süchtig nach Schlagzeilen, dass die Leute nette Dinge über dich sagen, dir sagen, du seist schlau.»

### Wie aus dem Film «The Fugitive»

1997 beschloss Kim, seine Schlagzeilen selbst zu verfassen, und er lancierte eine Website über sein Leben und seine Philosophie. Er nannte sie Kimble.org nach seinem Hackernamen Kimble, den er aus dem Film «The Fugitive» (1993) entlehnt hatte. Kim gefiel, dass in dem Namen sein Vorname mit enthalten war, und er identifizierte sich mit der Hauptfigur des Films: einem braven Mann, der aufgrund eines Missverständnisses gejagt wird.

Im Jahr 2000 verkaufte er seine meisten Anteile an Data Protect und gründete einen eigenen Anlagefonds. Besonders interessierte ihn dabei ein Unternehmen namens LetsBuyIt.com, eine Website, die Rabattangebote betrieb. Kim kaufte Aktien des Unternehmens im Glauben, er könne dessen Interface vereinfachen und es so zum Erfolg führen. Dann verkündete er, er wolle das Aktienkapital um 50 Millionen Dollar erhöhen. Die Aktienkurse sprangen um 220 Prozent in die Höhe. Kim verkaufte einen Teil seiner Aktien mit beträchtlichem Profit und ging ins Ausland.

«Ich war in Bangkok am Chillen, als ich es erfuhr», erzählt Kim. Er besteht darauf, «schockiert» gewesen zu sein, als er gehört habe, man werfe ihm Insidergeschäfte vor. Er sagt, er wisse nicht, was daran insidermässig sein solle, wenn man auf seine eigenen Pläne reagiere, und er engagiere sich nach wie vor sehr stark für das Unternehmen. Die deutsche Aufsichtsbehörde für Wertpapiere sah das etwas anders. Die Nachricht, der extravagante Kim Schmitz habe schon wieder ein verrücktes Ding gedreht, war ein gefundenes Fressen für die Medien; und ein deutscher Fernsehsender

schickte ein Team los, um das berühmte Genie in seiner Präsidentensuite im «Grand Hyatt» in Bangkok zu interviewen. «Ich war stinksauer und vielleicht auch etwas dreist», räumt Kim ein. «Ich hab denen gesagt, wenn Deutschland so mit seinen Unternehmern umgehe, wisse ich nicht, ob ich je wieder einen Fuss in das Land setzen wolle. Das war ein Fehler.»

### Illegal in Thailand

Immer wieder wurde im deutschen Fernsehen dieser reiche junge Unruhestifter gezeigt, der in seiner Luxussuite in Thailand über Deutschland lästerte und tat, als könnten ihm dessen Gesetze nichts anhaben. Ein deutscher Staatsanwalt nahm sich vor, ihn in den Senkel zu stellen, und verlangte Kims Verhaftung. Die deutsche Botschaft in Bangkok erklärte seinen Pass für ungültig. Damit hielt sich Kim illegal in Thailand auf. Thailändische Polizisten legten ihm in seiner Suite Handschellen an und brachten ihn in ein Einwanderergefängnis. «Das war kein gewöhnliches Gefängnis», sagt Kim. «Das war der schiere Wahnsinn. Ich wurde da in meinem Massanzug in eine Zelle geschmissen, wo achtzehn Typen auf dem Betonboden schliefen, alle in verschwitzten Hemden; es ist vierzig Grad heiss und stinkt nach Scheisse. Ich wurde von Moskitos zerfleischt, und das Essen kam in einem Eimer.»

Kims Anwalt sagte ihm, er könne vor Gericht kämpfen und gewinnen – in einem Monat sei er wieder draussen. Kim hoffte, das sei ein Witz. Deutschland bot ihm ein auf zwei Tage befristetes Reisedokument an, wenn er bereit sei, in die Heimat zu fliegen. Kim sagte: «Fliegen wir.» Er wurde von zwei deutschen Polizisten zum Flugzeug geleitet. Die Presse stand bereit.

Es wurde in Deutschland eine Riesengeschichte: das grösste Insidergeschäft aller Zeiten, der Verstoß gegen ein Gesetz, das erst ein paar Jahre alt war. Und sowie Kim in Deutschland war, wurde auf den Mann gespielt. «Die schrieben, ich sei ein fettes Schwein, sprachen vom «Untergang eines Grossmauls», solche Dinge», sagt Kim. «Wegen meines Lebensstils und Kimble.org wurde ich zur Zielscheibe.» Er wurde als Grössenwahnsinniger beschimpft, als Schwindler und Hackerkönig.

Man fand auch, es bestehe Fluchtgefahr. Kim verbrachte fünf Monate im Gefängnis, bis man ihm anbot, ihn mit einer geringfügigen Busse zu belegen und auf Bewährung freizulassen, wenn er sich als schuldig bekenne. Kim willigte ein.

«Ich war erschöpft», sagt er. «Ich wusste, in Deutschland wäre ich sowieso erledigt.» Und er wusste, dass dies auch das Ende von Kimble.org war: Jetzt konnte er für niemanden mehr als Inspiration gelten.

«Ich habe mich also auf den Handel eingelassen. Und das bereue ich wie nichts anderes. Wenn ich mich nicht für schuldig bekannt hätte, dann wäre ich nicht als Berufsverbrecher abgestempelt. Und dann sässe ich jetzt nicht hier.»

Nur auf einem Gebiet sieht sich Kim als Gesetzesbrecher: Er fährt zu schnell. Er trinkt nicht, nimmt keine Drogen, doch Geschwindigkeit ist sein Laster, er ist süchtig nach Tempo und dem Beherrschen einer eleganten Maschine. Kim sagt, als er noch in Deutschland gewesen sei, habe er einen Bussenrekord aufgestellt: «Ich fuhr zu schnell an Radarfallen vorbei, liess mich dabei mit dem Daumen nach oben fotografieren, fuhr bei der nächsten Ausfahrt raus und habe das Gleiche noch mal gemacht.» Bei Rallyes hat er schon andere Wagen gerammt oder sie auf dem Bürgersteig überholt. Sein Fahrstil wird von Konkurrenten je nachdem als furchtlos oder rücksichtslos bezeichnet, immer aber als hervorragend.

Ab 2001 nahm er mit seinem computerisierten Mercedes Megacar regelmässig an der Gumball-3000-Rallye teil, einer beinahe legalen Form des Cannonball Run für reiche Leute. Auf Videos aus jener Zeit sieht man einen durchgeknallten Kim, oft in Begleitung spärlich bekleideter Frauen und manchmal mit einem Pseudo-Nazihelm und der Trophäe. 2004 wollte er eine eigene Rallye ins Leben rufen, die an Megamässigkeit nicht zu überbieten sein sollte.

«Die Ultimate Rallye sollte so was wie Gumball auf Speed sein», sagt Kim. Sie sollte in einem Land wie Nordkorea stattfinden und Formel-1-Fahrer anziehen durch ein Preisgeld von einer Million Dollar. In den Videorechten, Filmen und Sponsorengeldern, die die Veranstaltung bringen sollte, witterte Kim ein Geschäft.

---

### Nur auf einem Gebiet sieht sich Kim als Gesetzesbrecher: Er fährt zu schnell.

---

Er und sein neuer Partner Bram van der Kolk wollten Interesse dafür wecken, indem sie Videos von Kims Eskapaden verschickten, oft per E-Mail. Dabei mussten sie jedoch feststellen, dass die angehängten Videos zu grosse Dateien waren, weshalb die Mails oft nicht ankamen. Es musste doch eine bessere Möglichkeit geben, grosse Dateien online weiterzugeben.

Sie nannten ihre Lösung Megaupload. In der Klage gegen ihre Firma wird deren technisches Vorgehen prägnant beschrieben: «Hat der Benutzer auf seinem Computer eine Datei ausgewählt und klickt auf den Knopf «Laden», reproduziert Megaupload.com die Datei auf mindestens einem Computerserver unter ihrer Kontrolle und stellt dem Benutzer einen URL-(Uniform-Resource-Locator)-Link zur Verfügung, der jedem, der über diesen Link verfügt, erlaubt, die betreffende Datei herunterzuladen.»

«Das war nur so eine kleine Idee», sagt Kim. «Damals hatten wir ehrlich nicht vor, mehr damit zu machen.»

Zunächst benutzte Kim Megaupload, um Stimmung zu machen für Ultimate Rallye, indem er 5000 Dollar für die besten Strassen-

rennen-Videos bot. «Plötzlich ladeten all diese Autoteute Videos und verlinkten sie, um sie mit ihren Freunden zu teilen», sagt Kim. Schon bald gerieten seine Server an den Rand ihrer Kapazitäten.

Das liess sich nicht nur für Rennvideos verwenden, begriff Kim mit der Zeit. Die Dateigrössen wuchsen, HD (High Definition) wurde etwas Alltägliches. Die Zukunft war für ihn klar. Doch er hätte sie nie gesehen, wenn er immer noch in Deutschland gewesen und sein früheres Unternehmen nicht zerstört worden wäre. Eine Cloud war die Zukunft. «Ich sagte mir: «Scheiss auf Ultimate Rallye»», erzählt Kim. Nun würde er nur noch für Megaupload da sein. Und er würde nicht mehr Kim Schmitz sein.

### Der ganz grosse Durchbruch

Sein jüngstes Unternehmen war ein Neustart, der ihn zu einem Dotcom-Giganten zu machen versprach. Warum also sollte die Welt ihn nicht als einen gigantischen Dotcom kennenlernen? Ein URL war nichts als eine Ortsangabe – eine Telefonnummer dito. Doch ein Name? Kim war ehrlich überrascht, dass vor ihm noch keiner auf die Idee gekommen war.

Hiesse er Dotcom, würde sein Name zu seiner Website, seiner Präsenz, seinem Unternehmen und seinem Erbe. Durch Kimble.org war er zur Witzfigur geworden. Doch dank Kim.com konnte er immer noch zum Helden werden. Er brauchte dafür nur noch eine Megaerfolgsgeschichte.

Die Idee war einfach und das Team klein. Nur van der Kolk und Ortman kontrollierten den Zugang zu den Servern. Um Stimmung zu machen und Inserenten anzuziehen, brauchten sie Masse und viel Datenverkehr. Um dies zu erreichen, boten sie Benutzern, die populäre Inhalte luden, Geld; das war das sogenannte «Anreizprogramm».

Die Benutzer von Megaupload luden sehr bald mehr als nur Rennautovideos, nämlich alles Mögliche, insbesondere im Internet gesuchte Inhalte, für die Megaupload bezahlte – und dazu gehörten Pornos und gegen das Urheberrecht verstossendes Material wie raubkopierte Hollywood-Blockbuster. Kim sagt, sie hätten schon früh festgestellt, dass ihre Dienstleistung für solche Dinge benutzt werde, und sie hätten «geschaut, was wir tun müssten, um im Rahmen der Legalität zu bleiben». Laut ihren Anwälten, sagt Kim, sei die Sachlage einfach gewesen: Sie mussten Links zu Urheberrecht verletzendem Material entfernen, wenn sie ausdrücklich und offiziell dazu aufgefordert wurden. Kim sagt, genau das hätten sie getan. In der Klageschrift des amerikanischen Justizministeriums (DOJ) steht, sie hätten dies nur extrem «selektiv» getan, um Geschäfte zu fördern, die «auf Raubkopierertum beruhten».

Kim jedoch beharrt darauf, sie hätten ihr Bestes getan, um die Gesetze einzuhalten – mehr als die meisten anderen –, und den Studios die



**Razzia nachspielen:** Lancierung von Mega, Ehefrau Mona, in Auckland am 20. Januar 2013.

Möglichkeit gegeben, Material, das gegen das Urheberrecht verstieß, selbst zu entfernen (was kein anderer Cloud-Storage-Anbieter je getan habe). «Alle wichtigen Studios hatten direkten Zugang», sagt Kim. «Niemand sonst hat so was getan.» Er sagt, sie hätten geglaubt, damit die Gesetze einzuhalten. Sie hätten schlimmstenfalls eine Klage erwartet, aber nie und nimmer das Risiko einer Gefängnisstrafe.

Tatsächlich hatten Kim und seine Partner 2010 mehr zu verlieren als je zuvor. Kim war nicht mehr der böse Bube wie in seiner Hackerjugend. Er hatte auf den Philippinen eine wunderschöne und sehr junge Frau namens Mona Verga kennengelernt; sie hatten geheiratet und eine Familie zu gründen beschlossen. Kim sagt, er habe sich für Neuseeland entschieden, weil es sauber, grün und isoliert genug sei, um eine ökologisch und ökonomisch ungewisse Zukunft überleben zu können. Das Land schien ihm eine ideale Möglichkeit zu bieten, um sich abzukapseln und die Früchte seines Internet-Erfolgs zu ernten.

Wie legal dieser Erfolg war, beschäftigt die Gerichte.

Das DOJ zitiert mehrere E-Mails als Beweise für kriminelle «Vorsätzlichkeit»: «Wir sind ein komisches Unternehmen [...] moderne Piraten:», schrieb van der Kolk. Und Ortmann: «Wir sind keine Piraten, wir bieten den Piraten nur unsere Schifffahrtssdienste an:». Kim sagt, das FBI verstehe keinen Spass, und weist auf die 45 000 beschlagnahmten E-Mails hin, die es nicht zitiere. «Die haben unsere interne Korrespondenz gelesen», sagt er. Und er besteht darauf: Auch wenn Megaupload weltweit bekannt gewesen sei für Raubkopiererei, seien sie «als Unternehmer gute Bürger, die sich für das Gemeinwohl engagierten», gewesen.

Egal, was das DOJ den Besitzern von Megaupload vorwirft: Die Megaupload-Technologie selbst war nicht kriminell, sondern je nachdem, wie sie benutzt wurde, konnten dank ihr Raubkopierer mit illegalen Herunterladern in Verbindung treten oder grosse Künstler mit einem grossen Publikum direkten Kontakt aufnehmen. 2011 hatte Kims Unternehmen

---

**«Wir sind keine Piraten, wir bieten den Piraten nur unsere Schifffahrtssdienste an :).»**

---

jährlich 4,9 Milliarden Besucher, wurde nach wie vor gern von Raubkopierern benutzt, konnte aber auch Spitzenansätze für Werbung verlangen und machte legale Geschäfte, indem es Topstars wie Kanye West, Will.i.am, Jamie Foxx, Sean «Diddy» Combs, Alicia Keys und Chris Brown förderte. All dies lief auf die Lancierung von Megabox hinaus. Dank dieser Dienstleistung konnten Musiker Geld verdienen durch Werbung, die mitkam, wenn man einen ihrer Songs gratis herunterlud. Musik mit Erlaubnis gratis herunterzuladen – da konnte nicht einmal das DOJ von Piraterie sprechen. Es war vielmehr ein neues Geschäftsmodell, welches den Anreiz, Dinge illegal herunterzuladen, abtötete und dafür sorgte, dass alle zu ihrem Geld kamen. Kim wollte mit seinem Unternehmen an die Börse gehen; ein Emissionskonsortium bezifferte dessen Wert auf mehr als eine Milliarde Dollar. Kim hatte ein entsprechendes Produkt für Hollywoodfilme und Fernsehshows bereit. Dotcom war auf dem Sprung, supermega zu werden. Doch zu diesem Zeitpunkt war er bereits zur Zielscheibe geworden, und es war zu spät.

Am 5. Januar 2012 reichte eine amerikanische Anklagejury ihre versiegelte Klageschrift gegen Megaupload ein, die auf zweijährigen Recherchen des FBI beruhte. Wenige Tage später nahmen FBI-Mitglieder Kontakt auf mit Beamten der neuseeländischen Polizei, die für Betrug und Terror zuständig waren, und es begann die Planung der Aktion, die damals noch Operation «Debut» hiess.

Am 18. Januar befanden sich zwei amerikanische Sonderagenten und ein beigeordneter amerikanischer Staatsanwalt auf neuseeländischem Boden. Am 19. Januar wurde ein neuseeländischer Polizist zur Dotcom Mansion geschickt, um mit einer als Kugelschreiber getarnten Kamera die Anlage des Grundstücks und dessen Sicherheitsmassnahmen heimlich zu dokumentieren. Am nächsten Tag wurden zwei Abteilungen der New Zealand's Special Tactics Group und vier Abteilungen der Antiterror-Elitetruppe Armed Offenders Squad nach Coatesville verlegt. Die Operation «Takedown» erhielt grünes Licht.

Aus dem gleichen Grund wie Banken stellen Reiche Sicherheitspersonal an: weil bei ihnen Geld zu holen ist. Für Kims Familie hatte immer schon die Gefahr eines Raubüberfalls, einer Attacke durch eine Gang oder einer Entführung bestanden. Doch mit der Razzia durch eine Antiterror-Eingreiftruppe hatte sie nie gerechnet.

Als Kim am Morgen der Razzia die Geräusche hörte, erinnerte er sich an Temperos Sicherheitsvorschriften und tastete nach dem Panikknopf auf der Seite seines Arbeitsbettes. Der sah aus wie die schwarzlackierte Version eines Knopfs aus der Quizshow «Jeopardy!» und war durch ein durchsichtiges Kästchen gegen seine irrtümliche Verwendung geschützt. Kim drückte den Knopf und schickte so ein Alarm-SMS an alle Bewohner des Anwesens.

### Die Geheimtür zur verborgenen Treppe

Gleich würde die Tür hinter ihm nachgeben. Kim liess sie hinter sich und ging auf den Bereich zu, von welchem ein Treppenhaus und andere Gebäudetrakte wegführten. Direkt vor ihm lagen ein gigantisches Badezimmer und das blau-beleuchtete Atrium eines dreissig Meter langen, einbahnigen Schwimmbeckens. Badetücher wurden in einem Schrank aufbewahrt. Hinter dessen Regalen war die Geheimtür zu einer verborgenen Treppe versteckt.

Sie führte zu dem, was Tempero den «roten Raum» nannte. Es war ein einfacher, mit Teppichen ausgelegter Dachboden, geschwungen wie das Haus. Kim ging ans Ende des Raums und stellte sich hinter eine Säule. Er hörte Krachen, Dröhnen und Geschrei durch die Gänge und das Treppenhaus zu ihm heraufdringen. Er hörte den Ruf: «Polizei!»

Jetzt wusste Kim, was los war. Er hätte der Sache ein Ende machen können. Er hätte die Treppe hinabgehen und sich unters Getümmel mischen können. Doch das kam ihm

gefährlich vor. Er würde nicht plötzlich auftauchen und die Eindringlinge überraschen. Er würde sich an die Vorschriften halten.

Kim sagt, Polizisten hätten ihm ihre Knie in die Rippen gerammt, mit den Fäusten ins Gesicht geschlagen, und man sei ihm auf die Hand gestanden bis ihm Blut unter den Nägeln hervorgequollen sei. (Die Polizei bestreitet das.) Dann habe man ihm auf dem Boden Handschellen angelegt und ihn zur Haupttreppe geführt. Als er an einem Fenster vorbeigekommen sei, habe er zum ersten Mal die Grösse der Operation begriffen.

### Ein Boot namens «Bezahlt vom FBI»

Die Polizisten führten Kim hinaus auf den Rasen, wo die meisten Angehörigen seines Haushalts versammelt waren. «Ich machte mir solche Sorgen wegen Mona: Sie war damals schwanger mit den Zwillingen. Ich fragte immer wieder, wo sie sei, wo die Kinder seien.» Die Kinder konnte Kim nicht sehen, doch er sah Ortman. Dieser und Marketingleiter Batato waren hergefliegen, um den gemeinsamen Geburtstag von Kim und seinem Sohn Kimmo zu feiern. Es sollte eine Riesenfete werden mit Top-Entertainern aus den USA. Demnächst hätte man die Hüpfburg aufblasen lassen.

Kim fragte einen Polizisten: «Wie lautet die Anklage?» Er dachte, einer der über fünfzig Angestellten aus aller Herren Länder habe sich vielleicht etwas zuschulden kommen lassen.

Die Antwort verblüffte ihn: «Verstoss gegen das Urheberrecht.»

Als ihn die Polizisten zum Polizeiauto führten, kam er an Mona vorbei. Sie wirkte verängstigt. «All das wegen Urheberrechten?», sagte er ihr. «Quatsch mit Sosse.»

Im Polizeiauto zeigte man Kim die Anklageschrift. Da war von «Verstoss gegen das Urheberrecht» die Rede, aber erstaunlicherweise auch von «Verabredung zur Geldwäscherei». Den ersten Anklagepunkt verstand er nicht. «Was heisst «racketeering»?», fragte er den Polizisten.

«Dass man krumme Geschäfte macht wie die Mafia», lautete die Antwort.

Die Megaupload-Jungs wurden für die Aufnahme der Personalien ins North Shore Policing Centre gebracht, dann ging es weiter in ein Gefängnis. Sie waren alle im selben Trakt des Gefängnisses untergebracht. Wenn die Zellen offen waren, trafen sich die Männer, um über der Anklageschrift zu brüten. Je mehr Kim darin las, desto bescheuerter kam sie ihm vor.

Sie würden gewinnen, versprach er. Und dann würden sie ihre Anwälte dazu bringen, jeden Pfennig, den man ihnen abgenommen hatte, und jeden Pfennig, der ihnen an Umsatz entgangen war, zurückzufordern sowie eine Milliarde Schmerzensgeld. Er sagte Ortman: «Mein nächstes Boot werde ich «Bezahlt vom FBI» nennen.»

Die Amerikaner waren der Feind. Hollywood hatte Obama unterstützt; vielleicht war das Aus-

schalten von Megaupload ein Megadankeschön. Sie würden sich revanchieren, indem sie sich bei der Wiederwahl einmischten; doch da sie Hacker waren, war ihnen das nicht gut genug. Hollywood hatte die Hand, die Kim diesem entgegengestreckt hatte, ausgeschlagen. Nun würde er ihm etwas anderes entgegenstrecken.

Hollywood hatte sie als Raubkopierer verhaften lassen mit der Begründung, sie hätten gewusst, was die Megaupload-Kunden herauf- und herunterluden, und seien dafür verantwortlich. Doch wie wäre es, wenn sie einen Cloud-Speicher schaffen würden, in den niemand – auch sie selbst nicht – Einblick hätte? Das wäre doch der Inbegriff von «safe harbor». Und es würde die Diskussion über das Speichern von Dateien von Grund auf verändern.

Wieder einmal zwang ein Gefängnisaufenthalt Kim, kreativ zu werden. Er setzte sich mit Ortman, van der Kolk und Batato in eine Zelle; sie kauten das Problem durch und dachten sich etwas technisch völlig Neues aus. Die Idee war einfach: ein Klick, und eine Datei würde verschlüsselt und hochgeladen werden. Nur der Hochladende hatte den Schlüssel, mit dem die Datei sich öffnen liess. Wenn er diesen Schlüssel weitergab, war das seine Sache. Beschloss er, raubkopierte Filme hochzuladen und öffentlich den Link dazu anzubieten, dann konnte ihm nach wie vor eine Aufforderung blühen, den Link zu löschen. Doch war es wenig wahrscheinlich, dass diese Speichertechnik für öffentliches Raubkopieren verwendet werden

### Wieder einmal zwang ein Gefängnisaufenthalt Kim, kreativ zu werden.

würde. Sie bot vielmehr eine neue Möglichkeit, die Privatsphäre zu wahren. Denn da die Dateien verschlüsselt waren, konnte man sie nicht durchsuchen. Sogar, wenn jemand in einen Server eindrang, nützten ihm die Dateien nichts ohne den entsprechenden Schlüssel. Willkommen in der neusten Grauzone des Planeten.

Sie nannten sie Mega. Wie Megaupload würde der neue Online-Speicher neuste Technik mit einer benutzerfreundlichen App verbinden. Sie würden ihn mit einem überrittenen PR-Event nur für geladene Gäste auf dem Dotcom-Anwesen lancieren, auf die Minute genau ein Jahr nach der Razzia, und die Veranstaltung sollte der zweiten Amtseinführungszereemonie von Dotcoms Feinden in der Obama-Regierung Konkurrenz machen. Sie würde noch besser werden als eine Geburtstagsparty. Sie würden Tony TK überreden, noch ein paar Millionen mehr vorzustrecken, ihn zum CEO von Mega und dieses damit zu einem neuseeländischen Unternehmen machen. Es würde Technomusik geben und eine offene Bar; und lauter Models, die so ähnlich wie die Leibwächter von Gaddafi gekleidet wären mit Bérêts und geschlitzten Röcken im



*Etwas völlig Neues: Angeklagte van der Kolk,*

Pseudo-Uniformstil, würden Dotcom umringen, während schwarze Hubschrauber, auf denen gelb die Buchstaben FBI klebten, die Razzia nachspielen würden. Genau, sie würden eine Show aufziehen. Dann würde Kim je einem ihm ergebenen IT-Journalisten aus jedem Land ein fünfminütiges Exklusivinterview geben, in dem er darauf bestünde, dass dies kein Racheakt an Hollywood sei, und den Rest würden dann die Medien erledigen. Er stellte sich vor, dass das Unternehmen hinhalten sollte (und tatsächlich liessen am 19. Januar 2013 binnen weniger Stunden nach der Eröffnung 250 000 Abonnenten die Server zusammenkrachen). Vielleicht würde ihnen Mega nicht ganz so viel Geld wie Megaupload einbringen, aber profitabel dürfte die Sache schon sein. Noch wichtiger war aber, dass Mega den Internetbürgern so viel Speicherplatz für verschlüsselte Daten bieten würde, wie es noch nie zuvor gegeben hatte, und dass Dotcom dabei im Gegensatz zu seinem früheren Unternehmen von Haftungsansprüchen verschont bliebe. Mit anderen Worten: Mega würde ein Megaupload sein, den man nicht mehr ausschalten könnte.

Als ich an meinem siebten Tag auf dem Anwesen auf Kim warte, verstreichen Samstagmorgen, -nachmittag und -abend, und es wird der Rasen bereits wieder von Frost überzogen. Dann endlich kommt zuerst ein Tweet, dann ein SMS: «Komm.» Es ist 21.45 Uhr, und Kim ist am Frühstück.

Als ich in die Küche komme, hat eine der philippinischen Angestellten gerade Waffeln, Pfannkuchen, Obst, verschiedene Sorten Lyonerwurst, Pickles, Fruchtsäfte und ein Glas Fiji-Wasser hingestellt, das sie aus winzigen Plastikflaschen immer wieder nachfüllt.

«Ich höre bald auf mit der Fresserei», verspricht Kim, während er Tatar auf ein Riesen-



Batato, Ortmann, Schmitz (v.l.), 20. Januar 2012.

stück Brot schmiert. «Ich muss dreissig Kilo verlieren, oder ich verliere den Prozess.» Das ist wieder einmal Kim der Motivator. Er stellt sich vor, dass er bei seinem amerikanischen Debüt völlig verwandelt sein und in einem massgeschneiderten schwarzen Anzug auftreten wird. Ein schönes Bild: als ginge jemand gutgekleidet zum eigenen Begräbnis.

Kim ist ein Brocken von einem Mann, doch heute Abend scheint er so verletzlich wie ein Kind zu sein, das nicht mehr zur Ruhe kommt. Er ist in nachdenklicher Stimmung und will reden bis tief in die Nacht hinein. Er weiss noch genau, wie schwierig es war, sich wieder aufzurappeln, nachdem er in Deutschland abgeschossen worden war, wie viel Energie es gebraucht hatte, um mit dem neuen Dotcom-Unternehmen und dem neuen Namen Dotcom aufzuwarten. Megaupload war geplant gewesen als Grundstein der Dotcom-Dynastie, auf dem seine Kinder aufbauen können sollten. Kim.com sollte Kim Dotcoms Erbe sein. Er wollte die Überreste von Kimble.org neu entfachen und eine Site aufbauen, die Kim als Selfmade-Herrscher eines digitalen Imperiums zeigte, als inspirierenden Weltenbauer. Nach Jahren der Arbeit stand es kurz vor der Vollendung.

«Aber wie soll ich jetzt jemanden inspirieren können?», fragt Kim. Er wird den Prozess gewinnen und sein Geld zurückerhalten. Und danach?

Seine Frau ist jung und schön. «Und ich?», fragt er. «Ich bin ein ...», er zeigt auf sich. Sollte der Fall sich hinziehen, sollten sie jahrelang hier in diesem langweiligen leeren Palast festsitzen, dann macht Kim sich Sorgen wegen der Belastung für seine Frau und für seine Ehe. Und seine Aussichten sind alles andere als rosig.

Er ist 38. Sein Körper hat die Grenze der Belastbarkeit erreicht. Seine Knie sind kaputt,

sein Rücken ist verspannt, und er hat rund 45 Kilo Übergewicht. Mit der nächsten tollen Idee ein neues Imperium aufzubauen, würde zehn Jahre in Anspruch nehmen. Kim glaubt nicht mehr, die Kraft dazu zu haben.

«In Deutschland habe ich den Fehler gemacht aufzugeben», sagt Kim. Das hat ihn seinen Namen gekostet. Und diesen Fehler wird er nicht noch einmal machen. Diesmal wird es keine Deals mehr geben. Er wird aufstehen und gegen das DOJ antreten. Koste es, was es wolle.

Es ist 5.30 Uhr, und Kim Dotcom fängt gerade erst an.

Den Sonntag hindurch schläft Kim, er will sich ausruhen im Hinblick auf die anstehende dreitägige Gerichtsverhandlung. Am Montagmittag sehe ich ihn beim Frühstück, und nun gilt bereits die neue Gesundheitsdiät: 500 Milligramm Vitamin C, Obst und Beeren, Eier und Jogurt. Seine Frau sitzt neben ihm, ruhig und strahlend, ihr langes, dunkles Haar ist frisch gewaschen. «Okay», sagt Kim. Er setzt sich die Cartier-Brille mit den blauen Gläsern auf und legt sich den Schal um, der auf der Anrichte bereitliegt. «Treten wir die Herrschaften in den Arsch.»

Das Gericht ist ein einfaches Verwaltungsgebäude aus Backstein und liegt in der Nähe eines Parks. Der Metalldetektor kommt nicht ernsthaft zum Einsatz, und ein paar Fernsteams warten mit ihren pelzigen Mikrofonen. Mona und Kim setzen sich auf dieselbe Bank wie sein amerikanischer Anwalt Ira Rothken und die Mitangeklagten Ortmann, Batato und van der

---

### «Ich muss dreissig Kilo verlieren, oder ich verliere den Prozess.»

---

Kolk. Tempero und ein weiterer Sicherheitsmann halten sich beschützend hinter ihnen.

Kim tritt in den Zeugenstand und erzählt von der Razzia. «Man hat unser schönes Heim in ein Gespensterhaus verwandelt», sagt er. Im Saal beugen sich die Reporter über ihre Notebooks. Damit hat Kim den Ton angeschlagen, der die ganzen Verhandlungen bestimmen wird. «Ich will noch mal!», sagt Kim in einer Pause. Er ballt die Fäuste wie ein Kind auf dem Jahrmarkt. «Das hat verdammt grossen Spass gemacht!» Im Lauf der nächsten zwei Tage wird die Razzia genauestens auseinandergenommen. Es unterbricht die Richterin Helen Winkelmann die Polizisten immer wieder. In Neuseeland sind Polizisten normalerweise unbewaffnet. Deshalb wird die Razzia als noch nie da gewesener Einsatz bewaffneter Antiterrorereinheiten gegen das Haus eines Zivilisten bezeichnet, ein Einsatz, der aufgrund eines fehlerhaften Haussuchungsbefehls und irreführender geheimdienstlicher Informationen erfolgt sei. Im Zeugenstand muss der Leiter der neuseeländischen Behörde für die Bekämpfung des organisierten Verbrechens die Frage beantworten, ob die Dotcom Mansion auch noch von

anderen Organisationen als den öffentlich bekanntgewordenen überwacht worden sei. Er antwortet: «Nein.» Das ist nicht die Wahrheit.

Tatsächlich ist das Anwesen wochenlang von Neuseelands Spionagebehörde überwacht worden. Was genau sie alles abgehört und angezapft hat – E-Mails, Telefongespräche, SMS –, ist geheim gehalten worden, doch das Gesetz lässt keine Grauzonen zu: Die «Government Communications and Security Bureau» genannte Spionagebehörde hat kein Recht, legale Bewohner Neuseelands auszuspionieren. In den folgenden Wochen wird Kim Dotcom zum Mittelpunkt von Neuseelands Pendant zu Watergate. Der Leiter der Spionagebehörde wird gedemütigt und abgesetzt. Und Neuseelands Premierminister bittet Kim Dotcom in aller Form um Entschuldigung.

### Kichern im Gerichtssaal

Das Gericht wird Kim einen Teil seines Gelds zurückerstatten – zunächst einmal 4,8 Millionen Dollar für Verteidigungs- und Lebenshaltungskosten; dann, nach einer Reihe Slapstick-artiger bürokratischer Irrtümer der neuseeländischen Polizei, Vermögen im Wert von weiteren siebzehn Millionen Dollar, darunter sechs Millionen Dollar Bargeld. Damit ist Dotcom nicht nur wieder im Geschäft, er kann auch wieder auftrumpfen und, da er sein Geld wieder hat, besteht erneut die Gefahr, dass er irgendwohin flüchten könnte.

Doch heute nicht. Bevor das Gericht irgendwelche Entscheidungen bekanntgeben kann, muss noch weiteres Beweismaterial gesichtet werden. Ein Video beispielsweise. Ein Gerichtsdienstler dämpft das Licht im Saal und zeigt die Aufnahmen.

Sie stammen von einem der Polizeihubschrauber, schöne Bilder, aufgenommen im Morgenrauschen des 20. Januar 2012. Wir fliegen über die grünen Hügel Neuseelands, über Stromleitungen, einen letzten Hügel, und dann, während aus den Lautsprechern das Knacken von Polizeifunk zu hören ist, sehen wir die Dotcom Mansion, ein U-förmiges, prunkvolles Anwesen, weiss im Grün des Rasens, auf welchem der Hubschrauber jetzt landet; wir sehen die Beine von Bewaffneten, die zur Eingangstür laufen, bevor der Hubschrauber wieder in die Lüfte steigt.

«Kopien dieser Aufnahme werden den Medien zur Verfügung gestellt werden», verspricht die Richterin. Bloss, fragt sie sich, wie sollten sie die Kopien der Aufnahmen so verteilen, dass jeder Fernsehsender und jede Zeitungsredaktion genau die gleiche Kopie genau zum selben Zeitpunkt erhält?

Im Gerichtssaal beginnen die Megaupload-Jungs zu kichern.

Im April erscheint Charles Graebers neues Buch über Amerikas furchtbarsten Massenmörder: «The Good Nurse: A True Story of Medicine, Madness, and Murder».

Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer

## Das ist Victorine

Von Daniele Muscionico

**D**icker Dampf, Zischen und Schnauben. Zu sehen ist nichts, aber zu hören ist sie, die die Moderne ankündigt mit grossen Tönen und grossem Pomp – die Eisenbahn.

Die neue Zeit kommt, die neue Zeit ist schon da, ist eingefahren mit loderndem Feuer und mit wildem Trara: Das Kind ist begeistert! Mit will es mit dem Ungetüm aus Stahl, egal, wohin, nur mit!

Und die Dame mit dem Hündchen? Victorine Meurent wird Edouard Manet für diese Szene zum letzten Mal Modell sitzen. Blickt sie fragend, da sie ahnt, was dann kommt? Sie hatte seine Hauptwerke ermöglicht, war seine Kurtisane «Olympia», ein liegender Akt mit neunzehn Jahren. Später posiert sie auf dem Bild «Déjeuner sur l'herbe», eine nackte Frau beim Picknick mit zwei bekleideten Herren – ein Skandal. «Le Chemin de Fer» vor der Gare Saint-Lazare, über zehn Jahre danach, wird ihr letztes gemeinsames Bild.

Victorine Meurent wird im Nebel der Geschichte verschwinden, wie die Lokomotive aus ihm aufsteigen wird und an Kontur gewinnt als Symbol der Zukunft. Das Modell aber, ein gefallenes Mädchen, ein vergessener Fall. Alkoholismus, munkelte man, lesbische Liebe, ein Teufelsweib! Zum Ende des Jahrhunderts, gut zwanzig Jahre nach Entstehen von «Le Chemin de fer», wird man sie mit einem Äffchen und in Lumpen in den Strassen von Paris antreffen, eine Bettlerin. An Manets finanziellem Erfolg hatte sie nie Anteil. Die Rente, die er ihr verhiess, ein leeres Versprechen.

Victorine wartet. Gestern am Bahnsteig und heute auf dieser Seite. Sie wartet auf ihre Anerkennung als Malerin, zum Beispiel. Denn auch sie hatte gemalt und gezeichnet und stellte ihre Bilder im Pariser Salon aus. Die Mehrzahl ihrer Werke gilt heute als verschollen. Und wenn dieser Tage Manet besonders laut gefeiert wird, wartet Victorine auf ihre Rehabilitation durch die Geschichte.

London ehrt Edouard Manet, seine Porträts mit der bislang umfassendsten Manet-Schau Britanniens. Ein Publikumsansturm wird erwartet, verlängerte Öffnungszeiten bis nachts um elf sollen Abhilfe schaffen sowie exklusive sonntagabendliche Besichtigungen, bei denen man dem Besucher zum doppelten Eintrittspreis weniger Gedränge und ein Getränk offeriert. Blockbuster nennt man dies. Oder ein programmierter Erfolg. Und Victorine Meurent? Eine ambitionierte Künstlerin ohne Hoffnung auf Anerkennung. Das ist sie, und so sah sie aus.

Royal Academy of Arts: Manet – Portraying Life.  
London, bis 14. April



*Warten auf Anerkennung:* Victorine Meurent, porträtiert von Edouard Manet, 1873.



Weltwoche Nr. 6.13  
Bild: Edouard Manet (courtesy of the National Gallery of Art, Washington)

## Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen**: Das Washington-Dekret (DTV)
- 2 (2) **Paulo Coelho**: Die Schriften von Accra (Diogenes)
- 3 (3) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ... (Carl's Books)
- 4 (-) **Eveline Hasler**: Mit dem letzten Schiff (Nagel & Kimche)
- 5 (5) **Sandra Brown**: Blinder Stolz (Blanvalet)
- 6 (-) **Tom Wolfe**: Back to Blood (Blessing)
- 7 (4) **Vina Jackson**: 80 Days – Die Farbe der Lust (Carl's Books)
- 8 (8) **Camilla Läckberg**: Der Leuchtturmwärter (List)
- 9 (6) **Martin Suter**: Die Zeit, die Zeit (Diogenes)
- 10 (-) **Jonas Lüscher**: Frühling der Barbaren (C.H. Beck)

## Sachbücher

- 1 (-) **Isabelle Neulinger**: Meinen Sohn bekommt ihr nie (Nagel & Kimche)
- 2 (7) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland**: Myboshi – Mützenmacher (Frech)
- 3 (9) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland**: Myboshi – Mützen und mehr (Frech)
- 4 (1) **Detlef Pape**: Schlank im Schlaf (Gräfe und Unzer)
- 5 (4) **Pola Kinski**: Kindermund (Insel)
- 6 (5) **Florian Illies**: 1913 – Der Sommer des Jahrhunderts (Fischer)
- 7 (3) **Jamie Oliver**: Jamies 15-Minuten-Küche (Dorling Kindersley)
- 8 (6) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 9 (-) **Joshua Clark, Mark Lauren**: Fit ohne Geräte für Frauen (Riva)
- 10 (8) **Christoph Stockar**: Der Schweizer Knigge (Beobachter)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Medienvielfalt

Die gebührenfinanzierte SRG und die private AZ-Medien-Gruppe liefern sich einen eigentümlichen Wettstreit: Wer ändert häufiger die Namen seiner Sender beziehungsweise Zeitungstitel? Die SRG legte zügig vor, nannte das Fernsehen erst «DRS», dann «SF DRS», später «SF» und nun «SRF». Die Dachorganisation hiess einst «SRG SSR», dann «SRG SSR idée suisse» und wieder «SRG SSR». Die AZ-Mediengruppe um die Aargauer Zeitung holt langsam auf: Ihr Zeitungsverband hiess kürzlich noch *Mittellandzeitung*, wechselte plötzlich auf *Die Nordwestschweiz*. Ihr sonntäglicher Ableger erhält im sechsten Jahr seines Bestehens bereits den dritten Namen: Erst hiess die Zeitung *Sonntag*, dann *Der Sonntag*, zukünftig wird sie unter dem Titel *Schweiz am Sonntag* verkauft. Das Rennen ist damit wieder offen. (rb)

## Die Schweiz von morgen

Charles Lewinsky baut in seinem neuen Buch Christoph Blocher ein Mausoleum und spricht Cédric Wermuth heilig. Von Rico Bandle

Eine Schulklasse macht sich auf den Weg nach Rhäzüns. Sie ist nicht die einzige: Viele weitere Schulklassen stehen bereits Schlange beim Schloss, das bekanntlich der Familie Blocher gehört. Ein Mausoleum ist dort untergebracht: eine grosse Halle, «und in der Mitte steht diese Steinkiste, wo der Blocher drin ist». Ihm sollen die Kinder des Landes die Ehre erweisen.

Die Geschichte dieser Schulreise ist eine von 24 «Zukünften» im neuen Buch von Charles Lewinsky: Die «Essvauph» habe vor langer Zeit die absolute Mehrheit im Land erlangt, Blocher sei zum zweiten Mal in den Bundesrat gewählt und schliesslich zum «Bundespräsidenten auf Lebenszeit» ernannt worden. Über die Schulreise viele Jahre nach Blochers Tod schreibt Lewinsky aus der Perspektive eines Schülers: «Ich habe den Herrn Stämpfli [den Lehrer] gefragt, ob ein Kaiser mehr ist als ein Blocher, und er hat gesagt, ich solle nicht so dumme Fragen stellen und ein bisschen mehr Ehrfurcht haben. Wahrscheinlich ist ein Blocher eben doch mehr.»

## Das Land geht unter

Die Zukunftsszenarien erinnern an Kabarettnummern von Franz Hohler aus den 1990er Jahren, die uns zeigten, wie sich die von eigentlich lebenswürdigen Menschen bewohnte Schweiz in ihrer Konsens- und Profitucht selbst in den Abgrund reitet. In Lewinskys Geschichten bedeutet dies: Das Mittelland ist nach einem Atomunfall verseucht, die Klimaerwärmung sorgt für Dürre, die gesamte Landschaft ist mit Einfamilienhäuschen verunstaltet, der Bundesrat wird per Castingshow am Fernsehen gewählt, die Dialekte sterben aus. Den apokalyptischen Visionen liegt meist eine aktuelle politische Debatte zugrunde, oft taucht auch ein heute bekannter Politiker oder ein Nachkomme auf: Die Zukunft ist die zugespitzte Gegenwart.

Charles Lewinsky ist ein Aussenseiter unter den Schweizer Intellektuellen: Nach der Annahme der Minarett-Initiative schrieb er den wohl meistdiskutierten politischen Text eines Schweizer Schriftstellers seit vielen Jahren, was unter den Kollegen viel Argwohn auslöste, obschon diese seine Empörung über den Volksentscheid teilten. Ein Mann, der populäre Fernsehsendungen wie «Fascht e Familie» oder Liedtexte wie «Losed Si, Frau Küenzi» geschrieben hat, der kann doch jetzt nicht als Linksintellektueller auftreten und erst noch allen die Schau stehlen! Obschon – oder gerade



«Ein bisschen mehr Ehrfurcht»: Autor Lewinsky.

weil – er mit seinen herausragenden Romanen «Melnitz» und «Gerron» mehr Erfolg hatte als die meisten Autoren des Landes, muss er in der Literaturwelt zum Teil noch immer um Anerkennung kämpfen.

Mit seinem neuen Buch erreicht er bei weitem nicht dieselbe Flughöhe wie bei «Melnitz» oder «Gerron». Zu simpel ist die Botschaft, zu offensichtlich sein politisches Ansinnen. Dass die Schweiz in Zukunft durch einen endlosen Verkehrsstau verstopft wird oder dass das Volk alle Ausländer per Volksinitiative aus dem Land schickt und sich dann wundert, dass ganze Spitaltrakte aus Personal-mangel geschlossen werden müssen – solche Gedanken sind weder neu noch überraschend. Ebenso, wenn in einer Geschichte die Schweiz vom «heiligen» Cédric Wermuth in eine sozialistische Sekte umgewandelt worden ist.

Weit interessanter als der Inhalt ist die Form. Für jede Geschichte hat Lewinsky ein anderes Genre gewählt: Der Text über das Blocher-Mausoleum ist ein Schulaufsatz, andere sind als Interview, Fabel, Märchen, Tagebuchnotiz oder Nachruf verfasst. Und das wie immer mit jener beneidenswerten Leichtigkeit, die Charles Lewinsky als Autor so einzigartig macht.

Charles Lewinsky: Schweizer. 24 Zukünfte. Nagel & Kimche. 176 S., Fr. 25.90

## Gottes Münze

Wie immer ist alles sehr einfach: Carla Bruni-Sarkozy übersiedelt vom Elysée-Palast zurück in die Charts. Von Thomas Wördehoff

Es muss einer jener Nachmittage im Himmel gewesen sein, in denen es selbst dem lieben Gott ein bisschen zu fromm bei seinen Heerscharen zuzuging. Fad war's dem Schöpfer wohl, und so fing er an, mit den Möglichkeiten der Existenz zu jonglieren. Wie wäre es, zur Abwechslung mal ein Leben zu erfinden, in dem alles glatt läuft. Ein bunter Gegenentwurf zur Langeweile, ja, das sollte das Programm sein: Schönheit, Begabung, Abenteuer, Reichtum, Macht und Erotik ohne Ende. Der Herr spielte die Möglichkeiten für eine ganze Weile durch – es schien ihm Spass zu bereiten –, und dann, irgendwann, warf er eine seiner himmlischen Münzen in die Luft. «Schaun wir mal.»

Die Münze landete kurz vor Weihnachten, am 23. Dezember 1967, in einer Turiner Krippe. Sie fiel auf die richtige Seite und wurde zum Glücksbringer. Es war ein Mädchen, dessen Leben ab diesem Tag bestimmt war, zum Fest zu werden, zu einem leichtfüssigen Tanz voller Musik, schöner Menschen und goldener Türen. Carla wurde als Wunschkind einer Pianistin und eines Gitarristen geboren. Später dann heiratete die Mutter einen italienischen Industriellen und Komponisten. Alles ist immer ein wenig verwirrend und schwer zu erklären gewesen im Leben von Carla Bruni, aber irgendwie ist das auch Teil ihres Glücks. Denn im Grunde ist alles auch wieder sehr einfach.

Zum Beispiel ihr neues Album. «Little French Songs» wird am 1. April erscheinen, gerade eben wurde «Keith and Anita» als Vorab-Single veröffentlicht, eine hübsche Petitesse für sanfte Frühlingstage. Nichts Weltbewegendes also – aber immerhin das erste Mal, dass eine ehemalige First Lady Pop singt. In diesem Fall über ein legendäres Paar der englischen Bohème aus den Sixties, Keith Richards und Anita Pallenberg.

### Hemmungslose Lust am Spiel

Geht das überhaupt? Cherie Blair sänge über Tom Jones oder Elsa Antonoli, Mario Montis Gattin würde Adriano Celentano musikalisch verewigen – unvorstellbar. Bei Carla Bruni nimmt man jedoch den Brückenschlag nicht nur hin, ihr nonchalantes Crossover wird als charmante Selbstverständlichkeit goutiert. Und da kommt wieder Gottes Münze ins Spiel: Nonchalance, Selbstverständlichkeit und verspieltes Schlendern – im Falle Carla Brunis setzen diese Talente alle lähmenden Schwerkräfte wie Politik und Etikette ausser Kraft.

Sie war eines der teuersten Models der Welt, drehte mit Woody Allen («Midnight in Paris») und Robert Altman («Prêt-à-Porter») nahm

drei CDs auf, wurde vom Vatikan für «unerwünscht» beim Papstbesuch ihres Mannes erklärt (weil man einen Tsunami von Nacktfotos von C.B. in den italienischen Zeitungen befürchtete). Mit dem jetzigen Aussenminister Laurent Fabius war sie einst liiert. Mit Mick Jagger war sie zusammen, mit Eric Clapton, mit Kevin Costner und dann auch mit Jean-Paul Enthoven, einem Publizisten und Intellektuellen, den sie dann wegen seines Sohnes verliess. Na und? «Honni soit qui mal y pense.» Für sie wurde dieser Aufruf geradezu erfunden. Gottes Münze hatte nämlich bewirkt, dass al-

### Ihre Talente setzen lähmende Schwerkräfte wie Politik und Etikette ausser Kraft.

les im Leben der Carla Bruni unverfälscht und von keinerlei Hintergedanken lädiert werde. Als gelungenes Beispiel für die hemmungslose Lust am Spiel. So flaniert sie weiterhin beschwingt durch Politik, Pop und Prominenz, mit dem überraschten Lächeln einer Première Dame, leicht distanziert und immer ein neues Abenteuer erwartend. Selbst Gott im Himmel amüsiert sich in allzu frommen Momenten heimlich über so viel Glück auf Erden.

**Carla Bruni:** Das neue Album «Little French Songs» erscheint am 1. April.



Nonchalantes Crossover: Carla Bruni-Sarkozy.

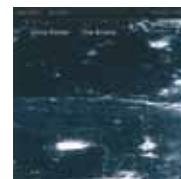
## Der Saxofonist als Geschichtenerzähler

Von Peter Rüedi

Sind schon Literaturverfilmungen eine heikle Angelegenheit (in aller Regel stellt sich am Ende nur die Frage, wie weit sie hinter ihrer Vorlage zurückbleiben), sind musikalische Auseinandersetzungen mit literarischen Stoffen noch riskanter (jenseits des Musiktheaters). Sie geraten sofort in den Verdacht von Programmmusik, also Illustration. Und, handelt es sich um Jazz, in den der Anbiederung an abendländisches Bildungs-simpioniergehabe (John Lewis' resp. des Modern Jazz Quartets Umsetzung der Commedia dell'arte sind in lebhafter Erinnerung).

Wenn also der Tenorsaxofonist (und Sopranist und Klarinettist) Chris Potter in Homers «Odyssee» die Auslegeordnung der grossen, ewiggültigen allgemeinmenschlichen Themen erkennen will, sind wir erst mal skeptisch. Um nach den ersten expressiven Melodielinien von «Wine Dark Sea» erleichtert festzustellen: So eng ist das nicht zu verstehen mit der «Umsetzung» der weltliterarischen Vorlage. Potter versteht sich allenfalls im weitesten Sinn als «homerischer» Sänger, insofern, als er die eher lyrisch-hymnische, dennoch muskulöse Seite seiner Natur klingen lässt und in seinen Mitmusikern freisetzt. Auch die können sonst ganz anders, das heisst wilder und sperriger: der vielseitige Mr Craig Taborn am Piano, David Virelles am präparierten Klavier und am Harmonium (hier hauptverantwortlich für klangkoloristische Tinten), Larry Grenadier am Bass und Eric Harland am Schlagzeug.

Dies ist einfach eine exzellente Band, die von einer Reihe melodischer, eher sekundär thematisch inspirierter Kerneinfälle ausgeht (der von «Stranger at the Gate» hat mehr mit Ornette Colemans «Lonely Woman» als mit der Rückkehr des Odysseus zu tun, obwohl: Eine *lonely woman* ist ja Penelope fürwahr, sozusagen der Archetyp einer solchen). Keine Programmmusik also, wohl aber der Saxofonist als *storyteller*. Poetisch, intensiv, voll überraschend changierender Klangtexturen. Die «Odyssee» nicht als verbindliche dramaturgische Folie, sondern allenfalls als Ausgangspunkt einer sehr eigenen abenteuerlichen Reise.



Chris Potter: The Sirens. ECM 2258 279 4579

## Top 10

### Knorrs Liste

1	Jagten Regie: Thomas Vinterberg	★★★★★
2	Lincoln Regie: Steven Spielberg	★★★★★
3	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
4	Life of Pi Regie: Ang Lee	★★★★★
5	Zero Dark Thirty Regie: Kathryn Bigelow	★★★★☆
6	The Hobbit Regie: Peter Jackson	★★★★☆
7	Silver Linings Playbook Regie: David O. Russel	★★★★☆
8	Flight Regie: Robert Zemeckis	★★★★☆
9	Quartet Regie: Dustin Hoffman	★★★☆☆
10	The Last Stand Regie: Kim Jee-woon	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (1)	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	34 377
2 (2)	Lincoln Regie: Steven Spielberg	13 998
3 (4)	Flight Regie: Robert Zemeckis	9 783
4 (-)	Gangster Squad Regie: Ruben Fleischer	9 315
5 (-)	Fünf Freunde 2 Regie: Mike Marzuk	8 296
6 (-)	The Last Stand Regie: Kim Jee-woon	7 466
7 (7)	Quartet Regie: Dustin Hoffman	7 184
8 (-)	Zero Dark Thirty Regie: Kathryn Bigelow	6 986
9 (6)	Schlussmacher Regie: Matthias Schweighöfer	6 861
10 (5)	Life of Pi (3-D) Regie: Ang Lee	6 233

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	The Expendables 2 (Impuls)
2 (2)	Das Bourne-Vermächtnis (Universal)
3 (5)	Intouchables (TBA)
4 (3)	Ted (Universal)
5 (4)	Abraham Lincoln – Vampire ... (Fox)
6 (6)	Para-Norman (Universal)
7 (-)	Code Name Geronimo (Ascot Elite)
8 (10)	Was passiert, wenn's passiert ist (Univ.)
9 (7)	Total Recall (Sony)
10 (-)	The Dark Knight Rises (Warner)

Quelle: Media Control



Erstaunliche Performance: Hunt Powers in «Rocco – Der Mann mit den zwei Gesichtern».

### DVD

## Revolverheld und Epileptiker

Quentin Tarantino und seinem «Django» sei Dank: Es erscheinen von ihm empfohlene Italowestern-Raritäten auf DVD.

Von Wolfram Knorr

Die höheren Weihen wurden ihm nie so recht zuteil – dem Spaghetti-Western; mal ausgenommen von Sergio Leone («Once Upon a Time in the West») und Sergio Corbucci («Il grande silenzio»). Die Mehrheit der sage und schreibe über 500 Italo-Spielarten, die zwischen 1963 und 1975 entstanden, hatte eher den Ruf von Trash. Dass in dieser Flut auch Goldstücke vorhanden sind, erschloss sich nur eifrigen Schürfern, die praktisch jeden Film durch ihr Qualitätssieb rüttelten. Und Quentin Tarantino, dessen erster Spaghetti-Western «Django Unchained» gerade erfolgreich in den Kinos läuft, ist ein ausgewiesener Spezi. 2007 hatte er während der Filmfestspiele Venedig eine Retrospektive jener Gattung gestaltet, die er für die grösste hält. Mag ja vielleicht übertrieben sein, aber ihm und seiner «Django»-Version ist es zu danken, dass Raritäten aus der Retro als DVD endlich auf den Markt kommen – und zwei möchte ich herausgreifen.

«Rocco – Der Mann mit den zwei Gesichtern» («Sugar Colt») vom Sergio-Leone-Assistenten Franco Giraldi. Viele der Helden wurden mit Amerikanern besetzt (oder ihnen wurden Ami-Namen verpasst); zu den am wenigsten bekannten gehört Hunt Powers (auch Jack Betts), der nur in miserablen Varianten rumhampelte, aber hier eine erstaunliche Per-

formance hinlegte. Tom Cooper (in der deutschen Fassung Rocco genannt), der Damen das Schiessen beibringt, bekommt von Pinkerton einen irren Auftrag: ein Bataillon von Bürgerkriegssoldaten ist spurlos verschwunden, und er soll es finden. Der Revolverheld macht sich als Arzt nach Snake Valley auf, jenem Ort, wo die verschwundenen Soldaten gesichtet worden sein sollen – doch dort herrscht der Colonel. Cooper ist nicht nur ein genialer Schütze, er erweist sich auch als grosser Verkleidungskünstler. Ein Motiv, das Tarantino in «Django» mit Christoph Waltz als Zahnarzt aufgreift.

«Die Zeit der Geier» («Il tempo degli avvoltoi») von Fernando Cicero, der bei Luchino Visconti und Francesco Rosi assistierte und später Sexkomödien drehte («Franco & Ciccio»), spielt hemmungslos mit dem Erfolgsklischee des Buddy-Gespans zwischen Halldori und bierernstem Killer, das von Giuliano Gemma und Lee Van Cleef bis Terence Hill und Bud Spencer in allen Varianten durchgenudelt wurde. Hier sind es George Hilton und Frank Wolff, wobei Wolff als «schwarzer Tracy» und Epileptiker eine Düster-Nummer für sich ist. Auch wenn «Die Zeit der Geier» nicht die Klasse von «Rocco» haben mag, zeichnet beide ein rabulistischer Humor aus, den es in dieser Form, die häufig an absurdes Theater erinnert, nur im Italo-Western gab. Da kann man Tarantinos Be-

geisterung verstehen («Rocco» und «Die Zeit der Geier», rubriziert als «Western unchainend»; mit deutschen Untertiteln). ★★★★★☆



Rabulistischer Humor: «Zeit der Geier».

## Weitere DVDs

### Die Arbeiterklasse kommt ins Paradies —

Einer von drei Elio-Petri-Filmen aus einer wunderschönen «Elio Petri Edition». Petri (1929–1982) war Filmkritiker, Ende der vierziger Jahre Mitglied der italienischen kommunistischen Partei, dann schrieb er Drehbücher, wurde Mitte der fünfziger Jahre Assistent von Giuseppe De Santis («Riso amaro») und in den Sechzigern Regisseur. Seine Filme waren politisch motiviert. Sein wütendster war «La classe operaia va in paradiso» («Die Arbeiterklasse geht ins Paradies», 1971) mit Gian Maria Volonté als italienischer Stachanow, der die höchsten Fertigungszahlen liefert und seine Kollegen gegen sich aufbringt. Der Akkordarbeiter ist ein Wrack, das dann zum Wüterich gegen das System auskeilt. Wer meint, diese Art von Politfilm sei überholt, wird verblüfft sein, wie zeitgemäss Petri wieder ist. Mit ungeheurem Furor wird der Konflikt um die Arbeitsplatz-Angst und der Aufstand dagegen zum emotionalen Clinch. Alle bekommen ihr Fett weg: Studenten, Gewerkschaften, Betriebsleiter (mehrsprachig, mit deutschen Untertiteln und Bonus-Material). ★★★★★☆

## Fragen Sie Knorr

Ist es nicht eine Schande, dass «Argo» nicht für den Oscar nominiert wurde? Was denken Sie, weshalb? M. K., Herrenschwanden



«Argo» wurde selbstverständlich nominiert, und zwar in einer ganzen Reihe von Kategorien (bester Film, Musik, Schnitt, Nebendarsteller, adaptiertes Drehbuch). Allerdings erhielt Regisseur Ben Affleck keine Nominierung für die beste Regie. Irgendwo war zu lesen, man habe ihn «übergangen». Vielleicht geht darauf Ihre Irritation zurück. Affleck

**Forgotten Silver** — Bevor Peter Jackson zum «Herr(n) der Ringe» und der Hobbits wurde und sich in der edlen Mittelmeer einrichtete, trieb er's in sinistrierender und makabrer Gesellschaft ziemlich bunt beziehungsweise blutig. Mit Aliens, die Menschen fressen («Bad Taste», 1987), oder mit Zombies («Braindead», 1992), die im Blut waten. Das war natürlich nicht ernst gemeint, und dem Hang zum grellen Schabernack liess er freien Lauf in seiner durchtriebenen sogenannten Mockumentary (fiktionaler Dokfilm) «Forgotten Silver» aus dem Jahre 1995. Es geht um einen neuseeländischen Film-pionier, lange unentdeckt, dessen Schätze durch Zufall gefunden wurden und der als Technikfreak sogar vor dem Flugpionier Wright in die Lüfte stieg; erst danach hob er auf Zelluloid ab, in die Welt der Fantasie. Das ganze Material ein einziger Fake und gerade deshalb eine Hymne aufs Medium. ★★★★★☆



Hymne aufs Medium: «Forgotten Silver».

**Killer Joe** — William Friedkin war mal der Virtuose des New Hollywood mit Werken wie «French Connection» (1971) und «The Exorcist» (1973), doch nach «To Live and Die in L.A.» (1985) ging's steil bergab. Jüngster Beweis des Niedergangs: «Killer Joe» (2011), ein rüdes Kammerspiel um einen Drogendealer und einen korrupten Cop, Brutalität und Vergewaltigung. Krud und dämlich. Tarantino muss natürlich auch herhalten («Mit einem Schuss Tarantino»). ★★☆☆☆

gelang mit «Argo» ein grosser Politthriller, und das wurde bereits gebührend gewürdigt. Er gewann Golden Globes, einen Spezialpreis der National Board of Review Awards, den Regiepreis der Critics' Choice Movie Awards 2013 und noch mehr. Selbst wenn er also beim Oscar leer ausgehen sollte, kann er das mit Sicherheit verschmerzen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Feminismus für Fortgeschrittene

Von Rico Bandle

In Artikel 2 Absatz 4b der SRG-Konzession heisst es: «Die SRG trägt bei zur Bildung des Publikums.» Schaltet man den Fernseher ein, so ist von diesem Passus meistens wenig zu spüren. Aber es gibt sie, die Inseln des Denkens, wo dem oft verschmähten Bildungsbürgertum noch gebührend gehuldigt wird, wo man Dinge lernt, von denen man gar nicht wusste, dass man sie lernen kann. Zum Beispiel, dass es feministische Philosophen gibt. Ein solcher war letzten Sonntag zu Gast in der «Sternstunde Philosophie» auf SRF 1 und diskutierte mit einer feministischen Hirnforscherin über die Unterschiede im Denken zwischen Mann und Frau.

Um den Inhalt der feministischen Forschung grob zusammenzufassen: Es gibt tatsächlich Unterschiede zwischen Mann und Frau; jede Studie allerdings, die bei Frauen in irgendeinem Gebiet ein Defizit gegenüber dem Mann feststellt (zum Beispiel beim räumlichen Denken), weist methodische Mängel auf beziehungsweise, sie ist aus männlicher Sicht angelegt, weshalb das Resultat nicht stimmen kann.

«Ich möchte keine Kuriosität sein mit meinen feministischen Anliegen», sagt der feministische Philosoph, ein junger, gutaussehender Mann mit Dreitagebart, schwarz gekleidet, geschmeidig im Auftritt. Für die feministische Hirnforscherin ist die Präsenz des feministischen Philosophen ein Ausdruck gesellschaftlichen Fortschritts: «Dass sich da explizit jemand mit der sogenannten Frauenfrage auseinandersetzt, das sind schon Anzeichen dafür, dass man sich mehr um ein geschlechtersensitives Leben bemüht.» Und sie spricht von der Hoffnung, dass sich vermehrt «neue Geschlechterrollen jenseits von binären Kategorien kreieren oder gestalten lassen». Sie erzählt, sie lebe mit ihrer Frau und ihrer Tochter zusammen, die zwei Mütter habe, und sie finde es toll, dass sich neue Familienformen ausbreiteten, zum Beispiel, dass ein Kind zwei Väter und zwei Mütter habe, oder was auch immer.

Die Moderatorin nickt bei jeder Aussage verständnisvoll, wie es sich gehört, man will ja nicht den Anschein erwecken, man gehöre zu den Intoleranten.

Sternstunde Philosophie: Sonntag, 11 Uhr, SRF 1.

# Die Gipfelstürmerin

Evelyne Binsack in Hollywood; Preisaufschlag am Zürcher Opernball. Von *Hildegard Schwaninger*



*Bis ans Ende der Welt:* Abenteurerin Binsack.

Im «Dolder Grand» werden für Spa-Mitglieder, die immerhin 7000 Franken Jahresbeitrag bezahlen (nach dem ersten Jahr wird's etwas günstiger), regelmässig Veranstaltungen angeboten. Meist Vorträge zu einem Sport- oder Gesundheitsthema. Kürzlich hat **Evelyne Binsack**, Gipfelstürmerin aus der Innerschweiz, die Zuhörer beeindruckt. Binsack ist die erste Schweizerin, die auf den Mount Everest stieg. Zurzeit macht die 48-Jährige einen Crashkurs für Dokumentarfilm in Hollywood. Die Luzernerin, die für Willensstärke und Durchhaltevermögen steht, plant eine zweite Karriere als Filmemacherin.

Den Gästen im «Dolder Grand» erzählte sie von ihrer 484 Tage langen Reise um die Welt. Sie startete vor ihrer Haustür in Innertkirchen im Berner Oberland und stand fast anderthalb Jahre später am Südpol. Sie fuhr allein los, mit dem Velo und vierzig Kilo Gepäck, über den Grimselpass, durch Frankreich, Spanien; mit dem Boot ging es nach Südamerika, sie fuhr durch Mexiko (hier, weil es gefährlich wurde, kurzzeitig mit Eskorte), Chile, Argentinien, schliesslich, mit einer Gruppe von vier Männern, die sich übers Internet gefunden hatten, ging es zu Fuss in 47 Tagen die 1180 Kilometer von der Herkules-Bucht zum Pol.

Evelyne Binsack erzählte so anschaulich, dass den Gästen fröstelte. Zum Glück gab es dann Wein und Tatarhäppchen, Gemüse-

spiessli, kräftigendes Rindsfilet und Brownies. Binsack, die zwischen den endlos scheinenden Tagen auf dem Fahrrad auch noch acht Fünftausender und drei Sechstausender in den Anden bestiegen hatte, schrieb ein Buch über ihre Gewaltsleistung: «Expedition Antarctica. 484 Tage bis ans Ende der Welt». Ihre Fahrt ging durch sechzehn Länder.

**S**tabsübergabe im «Dolder Grand»: Von Direktor **Thomas Schmid**, der ins «Dolder Waldhaus» wechselte (das auch dem Investor



*Familientradition:* «Dolder»-Direktor Jacob.

**Urs Schwarzenbach** gehört) und dort den Abbruch des Hotels und den Neubau vorbereitet (wann das passiert, steht in den Sternen), übernahm **Mark Jacob** als neuer Direktor das

«Dolder Grand». Er ist der Sohn des Hotelier-Ehepaars **Vic Jacob** und **Helen Jacob**, die in St. Moritz seit einem Vierteljahrhundert das «Suvretta House» führen.

**D**as neue Italo-Restaurant «La Zagra» von **Antonio Sturiale** wird diskutiert, vor allem, weil **Paul Senn** dort neuer Restaurantleiter wird. Ist das Restaurant nicht zu klein für Senn, der in der bierhallengrossen «Kronenhalle» gross wurde? Das «Zagra», bisher zwei Stockwerke hoch, bekommt im Frühling eine grosse Terrasse. Ausserdem soll das benachbarte «Ulivo», wo **Marianna** und **Gerardo** zurzeit wirken (auch sehr gute Küche), eines Tages für Banketträume integriert werden. Beide Gebäude gehören **Roland Möhrle**, der sich vom Maurer zum Bauunternehmer (Möhrle & Kuhn) und Immobilienbesitzer hochgearbeitet hat.

**W**as für ein Preisaufschlag! Für den Zürcher Opernball zahlten die ehemaligen Debütanten bisher 60 Franken für Flanierkarten, heuer sind es 140 Franken. Happige 130 Prozent mehr (die Debütanten vom letzten Jahr zahlen 90 Franken). Bemerkenswert, liegt doch dem Intendanten **Andreas Homoki** die Bindung der Jugend ans Opernhaus so sehr am Herzen. Budgetbewusste Studenten werden sich den Opernball-Besuch zweimal überlegen, können sie doch fürs gleiche Geld min-



*Immer teurer:* Zürcher Opernball.

destens siebenmal in die Oper gehen (die Legi-Preise sind gegenüber früher halbiert).

Opernball-Mitorganisatorin **Martina Bærswyl-Holzach**, PR-Lady mit rosa Brille, sagt, Flanierkarten für Normalos seien sogar billiger geworden (290 Franken statt wie bisher 380 Franken) und: «Die UBS hat einen grossen Tisch bestellt.» Am 2. März wird sich weisen, ob am Opernball nur noch Sponsoren tanzen. Jedenfalls wird kräftig für den Opernball geworben, der früher immer schnell ausverkauft war. Es kann doch nicht sein, dass die Anziehungskraft von «Alles Walzer» dermassen verblasst ist!

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Vollgas

Die Rennfahrerin Christina Surer, 38, und der Rennfahrer Martin Tomczyk, 31, haben im Januar geheiratet. Die Dauer des Hochzeitskusses wurde mit der Stoppuhr gemessen.



«Acht Sekunden»: Brautpaar Tomczyk-Surer.

**Christina:** Als Rennfahrerin und Moderatorin war ich, auch als ich schwanger war, noch lange unterwegs. Mir ging es ja gut. Martin war ebenfalls vielbeschäftigt, zu den Hochzeitsvorbereitungen kam der Umzug nach Deutschland dazu. Die bevorstehende Geburt unseres Babys in zwei Wochen ist ein Grund, die nächsten Monate etwas kürzerzutreten. Man könnte sagen: Ich brems das Tempo von 300 Stundenkilometern runter und biege nun in die Fussgängerzone ein. Vorübergehend: In der zweiten Jahreshälfte gebe ich dann wieder mehr Vollgas.

**Martin:** Bevor wir uns kennenlernten, träumten wir beide von einem Menschen, der einem alles gibt und vieles ermöglicht. Beziehungsexperten sagen, so etwas gebe es gar nicht. Ich widerspreche: Christina verstärkt meine guten Seiten und lindert meine Schwächen. Wir lachen viel zusammen, sind uns bei den wichtigen Themen immer einig. Wir ergänzen uns perfekt und verschönern unser Dasein gegenseitig.

**Christina:** Mit unseren gedrängten Terminkalendern, die uns von einer Rennstrecke zur anderen führten, kamen wir einfach nicht früher dazu zu heiraten. So waren wir drei Jahre lang verlobt. Als ich mit unserem Wunschkind schwanger wurde, war es uns wichtig, die

Beziehung zu officialisieren, wie es so schön heisst.

**Martin:** Seit einem Monat verheiratet, werden wir ab Ende Februar bereits zu dritt sein. Das Gefühl, eine Familie zu gründen, ist ziemlich einzigartig. Weil zwischen dem ersten Heiratsantrag und der Absicht zu heiraten einige Jahre verstrichen waren, nutzte ich den zweiten Antrag, um nachzuholen, was ich beim ersten Mal anscheinend versäumt hatte.

**Christina:** Den Kniefall! Ich fand es süß und musste später an eine andere Liebesbezeugung denken. Mein erster Schwarm, da war ich zwölfjährig, hiess Salvatore. Um mich zu beeindrucken, schenkte er mir auf Anraten seiner Schwester Nylonstrümpfe und ein teures Parfüm. Es wurde nichts aus dieser Geschichte, obwohl er jahrelang in mich verliebt war.

**Martin:** Zusammen mit unserem *wedding planner* organisierte ich anschliessend den gesamten Event. Meine Frau musste sich zu diesem Zeitpunkt schonen und zudem zwei – roséfarbene! – Kinderzimmer einrichten, da wir künftig in Deutschland und der Schweiz leben werden.

**Christina:** Wir sind beide Familienmenschen, und ich wollte unbedingt Mutter werden. Später wurde ich in den Zeitungen zitiert, dass ich mir mit einem Kind sogar eine zweite Heirat vorstellen könnte. Aber auch ohne Kinder hätte ich Martin irgendwann geheiratet.

**Martin:** Das Glück wird mit der Geburt unserer Tochter perfekt sein, aber weiterer Nachwuchs ist nicht ausgeschlossen.

**Christina:** Hochschwanger, wie ich bei der Heirat war, musste ich die weisse Robe eine Woche vor der Trauung nochmals anpassen lassen.

**Martin:** Die Zeremonie in Rosenheim begann mit einer lustigen Frage und einem Nein. «Nein, wir haben seit der Anmeldung unserer Ehe nicht heimlich geheiratet.» Der Rest war sehr emotional, und obwohl wir nur im engsten Kreis feierten, umfasste die Gesellschaft 140 Gäste. Es wurde ein rauschendes Fest.

**Christina:** Natürlich wurde die Dauer des Hochzeitskusses mit der Stoppuhr gemessen: acht Sekunden.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Spieglein, Spieglein

Von Andreas Thiel — Wer ist der Neutralste im ganzen Land?

**Thiel:** Herr Berset, der Bundesrat hat wieder bewaffneten Kampfflugzeugen die Benutzung unseres Luftraumes bewilligt. Wo bleibt da die Neutralität?

**Berset:** Der Uno-Sicherheitsrat hat den Waffengang in Mali gutgeheissen.

**Thiel:** Er hat zu Mali Stellung bezogen?

**Berset:** Ja.

**Thiel:** Dann verhält sich der Uno-Sicherheitsrat also auch nicht neutral?

**Berset:** Natürlich nicht.

**Thiel:** Und wo genau, haben Sie gesagt, bleibt unsere Neutralität?

**Berset:** Warum reden Sie nicht mit Ueli Maurer darüber?

**Thiel:** Weil ich nicht über Neutralität, sondern über den schuldentreibenden Sozialstaat reden möchte.

**Berset:** Dann kommen Sie zur Sache.

**Thiel:** Gerne. Herr Berset, Sie gehören ja zu jenen populistischen Opportunisten, die gerne mehrheitsfähige Dummheiten als Zukunftsvision verkaufen.

**Berset:** Wie bitte?

**Thiel:** Das Hobby von euch Sozialdemokraten ist es doch, die Demokratie zu missbrauchen, um Irrlehren umzusetzen.

**Berset:** Wollen Sie mich beleidigen?

**Thiel:** Beleidigt Sie diese Aussage?

**Berset:** Und ob. Sie beleidigen mich nicht nur, Sie tun dies auch noch fahrlässig. Das hat Folgen.

**Thiel:** Wieso?

**Berset:** Was Sie betreiben, ist üble Nachrede. Dafür kann ich Sie verklagen.

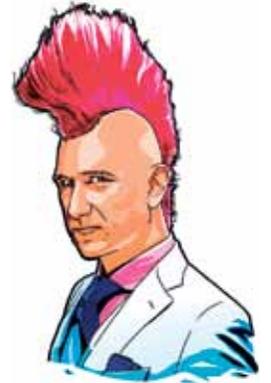
**Thiel:** Das ist ja interessant.

**Berset:** Was soll daran interessant sein?

**Thiel:** Als Satiriker bin ich ja nur so etwas wie ein Spiegel. Ich spiegle die Politik. Und ein Spiegel kann niemanden beleidigen. Aber er beschönigt auch nichts. Wenn Sie also in den Spiegel schauen und das, was Sie sehen, Sie beleidigt, dann hat das sicher nichts mit dem Spiegel zu tun. Der ist völlig neutral.

**Berset:** Sie wollen neutral sein?

**Thiel:** Im Gegensatz zum Bundesrat, ja.



Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Eine Entdeckung

Von Peter Rüedi



**A**ten Hasen und Weinnasen muss man die Faustregel nicht nochmals unter Letztere reiben, obwohl: Binsenwahrheiten haben es so an sich, dass sie sich abnützen. Deshalb, ohne Anspruch auf Originalität, ein letztes Mal: «Grosse Jahre, kleine Weine – kleine Jahre grosse Weine.» Das ist natürlich auch eine Maxime für den Fuchs unter den sauren Trauben, dem die nobelsten Jahrgänge der nobelsten Crus einfach zu weit über dem Budget hängen. Sie hat indes einen anderen Vorteil: So lassen sich Weine entdecken, von denen sich unsere Schulweisheit noch keine Vorstellung macht. Wirkliche *découvertes* wie diese, und ich schwöre bei Bacchus: Mich treibt dabei kein Ehrgeiz, als einziger mit einem Tipp zu glänzen, den alle andern übersehen haben. Er betrifft einfach einen Wein, der mehr wert ist, als er kostet.

Ich gestehe gern, von ihm noch nie gehört zu haben, bevor er im Angebot des Bordeaux-Spezialisten Gazzar auftauchte. Was insofern etwas heisst, als ich eine Schwäche für die kleine Médoc-Appellation Moulis habe. Für den Château Poujeaux zuerst, von dem inzwischen fast jeder weiss, dass er in einem neuen Klassement längst aus der Kategorie Cru Bourgeois in den Status eines Grand Cru befördert gehörte; für den Wein mit dem schönen Namen Chasse-Spleen, von dem Ähnliches zu sagen wäre, und mit leisen Abstrichen für die Etiketten Château Maucaillou und Château La Garricq.

Nun muss ich also meinem schwindenden Kurzzeitgedächtnis eine weitere Provenienz aufnötigen. Sie heisst Château Lalaudey, hat mit 45 Prozent (gegenüber 55 Prozent Cabernet) einen etwas höheren Merlot-Anteil als in der Zone üblich und ist, zumindest in der Version des segensreichen (und anderswo unbezahlbaren) Jahrs 2009, ein fitnessreicher, in den Tanninen weicher, fruchtiger (Pflaumen, Feigen, Cassis), nicht allzu wuchtiger, sozusagen poetischer Moulis. Auf den zu stürzen ich rate, bevor sich das allzu weit herumgesprochen hat.

Grosse Klasse, kleine Kasse. Genau das, was wir denn doch nicht alle Tage antreffen.

Château Lalaudey Moulis 2009 Cru Bourgeois.  
13%. Gazzar. Fr. 18.36. [www.gazzar.ch](http://www.gazzar.ch)

## In sind Grünflächen

Von Jürg Zbinden

**1** — Die Kosmetikmarke Nars, gegründet vom Make-up-Künstler und Fotografen François Nars, ist Teil des Shiseido-Konzerns. Was einst mit bloss einem Dutzend Lippenstiften bei Barneys New York begann, entwickelte sich zur internationalen Erfolgsgeschichte. Typisch für Nars sind die provokativen, oft sexuell konnotierten Namensfindungen: «Orgasm» für Puder und Nagellack; «Deep Throat», «Striptease» oder – James Brown lässt grüssen – «Sex Machine» sind wohl ebenso wenig für schüchterne Mauerblümchen gedacht. Die aktuelle Frühlingskollektion, bei Nars-Depositären erhältlich ab Ende Februar, bildet keine Ausnahme von der Regel. Der Lippenstift, Fuchsia mit Goldschimmer, heisst «Dressed to Kill», der Nagellack in irisierendem Silbergrün «Disco Inferno». Da nimmt sich der abgebildete Eyeshadow «Mad Mad World Duo» in Cyan und Sittichgrün nachgerade zurückhaltend aus. Sein Kostenpunkt: Fr. 60.–.

**2** — Michèle Ebinger Jewels ist ein kleines, schmuckes Geschäft an der Augustinergasse 52 in Zürich. Zu entdecken gibt es lokale und international erfolgreiche Künstler, welche Edelmetalle und Edelsteine zu aussergewöhnlichen Kunstwerken verarbeiten. Heissbegehrt sind etwa die Schmuckstücke Loree Rodkins, welche in Hollywood von vielen Stars und von Michelle Obama getragen werden – so auch die Ohrringe, welche die First Lady am Wahlabend trug. Der Armreif, der den Tudors zur Ehre gereichen würde, ist mit Diamanten, Rubinen, Saphiren, Mondstein und blaugrün schillernden Opalen besetzt. Er ist aus 18 Karat Gold und geschwärztem Silber. Der Preis variiert je nach Ausführung zwischen Fr. 1400.– und Fr. 3640.–. Details unter [www.me-jewels.ch](http://www.me-jewels.ch).

**3** — Handtaschen gehören zu den einträglichsten Artikeln der Mode, und es verhält sich ähnlich mit ihnen wie mit Schuhen – frau hat nie genug davon. Handtaschen gibt es in allen Preisklassen und Grössen, XXS oder XXL, von ein paar Kröten bis über 100 000 Franken, aus zweiter Hand oder brandneu. Topseller sind Hermès, Miu Miu, Chanel, Fendi, Marc Jacobs und Chloé. Der flaschengrüne Windsor-Klassiker entstammt der Frühjahrskollektion, ist aus feinstem Rindsnubukleder und kostet Fr. 1650.–. Details unter: [www.windsor.de](http://www.windsor.de).

1



2



3





Auto

## Freude am Berg

Der kleine Opel Mokka lässt uns erst kalt und überzeugt dann schon auf den ersten Metern. *Von David Schnapp*

Die Aussicht, am nächsten Tag einen Kleinwagen mit 1,4-Liter-Turbomotor und 140 PS in Empfang nehmen zu können, ist nicht etwas, was einen halbwegs erfahrenen Autotester unruhig schlafen lässt. Ehrlich gesagt, sah ich der Zeit, die ich im neuen Mini-SUV von Opel mit dem schönen Namen «Mokka» verbringen sollte, mit einer Mischung aus Gelassenheit und Gleichgültigkeit entgegen.

Dann aber sah ich das angenehm kompakte Auto und fand schon mal Gefallen an dem unaufgeregten Design, das den Wagen fröhlich aussehen lässt und modern wirkt, ohne ins aufgesetzt Zeitgeistige zu fallen. Der kunststoffreiche Innenraum ist vielleicht etwas unruhig, die Opel-typische Konzentration sehr vieler Tasten und Regler auf engem Raum in der Mittelkonsole ist leicht gewöhnungsbedürftig. Ausgezeichnet für ein Auto von lediglich 4,2 Meter Länge ist das Platzangebot, auch in der zweiten Reihe des «Mokka» sitzt man ziemlich bequem, und im Kofferraum ist Platz für 362 Liter Gepäck, etwa so viel wie in einem VW Golf.

### Opel Mokka 1.4 Turbo 4x4 Cosmo

Leistung: 140 PS, Hubraum: 1364 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 186 km/h  
Preis: ab 28 900 Franken

Dann drehte ich den Zündschlüssel, und schon nach wenigen Metern verband mich eine neue Freundschaft mit dem Auto, das einen wichtigen Beitrag leisten soll, um den Autobauer Opel aus der Krise zu heben. Es ist der Marke zu wünschen. Der Mokka hat etwas Volksnahes, was ihn sympathisch macht.

### Fröhlich dreht er hoch

Der 1,4-Liter-Turbobenziner ist aber das Herzstück des kleinen Geländewagens. In Verbindung mit dem Allradantrieb lässt sich der Opel damit erstaunlich leichtfüssig einen Pass hochjagen. In meinem Fall war es der Julier, den ich zur Anreise ans Gourmet-Festival in St. Moritz (s. rechte Spalte) überwinden musste. Ich bin diese Strecke in den letzten Jahren schon mit weitaus stärker motorisierten Autos gefahren, aber mit dem Mokka machte es ziemlich viel Freude. Selbst am Berg hat man noch Reserven zum Überholen, und wenn der kleine Motor fröhlich hochdreht und das Auto um die Kehren wieselt, hebt sich die Stimmung am Lenkrad. Das Fahrwerk ist gut und recht komfortabel, nur bei groben Unebenheiten fängt das Auto an zu schaukeln.

Fazit: Der Opel Mokka ist ein gutgemachtes Mini-SUV, das ein kompaktes Fahrzeug kombiniert mit der angenehm erhöhten Sitzposition. Die Verbindung aus 1,4-Liter-Turbomotor und Allradantrieb ist ein überzeugendes Antriebskonzept.

Zu Tisch

## Küche mit Humor

Von David Schnapp



Der Auftritt des italienischen Starkochs Massimo Bottura im «Badrutts Palace» war einer der Höhepunkte am St.-Moritz-Gourmet-Festival, das zum zwanzigsten Mal stattfand. Bottura ist eine der herausragenden Figuren zeitgenössischer Küche. Seine Gerichte verbinden traditionelle italienische Kochkunst mit modernistischen Techniken, er sucht Anleihen in Geschichte und Geografie seiner Heimat, lässt sich von Kunst inspirieren und entwickelt daraus Kompositionen, die hintergründig sind, intelligent und: Seine Küche hat Humor.

Aus dem Mortadella-Sandwich, dem Lieblingsessen italienischer Bauarbeiter, macht Bottura ein dekonstruiertes kleines Amuse, indem er die fettreiche Wurst zu einem porösen Schaum aufbereitet und ein Stück knuspriges Brot dazustellen. Aus dem ewigen Thema Gänseleber wird ein Lutscher in Form eines kleinen Magnum-Glases. Eine Hülle aus sizilianischen Mandeln und Piemonteser Haselnüssen umfängt eine kühle, cremige Foie-gras-Zubereitung, die als Letztes einen zähflüssigen Kern aus sehr altem Balsamico tradizionale di Modena freigibt. So wird aus einem Gericht der klassischen französischen Küche eine zutiefst italienische Variante.

Botturas «Osteria Francescana», die eben den dritten Michelin-Stern erhalten hat und auf der renommierten Liste der «World's 50 Best Restaurants» auf Rang fünf liegt, gehört zur Spitze einer Bewegung, die die Haute Cuisine über die Basis eines perfekten Handwerks hinausentwickeln will. Als Hauptgang servierte der Italiener ein butterzartes Kalbsfilet «alla fiamma», das auf einem Teller lag, der mit einer wilden Kleckerei aus Kartoffelschaum, Balsamico- und Chlorophyllsauce wirkte wie Action-Painting von Jackson Pollock. Das Fleisch selbst war eine geschmackliche Illusion, die intensiven Grill- und Raucharomen kamen nicht vom Feuer, sondern von einem Pulver aus gerösteten Kräutern. Es war nur eine der vielen kleinen italienischen Schlitzohrigkeiten, die Botturas Küche besonders machen.

Mehr zum Menü von Massimo Bottura: [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)  
Osteria Francescana, Via Stelle 22, Modena (I)  
[www.osteriafrancescana.it](http://www.osteriafrancescana.it);  
[www.stmoritz-gourmetfestival.ch](http://www.stmoritz-gourmetfestival.ch)



«Ich wende Embryotransfers an»: Poloprofi, Model, Unternehmer Figueras, 35.

MvH trifft

## Ignacio «Nacho» Figueras

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit dem zweitschönsten Mann der Welt, unter anderem über das Klonen (von Pferden).

Eine Bemerkung zum Anfang: Wenn man jede Woche einen Menschen befragt, muss man aufpassen, dass man nicht zu viele zirka sechzigjährige Männer nacheinander bringt (weil solche etwas erreicht haben plus gerne darüber reden [und über sich]; es entsteht sonst Verwechslungsgefahr mit Roger Schwinskis Fernsehsendung). Auch deshalb heute ein Gespräch mit einem 35-Jährigen, dem zweitschönsten Mann der Welt zudem (vor Brad Pitt, hinter Robert Pattinson; *Vanity Fair*-Leserbefragung 2009).

«Gratuliere zum Tor, das Sie geschossen haben. Und zu Ihrem Kind, das vor kurzem zur Welt kam.» (Team Ralph Lauren, für das er spielt, gewann das Match um den dritten Platz des St. Moritz Polo World Cup on Snow gegen Sal. Oppenheim 4:3.) – «Danke. Ja, vor einer Woche, mein viertes Kind.» – «Ihre Frau ist nicht mitgereist offensichtlich.» (Schade, Delfina Blaquier ist ein ehemaliges argentinisches

Model.) «Nein, mein Sohn ist bei mir, mein ältester, er ist dreizehn.» – «Wie sieht Ihr Tag aus, wenn Sie spielen?» – «Mein Tag, wenn ich spiele, beginnt am Tag vor dem Spiel. Ich gehe früh schlafen, denke über das Match nach, gegen wen ich spiele, was ich tun will. Am Morgen frühstücke ich leicht und lese ein wenig, was nicht zu Anspruchsvolles, lenke mich ab.» – «Wie trainieren Sie?» – «Polotraining bedeutet Reiten, jeden Tag drei, vier Stunden auf Pferderücken zu verbringen. Und viel Zeit im Stall, um Bescheid zu wissen über die Fitness der Tiere. Hier in St. Moritz ist es anders, man kann die Pferde erst dreissig Minuten vor Spielbeginn aus dem Stall nehmen, wegen der Kälte.»

«Werden in Argentinien Polospieler eigentlich verehrt wie Fussballer?» – «Nein, weniger. Fussball ist riesig in Argentinien ...» – «Aber wenn Sie ausgehen in Buenos Aires, nehme ich an, werden Sie erkannt.» – «Ja, man kennt

dich, aber es ist nicht, wie wenn Fussballspieler ausgehen.» – «Finden Sie in diesem Fall die Beschreibung von Ihnen als «David Beckham des Polos», die man manchmal liest, daneben?» – «Nein, das hat etwas, ich bin der *guy*, der das Bewusstsein der Leute in Argentinien, und auch in Amerika, für Polo erhöht.» (Er spricht fließend Englisch. Und ist auch Model, nicht für Unterhosen, sondern für Oberbekleidung von Ralph Lauren; oder Markenbotschafter von Veuve Clicquot, einer Champagnermarke, die mich nach St. Moritz ans Polo einlud.) «Wie erhöht man das Bewusstsein der Leute für Polo?» – «Zwei Möglichkeiten: Mehr Leute dazu bringen zu spielen und sich Spiele anzuschauen. Das sollte eigentlich möglich sein, Polo hat, was es braucht: Freiluft, Aufregung, Spannung, Unfälle, Pferde ... Wenn mehr Leute spielen, schauen mehr Leute zu. Dann finden wir Firmensponsoren, und wenn wir Geld haben, haben wir Spielübertragungen im TV ...»

«Hola, ich werde hier ausmisten»

«Kann man ohne eigenes oder allenfalls fremdes Vermögen Polospieler werden?» – «Also, man braucht nicht zwanzig Pferde, das ist für Profis. Ein Pferd ist genug. Und ein altes Paar Stiefel plus ein *mallet* aus zweiter Hand. Und wenn ein Junger gar kein Geld hat, geht er in den Stall irgendeines Poloklubs und sagt: «Hola, ich heisse Nacho und werde hier ausmisten, wenn ich dafür Polo spielen lernen darf.» Falls er Talent hat, kann er ein grosser Polospieler werden, daran glaube ich.» (Sein Vater war Ingenieur für Landwirtschaft.)

«Vor drei Jahren wurde das erste geklonte Polopferd geboren, was bedeutet das für Sie als Züchter?» – «Ich wende Embryotransfers an, das ist nicht dasselbe; die Methode ermöglicht, von einem Pferd, mit dem man gut Polo spielen kann, drei, vier, fünf, manchmal sechs oder sieben Junge in einem Jahr zu erhalten; eine Stute kann nur ein Junges haben in einem Jahr. Klonen ist eine andere Geschichte; ich glaube nicht daran, ein Super-Polopferd 25-mal zu klonen – ich möchte auch kein Tennisturnier sehen, in dem Federer gegen Federer spielt und Federer gegen Federer ... Doch um mehr vom Erbgut grossartiger Pferde zu haben, ist es eine wertvolle Sache.» – «Uralter Sport, neuste Technik, richtig?» – «Ja, ich habe Raptor, die Stute eines berühmten amerikanischen Polospielers, gekauft, von ihr gibt es drei Klone, und sie sehen genau gleich aus wie Raptor.» – «Wie lange kann man Polo spielen an der Spitze?» – «Bis 40, 45 vielleicht.» – «Ein Sport zum Altwerden.» – «Ja, ein ziemlich grosszügiger Sport.» (Vom Klonen von Polospielern hat man bisher nichts gehört.) «Was ist Ihre Botschaft oder Ihr Motto?» – «The sky is the limit.» (Etwa: «Man kann alles erreichen.»)

Sein liebstes Restaurant: Parador «La Huella», Playa Brava, José Ignacio, Uruguay, Telefon +598 4486 2279



**MEHR ALS NUR EIN SIGNET. EINE VERPFLICHTUNG.**

DAS OFFIZIELLE ROLEX SIGNET IST AUSSCHLIESSLICH DEM ROLEX FACHHÄNDLER VORBEHALTEN. NUR ER BIETET EINE GROSSE AUSWAHL UNTERSCHIEDLICHSTER ROLEX ARMBANDUHREN UND BESITZT DIE EXPERTISE, UM DIE TECHNISCHE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DEN GLANZ EINER ROLEX DAUERHAFT ZU ERHALTEN. JEDER NEUEN ARMBANDUHR VON ROLEX LIEGT EINE GARANTIEKARTE BEI, DIE ZUGANG ZUM NAMHAFTEN WELTWEITEN NETZWERK DER OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLER GEWÄHRT.



OYSTER PERPETUAL SUBMARINER DATE  
IN 18 K. WEISSGOLD

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

